This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 184 421

BIBLIOTHECA
HIRSCHBERGIANA

Charaktere, Charakteristiken

und

vermischte Schriften

von

Dr. Alexander Jung.

Zweiter Band.

Königsberg.
Verlag von Adolph Samter.
1848.

Schnellpressendruck von Samter & Rathke.

PN514
J86
v.2

Vorbemerkung.

Durch besondere Umstände veranlaßt, sehe ich mich genöthigt, diesem zweiten Bändchen meiner vermischten Schriften eine Art Prophetie vorauszuschicken. Ich habe es in Erfahrung bringen müssen, daß dem charakterisirenden Schriftsteller auch Gewissenhaftigkeit und Wohlwollen als Fahrlässigkeit und als Uebelwollen ausgelegt werden, so bald die Charakteristik nicht so ausfällt wie sie von der anderen Seite, aus vielleicht sehr subjektiven Gründen, gewünscht wird. Was daraus für jenen Schriftsteller folgt, ist nicht schwer vorauszusagen. Und so sage ich denn voraus, daß aus Ursachen, welche dieser vorliegende zweite Band enthält, mindestens von zwei Seiten her eine Kritik meiner vermischten Schriften erfolgen wird, der es gar nicht darauf ankommt, zu wissen, was sonst etwa noch außer jenen Ursachen in dem Dargebotenen enthalten ist, sondern die, ohne vorher lesen zu **wollen** und lesen zu **brauchen**, überalles und jedes herfallen, und es links und rechts verdächtigen wird. Der geneigte Leser jedoch wird sich dadurch nicht irre machen lassen,

789091

und wird, wenn jene Kritik (oder Derartiges) erfolgt, um so sicherer errathen, welche Stellen in diesem zweiten Bändchen sie hervorgerufen haben, ja, der Leser wird vielleicht noch mehr als das errathen. Und so beeile sich denn die vorausgesehene Doppelkritik zu erscheinen, denn sie wird mir doch nicht den Tort anthun wollen, daß ich in den Ruf komme, ein schlechter Prophet zu seyn? —

Noch bitte ich den geneigten Leser, die oft sehr Sinn störenden Druckfehler in beiden Bändchen vor dem Lesen zu verbessern, besonders in den Aufsätzen: Ole Bull und Lord Byron, in welchen Buchstaben herausgefallen und an andere Stellen gekommen sind.

Königsberg, den 7. December 1847.

Der Verfasser.

Inhalt des zweiten Bändchens.

		Seite
1.	Sylveſter-Nacht-Gedanken	1
2.	Ein polniſcher Dante	21
3.	Henrich Steffens	33
4.	Charles Sealsfield	65
5.	Eine literariſche Petition.	107
6.	Der Fluch der Anonymität	121
7.	Die Denuncianten der deutſchen Literatur	135
8.	Die Sprachreiniger der Gegenwart	149
9.	Ueber das Bedürfniß eines ſchriftſtelleriſchen Vereintwirkens	163
10.	Königsberger Briefe	

(Inhalt: Dr. Rupp. Landes- und Stadtnoth, Selbſtbeſinnung. Die ſtädtiſche Reſſource; die Herren: Koſch, Wechsler, Sauter Gottſchall, Falkſon und Levin; ein Geſchenk nach Amerika.)

UNIV. OF
CALIFORNIA

Sylveſter-Nacht-Gedanken.

1842.

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Sollen wir zu Hause bleiben, selbst heute, wie der Philister es liebt, am warmen Ofen, um für irgend einen geneigten Gönner einen wohlausstudirten Neujahrswunsch zu memoriren? Oder sollen auch wir hin zu den Lichtern des Balls, zu jenem festlichen Reigen, den Musik-Chöre umrauschen, zu denen knallende Weinflaschen-Stöpsel die Castagnetten schlagen? Oder sollen wir hinaus in die Nacht, von je unsere Lieblingin, in die Nacht, welche ein anderes, ein glänzenderes Lichter-Heer aufgesteckt hat, einen verschlungeneren, tiefsinnigeren Reigen aufführt, und sollen uns berauschen an der Feuer-Cascade der Milchstraße, am Tropfenfalle funkelnder Gestirne, an jenen erhabenen Toasten, welche die Sphären jauchzend dem Weltschöpfer darbringen? — Ja, es zieht mächtiger hier hin, als dort! Wir wollen hinaus! Wir wollen dem Zeitgeist rufen, unter den Schauern der Nacht, wir wollen dem Proteus zusetzen, und wenn er uns auch immer wieder in ein anderes Sternbild-Thier hineinschlüpfen sollte. Wir wollen nicht eher ruhen, bis er uns sage, wer er sey, was er wolle, und weßhalb er uns so lang schon getäuscht habe! — Wir wollen ihm selbst das Problem stellen! —

Es ist ein seltsames, tiefgeheimnißvolles Gefühl — und ihr

werdet es durch all euer Raisonnement nicht ausrotten können — daß der Mensch aller Zeiten glaubt, dort oben müsse sein Schicksal verzeichnet stehen, dort oben müsse eine Veränderung vorgegangen seyn, wenn hier unten die Erscheinungen wild durch einander schwanken. Keine Aufklärung wird den Urglauben an solchen Licht-Rapport einer höheren Ordnung überstrahlen. Auch braucht man deßhalb nicht abergläubisch zu seyn, wie Wallenstein es war, sondern statt der Sterne nur die Ideen — was jene doch zuletzt für den Geist sind — meinen, um die Astrologie in eine Ideologie zu verwandeln, um einen vernünftigen Sternendienst anzuerkennen, um unsere Wahrheit von demjenigen zu unterscheiden, was daran natürlich nur Dichtung ist. — Napoleon hatte, schon bei den Pyramiden, schon im Pulverrauche, im Sternendienste Aegyptens, das Paradoxon gelernt, daß die Sterne eigentlich Ideen seyen, und entdeckte später mit seinem genialen Seherblick, daß Deutschlands gefährlichste Macht eben in der Ideologie liege und harre, die ihn denn auch um so leichter stürzen konnte, als er in Rußland bekanntlich in den Wallensteinschen Aberglauben an seinen Unstern versank. —

Und welche Fortschritte, welche Riesenschritte hat Deutschlands Ideologie gemacht seit Napoleons Umsturz! Und welche wird sie, welche muß sie unfehlbar machen, seitdem die Vernunft als unumschränkt auf dem Throne wenigstens der Wissenschaft erkannt worden ist! — Der Philister kommt freilich noch heute wie damals früh nach Hause. Er hat sich satt gesprochen für und wider Repräsentation und freie Presse. Er erwartet noch immer, wie einst, das Heil vom Ausland, während er selber weder schreibt, noch thut, noch denkt, sondern

nur schwatzt. Er zieht sich behaglich die Schlafmütze über die Ohren, und schimpft auf die deutschen Ideen, die ihm zu still, zu verschroben, zu schwer, zu wenig materieller Natur, die ihm doch eigentlich nur ausgemachte Schrullen sind. — Sie warten immer, diese Leute, auf ihre großen Männer, bis ihre großen Männer gestorben sind, daß sie ihnen Denkmale setzen! — Sie sagen immer, der werde bald erscheinen, und diese und jene Zeichen werden ihm vorangehen; wenn die Zeichen bereits im Zenith glänzen, und der große Mann wohl gar nächstens zum Tode geführt wird! — Doch lasset uns nicht auch die günstigen Sterne versäumen, lasset uns den Zeitgeist haschen, daß er uns Rede stehe, lasset uns die Nativität der Ideen stellen! —

In einem immer neuen Metamorphosenwechsel, in einem Variationenspiel, dessen Mannichfaltigkeit und Gewandtheit man bewundern muß, ist unser Zeitalter fast reicher, als irgend eines der früheren gewesen. Etwas anderes ist es, ob jenes Spiel auch, abgesehen von der Fertigkeit, ein neues zu nennen ist, und ob überhaupt der Geist der Zeit ausgereicht hat, neben den alten Aufgaben, ein völlig neues Thema zu erfinden. Das Erste verneinen wir, das Zweite dagegen ist auf's Bestimmteste zu bejahen.

Das gegenwärtige Zeitalter Europa's und zumal Deutschlands hat freilich die Geister aller Zeiten sich nahe gebracht, aber nicht sowohl in Originalen um sich versammelt, nicht in jenen ehrwürdigen, kolossalen, klassischen Werken, die aus dem Moos der Jahrhunderte der Schönheit ewige Götter-Jugend hervorstrahlen lassen; sondern alles in sinniger Verkleinerung alles in dem verjüngten Maßstabe allerliebster Nachahmung

alles in der nicht modernen Erfindung eines copirenden, artigen, geleckten Gyps-Abgusses. — Wir sprechen hier noch nicht von den Größen der Zukunft, welche allerdings auch wir schon gegenwärtig besitzen, und die, wie immer, schon jetzt als kühne Spitzen hervorragen über das winterlich-öde Niveau der gegenwärtigen, ungeheuern Bildung. Wir sprechen von der Gegenwart selbst. Wir begreifen sie lediglich aus dem Gesetz der Geschichte, eines Ausholens in die fernste Vergangenheit zurück, um durch solchen Rückschritt, durch solchen Ansatz einen um so bedeutenderen Fortschritt in die Zukunft hinein zu machen.

Die Zeiten der Unbildung und der Ueberbildung kommen in dem Doppelten überein, daß sie, und zwar die letzte, aus Ueberdruß an der Kunst oder eigentlich Künstelei, in die Natur sich verlieren. Die Unbildung ist noch Natur, die Ueberbildung lenkt schon wieder in die Natur zurück. Sodann aber kommen Beide auch darin überein, daß ihre individuellen Physiognomieen ganz und gar verwischt, daß sie alle einander gleich, ja sich gleichgültig sind. — Schon stehen Viele auch in der jetzigen Zeit auf dem Ansatze, daß sie sogar die Novität, daß sie sogar das Pikante, nach dem bis dahin leider eine so allgemeine Nachfrage gewesen, nur noch langweilt, und sie sich in die Idylle, und wäre es die Aquarelle einer Prießnitzschen Wasseranstalt, oder der natürliche Mäßigkeitsverein einer Bauernfamilie, zurücksehnen. Auch ist das wirklich schon der Fortschritt! Viele Individuen aber des jetzigen Zeitalters — und dieß ist das Tragische derselben, worin sie ihren Tod feiern, wie man auch ganz richtig sagt, der Tod mache alles gleich — unterscheiden sich im Allgemeinen nicht mehr von ein-

aber, weder in dem, was sie denken, noch in dem, was sie dichten; weder in dem, was sie wollen, noch in dem, was sie thun; sondern die Allgemeinheit der Bildung hat alles, bis auf die Sitte, die Lebensweise, bis auf die Kleidung hin, von Grund aus nivellirt. — Wie wir statt einer großen, organischen, nationalen Einheit für alles bloße Vereine, kleine, kindische, all' unser Thun und Lassen, all' unsere Freiheit bevormundende Vereine haben, niedliche Kleinkinderbewahranstalten für etwaige sittliche Unarten, Unionen und Unionchen, geistliche und weltliche, die ihre kleinen Despotieen eben so gut und schlau ausüben, wie nur je es die großen vermocht; so verdammt uns unsere Allerweltsbildung noch dazu zu einer Allgemeinheit des Daseins, die alle Unterschiede tilgt, und die Freiheit häufig ein Opfer des Nachahmungstriebes, fashionabler, eleganter, geistlicher stolzer Sitten werden läßt. Schon lebt der Gebildete in Königsberg eben so, wie er in Paris, wie er in London, wie er in New-York lebt; aber er lebt nicht bloß so, er ist leider auch in der Regel nur das, hier oder dort, was er überall sonst noch ist. Denn alles dasjenige, was noch dabei und daran des Abweichenden vorkommen mag, die größere Breite des Lebens, die umfassendere Wirksamkeit, die ganze Effulguration der Existenz, das alles dürfte nur diejenigen noch blenden können, welche das Aeußere, die Zufälligkeit allein als das Wesentliche zu respektiren geneigt sind.

Wer begegnete denn nicht im geselligen Leben schon häufig Personen, welche ihm die reichste Ausstattung von der Natur außer Zweifel setzten? Allen ihrer geistigen Anlage aber eigentlich sie sich auch alles das an, was nur immer zur gründlichsten und vielseitigsten Bildung gehören mag. Jedoch machten sie

auch nicht gewöhnliche Erfahrungen. Im Gegentheil sie machten Erfahrungen, die in dem kürzesten Zeitraum so viel Geschichte zusammendrängen, wie dergleichen vielleicht ein langes Leben unserer Vorfahren kaum aufweisen konnte. Auch haben sie Welt, auch haben sie Gewandtheit genug, um all' ihren Besitz geltend zu machen, ihn auf der Stelle in gefälliger Weise an den Mann zu bringen. Sie waren übrigens schon alles, sogar Krieger, in der so kriegarmen Zeit; ja sie können noch alles werden. Sie spekuliren auf's Gewagteste, sie unternehmen das Bedenklichste, und führen es als ausgezeichnete Praktiker mit großer Zuversicht, mit vielem Gewinne sogar durch. Aber sie spekuliren jetzt auch gar auf den Geist, und zwar auf den Geist in seinem eigensten Gebiete; sie spekuliren auf die Erfindung des schönsten, des originellsten Gedichts, in einem ganz unerhörten Versmaß; oder doch wenigstens auf den Ruhm eines eigenen philosophischen Systems, in welchem alle Probleme gelöst werden sollen, wie sie bis dahin noch nie zu lösen gewesen. — Und dennoch! Obwohl diese viel gerühmten Wundermenschen alles haben, alles wissen, alles leisten können; es geht ihnen doch Eins ab, vielleicht etwas sehr Geringes, vielleicht etwas durchaus Unscheinbares, dieses Unscheinbare aber ganz, und so bleiben sie denn bei einem ewigen Anlauf ohne großes Gelingen, bei aller Anlage — und vielleicht eben weil sie so viel Bildung besitzen — ohne auch nur eine einzige eigenthümliche Schöpfung, sie sterben, ohne ein bleibendes Werk zu hinterlassen. —

Ein ähnliches Individuum aus Individuen bestehend, wie bemerkt, mit glänzenden Ausnahmen, die aber zum Theil bereits der nächsten Periode gehören, ist unsre Zeit. Jene Aus-

nahmen aber sind diejenigen Individuen der Gegenwart, in denen sich diese selbst entweder schon in einer plastisch vollendeten Form und Gestalt zusammennimmt, oder in denen das Ursprüngliche der Begabung so geartet ist, daß sie noch keinen befriedigenden Standpunkt finden konnten in der erworbenen, in der bisherigen Bildung der Zeit; Naturen, die auch darin so bedeutend sind, daß sie darnach streben, alle bloß individuelle Eigenheit in sich zu tilgen, indem sie zum Bewußtseyn gekommen einer höheren Volks- und Völkerindividualität, durch welche sie eine entschiedenere Untrüglichkeit ihres Denkens und Dichtens erlangt haben, als wenn sie für sich selbst einstehen müßten. Die Anderen jedoch — wie viel sie auch jetziger Zeit von Freiheit und Völkerglück schwatzen mögen — spiegeln sich eitel und eben so ich- wie parteisüchtig in dem Talente und Wissen ihrer Persönlichkeit, aus der sie in absteigender Linie ihres sogenannten Fortschrittes alle die bunten, modernen Seifenblasen einer schillernden, aber ideenlosen Produktion hervortreiben, welche auf allen Gebieten von der Theologie bis zur Politik, von der Dichtkunst bis zur Journalistik so viele ehrliche Hoffnungen zu Schanden werden ließ. —

Wer empfand denn nicht schon — um nur einige Züge hervorzuheben — einen Ekel an diesem modernen Dünkel und Geschrei, an diesem Ausbeuten jedes Gegenstandes, an diesen ewigen Vorausverkündigen von all' dem Großen, was nun nächstens geleistet werden solle? Wen langweilte und quälte nicht schon diese lackirte Eleganz, diese philosophische, poetische, kritische, diplomatische, publicistische, rednerische Fertigkeit des Styls? Ein Styl, der nirgend, nach nirgend eine geniale Holdrigkeit darstellen wollte, nirgend einen großartigen Schnitzer, der aber einen göttlichen,

noch nie da gewesenen Gedanken verbarg. Dieß bloße Längenmaß der gebildetsten Haltung, ohne jeden Aesopischen Buckel; dieß sichere, fingerfertige Spiel, mit der linken Hand sogar, auf der ganzen Claviatur der Sprache, nach Art jener umherreisenden Claviervirtuosen, ohne je einen Naturschrei des Entzückens oder der Qual zu thun, daß meinetwegen eine, daß fünf, sechs Wort-Saiten platzten; es ist zum verzweifeln! —

Der Buchhändler schickt uns so eben auf's Neue eine Brochüre ins Haus. Natürlich geheftet, wenn auch so sauber, so unbemerkbar, so blöde geheftet, daß die Illusion des Einbandes beim Aufschneiden schon auseinanderspringt, denn alle Blätter verzetteln sich bereits, wie wenn man ein Talon niedlichster Karten auf den Tisch wirft. Wer ist denn dieses Kind der neuesten Literatur, das so verführerisch, so aufgelöst vor dir liegt, in Rosaumschlag, in Glacée-Papier, gleichsam erst dem Handschuhe der anmuthigen Schreibfinger? Wer ist dieser holde, dieser einschmeichlerische Aufdringling? — Vor allem ist es kein erster Besuch Bettina's bei Göthe, vor allem auch keine Sylphide, kein lyrisch-schwärmender Schmetterling, der plötzlich durch dein Fenster hereinflattert, und dir den Garten draußen mit all' seinen Farben auf's Schreibpapier setzt, daß du hinaus möchtest aus deinem Aktenstaube. Nein, dieses Mal ist es, trotz der so leichten, so flatternden Ausstattung, ein episches Gedicht in nicht weniger als zwanzig Gesängen, aber in einer ganz neuen Sorte von Stanzen, Reime in der Mitte und Reime am Ende, worin sich zugleich eine ganz absonderliche und zwar die moderne Romantik abspiegelt. — Behauptete man doch jüngst noch, wir hätten gegenwärtig keine Epik mehr, sie würde durch den Roman, durch die Novelle vertreten

Aber vortrefflich! Es steht uns hier auch ein epischer Dichter wieder auf! Und welch' eigenthümlicher Poet! — Also auch epische Gedichte werden wir fortan in unserer Literatur wieder besitzen. — Und welche Dichtform, welche Prosaweise, welches Genre überhaupt gäbe es denn noch, die wir heute nicht ebenfalls aufzuweisen hätten, regelrecht und doch neuerfunden, geschlechtgemäß und doch ein Halbschlag vom allem Möglichen, ein französisch-deutscher Zwitter und Mitter, wie ihr es nur wollen könnt? —

Aber, als wenn der Weg vom Buchhändler der einzige wäre, auf dem man uns beikommt, um uns zu bilden! Lesen wir nicht so eben in allen namhaften Zeitungen, in einem besonderen Correspondenzartikel von einer ganz unerhörten Erscheinung, die in den höheren Kreisen der Gesellschaft die größte Sensation erregt, und von Salon zu Salon besprochen werde? Ein Buch, ein Roman, so geistreich, so pikant-delicios, daß es erst als Manuskript cirkulirt, damit man nur den feinsten aller Aether schnell auffschlürfe, eigentlich in einem solchen haut goût geschrieben, daß dieses Produkt nur für vornehme Gaumen genießbar ist, vielleicht daß es aus besonderer Gnade auch einmal gedruckt erscheint. — Wer ist der Verfasser? Wer die Verfasserin? Still, vorwitzige Fragen! Sie ist eine sehr hochgestellte Person. Sie behauptet das strengste Inkognito. Simples Lafontaine, hyper-genialer Jean Paul, wie arm, wie ordinär seyd ihr gegen diese classische Farbensattheit! —

Und nun unsere lieben, unsere so viel bemühten Leihbibliotheken; sie sorgen erst recht, um uns brave Deutsche, uns geborene Familienväter und Mütter von all' den grenzenlosen Uebertriebenheiten eines George Sand und gar einer Bettina

und Rahel zu curiren! — Kommt, ihr Guten, aus euern Naturschwärmereien, aus euern ewigen Ideenjagden doch wieder zu euch, kommt in's Haus, kommt zu den Töchtern des Präsidenten, kommt in die Kinderstube; ihr findet überall glückliche Menschen, Familie, warmen Thee, einfaches Zubrod, Pfänderspiele, Liebe, ach glückliche Liebe und, zum Ueberfluß, an der Wand ein offenes Clavier, wenn ihr denn ja ein Bischen schwärmen wollt, ihr Närrchen! — Wie man zu sagen pflegt: sie tanzt, sie zeichnet, sie malt, sie singt, sie spielt das Fortepiano, sie treibt Skulptur, sie dichtet, sie spricht französisch, italienisch, englisch, sie turnt; so *schreibt* sie jetzt auch. — Ach, sie schreibt vortrefflich, die Bremer! —

Und wären denn bei der vielseitigen Bildung unserer Zeit die Geistlichen etwa zurückgeblieben hinter den Weltlichen? O, nimmermehr! Am wenigsten der Pietismus. Er verachtet Göthe, er verachtet Schiller und vollends eine gewisse Tendenz *der* Modernen, aber nicht *das* Moderne. Wo wären doch sonst unsre Knapp's, und gar unsre Biernatzki's? — Hatten wir früher nur einen Stuhr, der uns Schiller's Gedichte verchristlichte, einen Knapp, der Göthe'n in einer gewiß nicht matten Lyrik hart anging wegen seines Heidenwesens; so dürfte eine Novellenpoesie Biernatzki's, ich sage des berühmten Biernatzki, Pustkuchen völlig vergessen machen, und zeigen, *wie* eigentlich Tieck hätte Novellen schreiben müssen. Auch hier findet ihr die schönste, die frugalste Bewirthung; ihr findet auch hier die niedlichste Bremersche Töpferwaare: Töpfchen, Schüsselchen, Tellerchen, Näpfchen, — alles en famille. — Aber auch die Nationalen sind nicht so nüchtern verständig, wie es scheinen könnte, sogar allerliebste, poetische Erbauungsbüchelchen schreiben sie

jetzt. Wir hatten früher allerdings paraphrasirte Vaterunser, wir hatten Gedichte, die das Thema der sieben Bitten so herrlich zu variiren wußten, daß man ordentlich fragen durfte, was denn in aller Welt ein musikalischer Mensch nicht sollte componiren können, also ein poetischer nicht besingen. — Konnte man doch damals, wie man weiß, jenes Gebet des Vaterunser häufig unter Glas und Rahmen sehen, als ein Meisterstück der Kalligraphie mit Millionen von Schnörkeln, von Frakturblumen und Blümchen, von einer wahren ästhetischen Engel-Glorie umprangt. Was ist das aber alles gegen *unsre* Zeit! — Ihr werdet nächstens das Leben Jesu von Strauß in einem Clavierauszuge *spielen* können, ihr werdet es in Versen lesen, ihr werdet es, auf den bündigsten Extrakt reducirt, als ein brillantes Schreiblehrerkunststück in Steindruck über euer Sopha hängen können! — So brauchen wir uns in unseren Tagen wegen Einseitigkeit und Armuth im Schaffen und Uebersetzen wahrhaftig nicht Sorge zu machen; wir brauchen uns nicht mal zu bemühen. Man schickt uns in zartester Costümirung den Orient und die Antike, das Mittelalter und das Moderne, in Nachbildungen und Selbstschöpfungen, auf die Stube, und wir überzeugen uns, wir sind wackere Leute, wir sind heute mit allem versehen. —

Ja, in diesem geistreich-geistlosen Allesmachenkönnen unserer Zeit, in diesem kaleidoskopischen Combiniren, was sie Produciren nennen, in diesem Wahne, durch künstlich-sinnige Zusammensetzung schon Werke für die Dauer geschaffen zu haben, in dieser Homerischen Heiterkeit, Ossianischen Schwermuth, Byronschen Melancholie, in dieser ganzen Gaukelei einer arbeitenden Charakterlosigkeit liegt die eigentlich galopirende Schwind-

sucht unserer Zeit, die, indem sie den Galop nicht bloß tanzt, sondern auch schreibt, wenigstens das Gute, das Göttliche in ihrem Geschicke erfährt, daß sie im Sterben unendlich beschleunigt wird. —

Es herrscht gegenwärtig fast überall ein Luxus des Geistes und seiner Form, welcher den Geist selbst wohlfeil macht, weil das Geistreiche in der That jetzt häufig vorkommt; aber eben diese Wohlfeilheit des Geistes ruft seltnere Geister hervor — und sie sind schon da, ein strafend Geschlecht — die den Lügengeist der Gegenwart in Literatur und Kunst, in Wissenschaft und Religion, im geselligen und im politischen Leben mit Werken zu Schanden machen werden; wie denn immer der Gott der Geschichte zuletzt alle deren noch so gehätschelte Endlichkeiten zerschmeißt. Die Verdienste dieser edleren Naturen des gegenwärtigen Zeitalters in Deutschland, wie die Glanzseite des modernen Lebens überhaupt, können wir an diesem Orte nicht speciell auseinander setzen, doch sprechen wir uns unter andern auch darüber in einer anderen Schrift hinlänglich aus*). — Es streben diese Geister mehr oder weniger alle darnach, über das Profane der Gegenwart endlich hinauszugelangen, indem sie ein zu hohes Gottesbewußtseyn haben, als daß sie sich, wie die Menge, dem schwindelnden Zeitgeiste gleich achten sollten. Auch ist jenes neue Thema, auf welches wir am Anfange hingedeutet haben, zum Theil ihr Werk und der Gegenwart eigenster, aber noch zu entwickelnder Besitz, nämlich: das sociale Interesse und das damit zusammenhängende Bewußtseyn einer höheren Persönlichkeit als die des bloßen Individuums. Uns dieses ist denn

*) Man vergleiche: Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen, Danzig bei Gerhard 1842.

auch die neue Phase deutscher Theologie, und hier den einzigen Trost zu finden für jene gezierte, literarisch-blasirte Geistreichigkeit. —

Ganz in dem Sinne, wie überhaupt dem höchsten Leisten eines Volkes ein poetisches Zeitalter vorausgeht, wird sich aus dem seligen Empfangen-Haben deutscher Nation durch jene großen Genien unserer classischen Literatur eine Wirklichkeit unseres Verfassungswesens und ganzen Lebens freier als je hervorgestalten, eine Wirklichkeit, in deren Gebarten und Geburtswehen wir jetzt uns befinden. Denn es kommt uns gegenwärtig nicht mehr bloß auf eine Kunstform an, die wir neu zu gewinnen hätten, vielmehr auf eine Form, entsprechend jenem socialen Interesse selbst, in allen nur möglichen Richtungen der Cultur. Und was in dieser Hinsicht von uns Deutschen gilt, das gilt von allen gebildeten Völkern Europa's. Völlig realisirt ist diese Form für die Gesammtheit noch nirgend. Hervorwachsen aber sehen wir sie bereits als Ausdruck und Vermittelung für ein neues, europäisches Geistesleben in jenen vorwärtsschreitenden, großartigen Vorkehrungen: die Verbreitung der Ideen in möglichst kürzester Zeit zu fördern. Die Schnelligkeit des Gedankens dürfte das Grundprincip für die Zukunft seyn, so daß wir auch in der That an solcher Schnelligkeit den Prototyp der socialen Geschichtsentwicklung besitzen.

Schon beginnen die Ideen, trotz der sie mit der Langsamkeit der alten Zeit ohnmächtig verfolgenden Steckbriefe, in einer Vehemenz, in einem Fluge sich zu bewegen, die bereits jetzt Zeit und Raum verhältnißmäßig aufheben, und allerdings einen ganz anderen Perioden-Cyklus, eine durchaus andere, schneller ablaufende Chronologie für die Geschichte hervorbringen, als je

erhört worden. Die *flachten* Historiker mögen sich nur bereit machen, vom *Geiste* gefaßt zu werden, um mit den Massen, mit dem Ballast über Bord zu gehen. — Die eigentlichen *Bahnen* aber der Ideen sind die *Eisenbahnen*, die sich bereits da, wo das Land aufhört, sogar wo der Ocean beginnt, durch *Dampfschiffahrt* ersetzen und fortsetzen; so daß sich in *Beiden* der sociale *Inhalt* des modernen Zeitgeistes schon jenen entsprechenden Organismus seiner Form zu geben versucht, den wir nur noch in seiner *Vollendung* vermissen. — Obwohl jene Erfindungen nun selbst noch dem *Mechanischen* angehören, so werden sie doch dadurch, daß man sie nach einem *Gesammtplane* anlegt, daß in ihnen die Welt-Communikation und der Zweckbegriff der Menschheit über alle Länder und Meere hinaus verwirklicht erscheint, ohne Zweifel der *umfassendste Organismus* des socialen Weltgeistes. —

Wir sprechen daher auch ganz richtig und sinnreich, um das *Organische* anzudeuten, bereits von einem *Systeme* der Eisenbahnen, und werden sehr bald von einem solchen der Dampfschifffahrt sprechen. In jenen Ideenbahnen aber, welche durch Eisenbahnen und Dampfschifffahrt beschrieben werden, nimmt sich der Geist der Menschheit als beseelte Gesellschaft, als höhere und höchste Persönlichkeit, in sich selbst zusammen, und gewinnt durch sie eine Macht, eine Armatur der siegenden Vernunft und eine Einheit, gegen welche alle bisherigen Experimente mit anderen Unionen nur um sich pfuschende Spielereien und zuletzt gleich Null sind. Wir werden die höchst interessante Erscheinung gewinnen, die Cultur einer jeden Gegen-

wart hinfort symbolisch verzeichnen zu können. Wie wir uns bis dahin die Höhen und Tiefen des Planeten und andere Symptome seiner weltkörperlichen Existenz durch farbige Darstellungen auf's Treueste veranschaulichten, oder wie wir durch Schlachtpläne die Truppen und Truppenbewegungen und die durch sie ausgeführten Meisterstücke der Strategik vor's Auge uns stellten; so werden wir nächstens in einem Abrisse vom Laufe der Eisenbahnen, von diesem Ideen-Blutader-Systeme des Erdkörpers, da die Eisenbahnen in ihren Gleisen nicht, wie die Fuhrten des Dampfschiffs in jenem beweglicheren Elemente, zerfließen, sondern bleiben — wir werden in diesen metallenen Rillen unseres Erdplaneten, wie es Rillen des Mondes giebt, den immer weiter sich ausdehnenden, den in seinem Werthe steigenden Kreislauf menschlicher Cultur uns sogar bildlich vor die Anschauung bringen. —

Die äußerste, jetzt absehbare Spitze jedoch für den Organismus der socialen Existenz erscheint da, wo der Geist, seinem Wesen nach Lichtnatur, gleichsam in diese wieder zurückgeht, indem die Ideen jenen Flug erreichen, der nach dem Gedanken der schnellste ist, den Flug des Lichtes im elektrischen Telegraphen. —

Die Literatur indessen, welche für sich schon im Besitze eines der reichsten, besonderen Organe für die Mittheilung der Ideen ist, im Besitz der Sprache, muß vollends durch jenen fortgesetzten Organismus zu einer völlig veränderten Gestalt gelangen. Sie hat für sich bereits das Höchste erreicht. Sie wird in der nächsten Zukunft als eine positive Macht nicht mehr bloß in idealen Sphären agiren, sondern endlich ihrer Idee gemäß auch in die Sphäre des wirklichen Lebens eintre-

ten. Sie wird die Völkergeister zu Schöpfungen begeistern, die Allen ein Gemeingut sind, wie sie bis dahin nur die Geister einzelner Schulen entzündet hat, daß sie Werke geschaffen zur Erhebung der Einzelnen. Schon bringt die Philosophie in unsern Tagen auf eine Stellung, die ihr allerdings ihrem Wesen nach zukommt, auf eine Stellung im Centrum der ganzen Culturbewegung, und auf einen vernünftig-positiven Charakter in sich selbst, was um so merkwürdiger ist, da es zusammentrifft mit dem allgemeinen Streben nach einer Constituirung socialer Interessen, und den damit verbundenen, großen Erfindungen. Nur mögen vor Allem die einseitig Praktischen, jene Leute, die das Leben nur aus Metall, aus Dampf, aus Maschinen, aus Industrie, aus Fabrikwesen, aus dem abstrakten Calkül, jetzt besonders aus Politik construiren, sicher seyn, daß sie sich sehr verrechnen, wenn sie hoffen, ihr einseitiges Interesse wäre der Weltzweck überhaupt. In der That müßte man es auch einen lächerlichen, ganz sinnlosen Aufwand des Weltwesens nennen, wenn alles in der Natur und Geschichte nur zu dem gedankenlosen Nutzen und Verbrauch jener Eintags-Principien da wäre. — Erhebt euch zu höheren Ansichten, sonst kommt ihr durch die himmlische Nemesis, die Keinen schont, wieder um alles, was ihr in euern bloß irdischen Spekulationen euch erworben habt. Der Geist des Universums wird nicht durch Räder und Hebel bewegt, ist auch in keiner Weise euch, sondern allein sich selbst Zweck, und auch das große, sociale Leben, welches allerdings eine Existenz der Völker verheißt, welche die Erde als kein bloßes Jammerthal mehr erkennen läßt, wird es auf's Glänzendste bethätigen, daß alles Reale des bloß Praktischen nur da ist, um

verbraucht zu werden, während die Ideen nicht etwa in einem trüben Jenseits hausen, sondern die bleibenden, wirklichen Großmächte sind, um die Menschheit einer herrlicheren als der gegenwärtigen Existenz entgegen zu führen.

Es ist eine Thatsache: nur der vermißt überall den Geist, und will auch nur das, was der Geist nicht ist, der selbst den Geist nicht besitzt, während von denjenigen, die durch den Geist bewegt werden, und die allein durch ihn den Sinn der Existenz erkennen, überall der Ausdruck wahrgenommen wird von der Zusammengehörigkeit alles Wahren, Schönen und Guten, wie diese, — um in unseren Anfang wieder zurückzukehren — selbst aus dem platonischen Lichte ewiger Gestirne uns entgegenleuchten! —

Ein polniſcher Dante.

Es erschien im Jahre 1841, Leipzig, im Verlage von J. J. Weber, ein dramatisches Gedicht unter dem Titel: die ungöttliche Komödie, aus dem Polnischen von K. Watornicki, welches nach unserem Dafürhalten viel zu wenig auf dem Gebiete der Literatur beachtet worden ist. Der Verfasser jenes Gedichts hat sehr recht gethan, und ist auch darin dem Gesetze einer großartigen inneren Anschauung gefolgt, daß er für sein Produkt gerade den Titel gewählt, den er gewählt, weil sich in dieser contradiktorischen Anspielung auf Dante schon die ganze Natur und Weise, die Glorie des politischen Elementes, durch Poesie gewonnen, wie bei Dante das religiösen, in aller Kürze reflektirt. Die ungöttliche Komödie ist unseres Erachtens eines der werthvollsten, schönsten Produkte moderner Poesie, nicht was Ausführung, nicht was classische Ineinsbildung von Inhalt und Form betrifft, sondern, was die Kunst angeht, den vollen elektrischen Strom der Begeisterung, wie er so eben vorbeischießt, zu fassen, und so zu leiten, daß er uns mit Blitzesschnelle an dem historischen Gebiete vorüberführt, und wir nun jenen Parteienkampf, jene ungeheure Tragödie bis zum Kampfe auf Tod und Leben aufzuh-

ren ſehen, deren letzter Vorhang leider wohl immer noch nicht gefallen iſt. Die ungöttliche Komödie verſetzt uns hart an die äußerſte Grenze zweier Jahrhunderte. Die Grenze aber iſt eine Kluft, die uns entgegen gähnt, und hüben und drüben ſtehen die Kampfgerüſteten, die Erbitterten. Doch ſchon ſcheidet die Kluft nicht mehr; im Gegentheil, ſie leitet den Kampf herüber und hinüber, denn die Kluft iſt die Revolution. —

Ueber den eigentlichen Sinn dieſer wundervollen Dichtung in's Klare zu kommen, dürfte nicht leicht ſeyn, da uns ſelbſt der Vorredner den letzten Zweck des Verfaſſers gar nicht zu ahnen ſcheint. Die große Schwierigkeit entſteht aus der Kürze und der Kühnheit. Das Gedicht iſt durchaus ſkizzirt und voller Ellipſen, aber um ſo ſchöner, um ſo hinreißender. Man entnimmt aus ihm, aus der muſikaliſchen Vollſtändigkeit, zu der ſich hier die verſchiedenſten Tonarten vereinigen, wie nahe gebracht bereits alle Welt-Enden in unſerer Zeit ſeyn müſſen, durch den Geiſt, welcher das Göttliche offenbart, und die Bildung bezweckt: Ueber die öden, die endloſen Wälder Polens, in denen noch immer Bär und Wolf und Elend hauſen, und ſogar der Menſch den langen Winterſchlaf hält; kommt hier ein Geiſt herüber, welcher ſich frei gemacht hat von aller ſlaviſchen Dumpfheit, und die größten Ideen, die zarteſten Empfindungen nicht bloß verſteht, ſondern ſie erfinderiſch hinauswirft in die Welt, mit einer Gluth, mit einer lyriſchen Jünglingskraft, die neben der polniſchen Nationalität auch ſo manche Blüthe des germaniſchen und romaniſchen Lebens zu zeitigen verſteht. Was uns daher insbeſondere dieſen unbekannten Dichter ſo überaus werth macht, und wodurch er ſich

von vielen Modernen unterscheidet, das ist die hohe, stolze, heilige Idealität, welche die eigentliche Substanz seines Drama's bildet, eine Idealität, welche als die vollste und reifste Traube der Poesie und des Lebens viele der Jetzigen verachten, nur, weil sie dieselbe nicht erreichen können.

Wie genial-sorglos unser Dichter aber verfährt in der Handhabung des Aeußern, ersieht man sogleich daraus, daß er den ganzen Habitus der gewöhnlichen, dramatischen Disposition verschmäht. Es ist bekannt, wie ängstlich gewöhnliche Naturen, die sich für das Drama zustutzen wollen, ihren Shakspeare lesen, oder in die Theater gehen, um den classischen Zuschnitt der dramatischen Produktion, die volle Bühnengerechtigkeit zu studiren und sich anzueignen. Sie gleichen jenen seelenlosen Candidaten der Theologie, welche von einer Kirche zur anderen laufen, um überall auf die bloßen Dispositionen der Predigten Acht zu geben, und darüber den großen Kanzelredner vergessen. Nicht so unser Dichter. Er ist über solches triviale Erwägen hinaus. Da ist von keinem Aufzuge, viel weniger von fünfen, als Norm die Rede. Da werden uns selbst die Scenen in paradoxer Aufeinanderfolge hingestellt. Da verachtet ein *solcher* Dichter selbst den Zauber des Versmaßes, indem er *weiß*, daß er, wie er auch spricht, nur Poesie sprechen *kann*. Ja gerade auf diesem Wege der Sorglosigkeit gewinnt der Verfasser unbeabsichtigt eine neue Form. Er giebt uns ganz schlicht vier Abtheilungen. Lockerstes Band hält sie zusammen. Aber, wie lieblich sind diese Uebergänge dennoch verbunden, wie anmuthig wirft der Dichter zwischen den fallenden und den steigenden Vorhang eine immer neue Harmonie von Tönen, welche uns in das Kommende hinüberleiten. Diese

poetischen Intermezzo's sind der höchsten Beachtung werth. Sie sind durchaus musikalischer Natur, und geben jedes Mal eine Ouvertüre zu demjenigen, was nun folgt. Es sind gleichsam die noch ungeborenen Seelen der nächsten Ereignisse.

Die Widmung an Marie wird gleich in dem ersten Vorspiel des gedichteten Orchesters zur Schönheit, und tritt auch später hervor, indem sich dieser Ausdruck: Marie, wie ein doppelsinniger Namenszug, wie eine Amphibolie schwärmender Liebe innig herausstellt. Ist es des Helden unglückliches Weib, deren unendliche Treue der Wahnsinn lohnt, oder ist es schon hier die Apotheose des Katholicismus: Maria, der Stern des Meeres, der Mutterliebe ewiges Sinnbild? — Es sind die süßesten Anklänge für Beides da, und für Keines allein, Anklänge, welche sich zu der einen Weibestreue sinnig verschmelzen. So erscheint denn jener Namenszug in seiner schön verschlungenen Vielsinnigkeit wie im Hintergrunde einer prächtig zerspringenden Rakete. Man vergleiche nur das Gebet Georg's auf dem Kirchhofe, Seite 42 u. f. f.

Der Held aber unseres Stückes, der oberste Wipfel eines grandiosen Stammbaumes, der letzte Aristokrat, führt hier sehr bedeutsam den Namen Mann. Er verdient diesen Namen durch Tapferkeit, durch Ehre, durch Ritterlichkeit. Mag immerhin, wie die Vorrede vermuthet, der Dichter sich selbst in diesem Manne geschildert haben, so giebt das noch lang keine hinreichende Erklärung für die ganze Composition. Gewiß ist dieser Mann nur ein Doppelzug im Dichter, nämlich der einer Vereinigung von unbefriedigter Dichternatur und einem untergehenden Aristokratismus, woraus eben jenes gewaltige Pathos entsteht, welches dem Stücke eine so tief tragische Färbung ertheilt. Aber wie viel muß der Dichter noch

außerdem seyn, und wie weit hinausgetragen über seinen Stand und alle Vorurtheile desselben, da er diesen fallen sieht, mit ihm stirbt, und er dennoch, mehr als bloß Edelmann, eben deßhalb dem liberalen Principe, welches selbst über Pancratius siegt, die Ehre giebt.

Das Pathos unbefriedigter Dichternatur gewährt dem ersten Theile unseres Gedichtes einen Schmelz der Gefühle, und einen Ausdruck des Schmerzes, wie sie wohl selten so ergreifend zur Sprache gebracht worden sind. Des Mannes Weib befriedigt ihn nicht, weil sie nicht Dichterin ist. Die moderne Welt nämlich hat auch in dieser Hinsicht zwei der zähesten Extreme hervorgebracht, in deren Conflikt wir alle hineingeworfen sind. — Zuerst: das Weib versteht nicht den Mann, es ist weit hinter seiner Bildung, seinem Schwunge, seiner Geistigkeit zurückgeblieben; einer von Beiden erliegt hier, oder gar Beide: die Ehe ist vernichtet. Sodann: das Weib hat den Mann in der Bildung erreicht, ja sie überragt ihn wohl gar, sie überflügelt alle seine Entwürfe, seine Ausführungen, seine Ideale, sogar seine Politik, seine Philosophie; sie pocht auf sogenannte Emancipation, sie emancipirt sich selbst, mit einer Egoität, einem Trotz, welche unweiblich sind; der Eine oder Beide fallen als Opfer: die Ehe ist zum zweiten Male vernichtet*). — In unserem Gedichte tritt der erste Fall ein. Treue, Pflichterfüllung, Hingebung, Liebe genügen dem Manne nicht mehr. Sinnliche Affekte, poetische Exaltationen jagen ein Phantom der weiblichen Schönheit in seinem Kopfe zusammen, welches ihn vollends verlockt. Aber ein Sohn ging aus jener tragischen Ehe hervor. Es ist Georg. Ihn segnet

*) Man vergl. meine Schrift: Frauen und Männer, Königsberg, 1847, Verlag von Theodor Theile.

die verzweifelnde, die verlassene Mutter vor Gott zum Dichter; aber der Segen ist die Qual, aber der Segen ist der Fluch, welcher von nun ab als Rachegeist die Familie heimsucht, und den Mann von Sturz zu Sturz jagt. Welches Pathos will man denn erfinden, das einen tragischeren, einen consequenteren Verlauf hätte, als dieses? Die Mutter wird wahnsinnig und stirbt. Aber der Sohn ist Dichter, wie die Mutter es hätte seyn sollen. Aber der Sohn stirbt dem Lichte ab, d. h. er hat die Augen geschlossen, wie die Mutter, er wird blind, denn es gehört fast zum Dichter, blind zu seyn. Ja der Sohn wird, um der Mutter in Allem zu gleichen, wahnsinnig und stirbt. — Dieß alles, wie grell es erscheinen mag, hat der Dichter dennoch mit einer Kunst gemildert und geschildert, und mit einer allerdings bis ins Tiefste ergreifenden Wahrheit und Kürze dargestellt, daß ihm der vollste Preis sicher ist; so daß hier Freiligrath's von vielen übel verstandenes, berühmtes Wort: die Poesie sey ein Fluch, nach allen Seiten poetisch motivirt wird, und auch durchs ganze Stück hindurch geht. Denn die Poesie erscheint hier allerdings als ein Leben zum Tode, wenn auch eben so sehr als ein Tod zum Leben. Dieß alles, was den Inhalt des ersten Theiles ausmacht, ist mit einer so eigenthümlichen Flüchtigkeit skizzirt, und doch mit so viel Anmuth ausgestattet, als müßte der Dichter dadurch auch seinerseits das Gesetz einer kurzen Blüthe irdischer Schönheit erfüllen und der Vergänglichkeit dienen, welche freilich in's Unvergängliche führt. Man glaubt Seite 11 das hohe Lied Salomonis zu lesen. Das aber ist die herrliche Grundidee in all' solchem Zauber poetischen Begehrens, daß doch die Pflicht und ihre Erfüllung das Göttlichere ist gegen alles Andere, weil sie absolut befrie-

digt. Daher ſteht hier auch das Weib in ihrer Treue und einfachen Hingebung am klarſten das Ende der Dinge, daß aller Ruhm des Individuums, all' dieſe herrlichen Tage des eiteln Genießens, des geiſtigen Schwelgens vorüberfliegen, und, außerhalb der Vertiefung in die Pflicht, nur noch der Abgrund des Todes iſt. Der werdende Wahnſinn, die werdende Blindheit, der Lakonismus bei der Taufe, die ſtrenge Monotonie des Arztes, alles beweiſt des Poeten glänzende Begabung und Ausführung.

So gelangen wir in die zweite Hälfte des Dramas, mit dem dritten Abſchnitt. Es iſt: der untergehende Ariſtokratismus. Der Mann, obwohl vom höchſten Adel auch des Geiſtes beſeelt, und um ſo mehr ein ächter Mann und Edelmann, aber als Dichter und Ariſtokrat, wie wir bereits geſehen, zum Schwelgen im Genuß hingeriſſen, und ſogar zur Untreue gegen ſein Weib, erfährt die ganze Wirkung jenes Familienfluches. Er, der die einfache Arbeit und die Pflicht des Tages verſchmäht, muß jetzt auf die härtere Arbeit und Pflicht ſeines Jahrhunderts eingehen, um den Kampf mit der neuen Zeit zu übernehmen. Die Geiſter der verletzten Familienpietät und der Geiſt des neuen Säculums ſtacheln ihn von Gefahr zu Gefahr, von Klippe zu Klippe. Die Revolution ſpielt in vollen Flammen. Schon aber überwältigt und lenkt ſie Einer, der wie ein furchtbarer Komet über dieſen Zeitläuften ſteht: Pancratius, der alles bändigt und bricht, der dem Volke Brod giebt und fröhliche Gelage, und dem des Volkes Häupter, wie Leonhard, als Diener gehorſamen, der aber ſich ſelbſt nicht bändigt, ſich ſelbſt nicht bricht, und ſo derjenigen Macht erliegt, welche die Macht aller Mächte iſt, der Religion. —

— Fels bricht hier an Fels zusammen, aber eben der Fels, der Petrus der Religion, er rührt sich nicht. —

Der alte, stolze, fein gepuderte Aristokratismus, der seine Genüsse und seinen esprit und seine poetischen Liebhabereien von Ludwig XIV. datirt, und Paris nach Warschau und auf seine Landschlösser versetzt; der Demokratismus, der in die Militärschule zu Brienne dringt, an der Lunte von Toulon die Prometheusfackel seines Ruhmes zündet, auf den Händen des jauchzenden Volkes getragen und auf den Thron gesetzt wird; kurz: der Mann und Pancratius, der Adel und Napoleon erliegen hier, wenn auch nach einander, um jenen liberalen Principien des 19. Jahrhunderts beiderseits zu weichen, welche zwar ihre Weltstellung, ihren weltlichen Organismus noch nicht gefunden haben, aber finden müssen, wenn diese Principien ihren Irrthum erkennen: die Religion zu verkennen. Denn nur aus der Religion — dieß ist der eigentliche Weltzweck und tiefste Sinn unseres Gedichtes — verjüngt sich die Welt, wie sie aus ihr hervorgegangen, und sie ist daher auch der Fels, den in Wahrheit die Pforten der Hölle nicht wankend machen werden, und worin allein das gesunde liberale Princip die Bürgschaft seines Sieges hat. Es gehört aber zur Natur unseres Gedichtes, zu seinem Dantischen Charakter und nationalen Ausdruck, daß es hier eben der Katholicismus ist, der den Völkern die Freiheit und eine neue Verfassung bringt, was der Verfasser mit seinem Takt zwar nicht ausspricht, aber worauf alles hinzielt, und was man auch als das Lammenaische Element in diesem herrlichen Gedichte bezeichnen könnte. —

Wir haben somit die Idee unseres Stückes wenigstens angedeutet. Es ist zu reich an poetischer Schönheit, als daß wir hier jedes Einzelnen gedenken könnten. Der Schwung und das Pathos halten von Anfang bis zum Ende in derselben Stärke aus, und erreichen zuletzt ihren Abschluß in den Worten: „Galilaee vicisti!“ — Georg, der Sohn des Mannes, der blinde und wahnsinnige Dichter, ist wahrhaft genial gezeichnet, und gemahnt in der kurzen Zeit seines frühreifen, inneren Lebens, mit seinem sinnvollen Hinausblick in die Welt der Erscheinungen, dem einen jener Engel unten auf der Sixtinischen Madonna. Dieser Georg ist eine Wunderblüthe der Poesie. Das Wunder ist hier eben der Widerspruch, welcher der Wurm ist, der sein Leben aufzehrt. Georg nämlich ist ein Kind und schon ein Greis. Georg ist blind vor Gram und todt vor Leben. — Nichts aber übertrifft die Schönheit der zweiten Ouvertüre, worin des Kindes Fatum sich lyrisch austönt, so daß das Finale sagen will: der Dichter ist Alles, daher kehrt er auch früh in das All zurück. — Die Wanderung des Mannes an der Hand des Getauften ist die eigentlich Dantische Sphäre in diesem Gedichte. Hier sind wirklich Kreise der Verdammniß, Kreise der bestialischen Losgelassenheit, hier ist wirklich der Thiergarten der Hölle, in dem der Mensch auch wieder nackt geht, und sich nicht mehr schämt, weil er worden ist, wie der Thiere eines. — Wie jene mehrfach erwähnten Eingänge zu den einzelnen Abschnitten unseres Dramas den jedesmaligen Chor bilden, aber den Chor der Himmlischen, so haben wir hier auch, in diesen Metzgern, diesen Getauften, diesen Bauern u. s. w. einen Chor der Höllischen. Und doch gewahrt man in Allem, auch in dieser Verworfenheit, das Uebergreifen

und Heimsuchen, bis ins fernste Geschlecht, eines Geistes, von allen Geistern noch zu unterscheiden, die hier namhaft gemacht werden. Kurz, man studire an unserem Gedichte die Philosophie der Revolution und den Geist der Geschichte.

Wenn aber die politische Poesie eine Höhe erreicht, wie in der ungöttlichen Komödie: wenn sie sich nicht bloß mit der rohen Debatte des Tages begnügt, sondern diese zugleich aus der ideellen Bedeutung des Jahrhunderts versteht; wenn sie ihr Volk kräftigt und zum sittlichen Kampfe anspornt in immer neuen Weisen der Begeisterung, aber auch vor allem das Volk stets nicht verwöhnt, sondern es wach erhält darüber, daß es durch den Kampf um die Freiheit keine Orgie des Genusses anstreben soll, sondern Treue zu sich und zu seinem Fürsten, aber auch das mündige Bestehen in der Gemeinschaft mit einem Geiste, der nicht selbst wieder ein bloßer Götze des Tages ist, sondern die Vernunft der Geschichte und Natur, oder vielmehr Gott als der Herr über beide, dann ist einer Nation Glück zu wünschen, unter der so etwas vorgeht, eine neue Aera der Poesie hat angefangen, und nicht bloß der Poesie, sondern des Völkerwohls. Auch des Poeten höchste Leistung ist nicht innere Beschauung, ist nicht eine Phantasie, die den Weltreigen glänzend in sich zurückschlingt, sondern ist die That, welche die Schönheit zu einem Gemeingute macht, auf daß Thaten sich solcher That wieder gesellen und die Freiheit offenbaren. Daß auch wir Deutsche uns in dieser Hinsicht Glück wünschen dürfen, dafür wäre mancher Name zu nennen.

Henrich Steffens.*)

1845.

*) Es kommt uns bei obigem Aufſatz natürlich beſonders darauf an, die Wahrheit in höherem Sinne zu treffen, ſo daß wir daher auch jede Ausſtellung ſolcher Art ablehnen müßten, die uns etwa dadurch berichtigen wollte, daß ſie uns erzählte, es habe am Begräbnißtage des Verewigten geſchneit und nicht die Sonne geſchienen, oder Schelling ſey bei der Beerdigung zugegen geweſen, was wir allerdings erſt ſpäter in Erfahrung gebracht haben.

Ein großer Theil der Einwohner Berlins ist heute, ungeachtet der strengen Kälte, auf den Füßen oder doch wenigstens in den Wagen. Ein breites Gewoge von Menschen drängt sich von den verschiedensten Seiten nach den Linden zusammen. Glänzende Equipagen lenken in langsamem Zuge von dem Schloß und der Wilhelmstraße nach derselben Richtung, während der unüberfehliche Chor der Studenten von der Universität her anlangt, indem so eben ein Trauerwagen, auf dem ein schwarzer Sarg befestigt ist, aus der Leipziger in die Friedrichstraße einfährt, und in feierlichem Tempo sich westlich vorwärts bewegt. —

Schon setzt sich hinter dem Trauerwagen der ganze Zug von Equipagen und Menschen in Bewegung. Das lange Trottoir der Friedrichstraße ist Kopf an Kopf erfüllt, eine wimmelnde Perspektive, die erst am Horizont zu verschwinden scheint. Alle Glocken der Stadt accompagniren den Rhythmus dieses feierlich ernsten Schrittes, der nach dem Halleschen Thore fortgeht. Hinter dem Sarge die Königlichen Equipagen, auch die Equipage Schellings, der, ungeachtet sie ihm einen der ältesten, einen der theuersten Freunde zur Gruft befördern, und

ungeachtet er gegen solchen Schmerz die höchste Potenz aufrufen muß, dennoch sogar dem Tode noch zurückgezogen und fürstlich begegnet, denn der Philosoph selbst ist nicht in dem Wagen.

Der Winter hat heute sein skandinavisches Festkleid angezogen. Welch' reiner, tief blauer Azur über diesen liniengeraden, aus den schönsten Verhältnissen der Architektonik gefügten Straßen! Die Sonne, die schon frühlingssehnsüchtig dem März in die Arme eilt, wirft ganze Feuer-Caskaden in die Spiegelfenster der Palläste, auf die Schneeflächen der Dächer, aber es rührt das alles den Winter des Nordens noch nicht, und heute eben hat er erst recht alle seine Schnee-Festons ausgespannt, und seine prächtigsten Eis-Blumen schmücken die Fenster der Häuser, und um den Sarg her bilden sich unter dem Zuge der Leidtragenden ganze Eisguirlanden, und umflorten mit dem zartesten Weiß spitzengleich den schwarzen Flor der Hüte und Mäntel. Und der Winter läßt mit Recht heute all' diesen Luxus des Nordens draufgehen, denn sie begraben ihm ja heute den feurigsten Nordlandssohn, den ächtesten Sproß aus dem Hause Odin's, den edeln Henrich Steffens! —

Schon ist der Trauerzug vor dem Thore angekommen, während die letzten Equipagen und Fußgänger noch weit in der Stadt zurück sind. Er schreitet dahin nach den Klängen eines Todtenmarsches in jener wild melancholischen Art componirt, wie sie Ole Bull auf der Geige mit so herzbewältigender Innigkeit vorzutragen liebt. Schon befindet man sich am Ziel der letzten irdischen Reise, am Thore in Chaise der Hauptstadt Preußens, an der Pforte des Dreifaltigkeits-Kirchhofes. Man begiebt sich hinein, und schreitet vorbei an den

Laufgräben und Festungswällen einer stummen, von keinem Lebenden je noch eroberten Welt, an den Grabhügeln einer abgelaufenen Culturgeschichte.

Welche Erinnerungen hier, welche Geistesspuren, oder doch wenigstens, welch' letzte Hinterlassenschaft des Staubes der seltensten Menschen! Welcher Kirchhof der Erde hätte Gräber aufzuweisen wie diese? Hier Fichte und Solger, dort Hegel und Gans, weiter Schleiermacher, und nun legen sie auch Dich daneben, Du edler Henrich, Dich den unermüdeten Geologen, den in die Tiefen des Planeten gedrungenen Erdkundigen, dem dennoch dieses Land der Gräber, dieses Reich des Unterirdischen bis dahin ein völlig unbekanntes geblieben!

Und wer war denn überhaupt dieser Henrich Steffens?

Wir wollen es uns hier in keiner Weise herausnehmen, über Steffens den Menschen und Steffens den Gelehrten ein auch nur einigermaßen erschöpfendes Urtheil festzustellen. Was den Menschen betrifft, so hat Steffens bekanntlich selbst schon in seinem Werke: was ich erlebte (Breslau, im Verlage bei Josef Max und Komp. 1844, 10 Bände) von sich den liebenswürdigsten und reichhaltigsten Abdruck gegeben. Was den Gelehrten, den wissenschaftlichen Forscher angeht, so wird es erst längerer Zeit bedürfen, und man wird namentlich erst abwarten müssen, was die Steffensschen Ideen in dem Zusammentreffen mit andern Ansichten selbst erwirken werden, ehe man sich zu erlauben befugt ist, die Kritik über ihn walten zu lassen. Uns kommt es hier nur darauf an, neben seinem Grabhügel uns zu vergegenwärtigen, welches die Grundzüge seiner Individualität überhaupt gewesen; aus welchen Grundbedingungen seine Persönlich-

keit hervorgegangen, ob und worin er sich stets gleich geblieben, in welchem Geiste er gewirkt, und auf welchem Standpunkt er sich befunden, als er von uns geschieden.

Ein auf's Stärkste ausgeprägter, phantasiereicher Naturalismus und die leidenschaftlichste Bildungsbedürftigkeit, getragen von einem geselligen Element, waren von vorn herein, nach unserer Auffassung, die vorwaltenden Merkmale der Steffensschen Individualität. Bekanntlich hat die Natur schon Phantasie und zwar in der weitesten Ausdehnung, von der regellosesten Durcheinanderwirrung ihrer gestaltenden Kraft bis zum sorgfältigsten, reinlichsten Zartsinn ihres Hervorbringens, und Niemand war mehr davon durchdrungen, daß die Natur Phantasie habe, als gerade Steffens. In dieser seiner Ueberzeugung aber lag schon der eigenste Beruf dieses Mannes angedeutet, durch seine eigene Natur zur Naturphilosophie wie zum phantasirenden Produciren hingetrieben zu werden, durch welche Doppelrichtung von früh auf seine späteren wissenschaftlichen wie seine novellistischen Werke bedingt werden, die dann beide gegenseitig sich selbst wieder beleuchten.

Damit aber, daß wir so eben die Steffensche Natur schon als solche phantasiereich genannt haben, deuten wir an, daß in diesem Unterbau eines starken Naturalismus der Geist selbst bereits ein stark mitwirkendes Agens in Steffens gewesen sey, und hinwiederum dadurch, daß wir oben die Bildungsbedürftigkeit seines Geistes leidenschaftlich genannt, gaben wir zu erkennen, daß in Steffens bei aller späteren Bildung doch immer noch ein starker Naturlaut mit durchklang, und daß der in sich selbst sichere, seiner Kraft und ihres Rech-

tes ſich bewußte Skandinavier ſeinen Naturalismus ſtets ſorglos walten ließ, und ſich nie damit an die Forderungen einer verfeinerten, bloßen Reflexionsbildung ergeben wollte. Und wie in dieſem Herüber und Hinüber, in dieſem Zugleichgegebenſeyn von Natur und von Geiſt in Steffens ſchon der geborene Naturphiloſoph ſich erkennen ließ, ſo war das unerſchrockene Feſthalten an dem, was Naturalismus in ihm, vom erſten bis zum letzten Augenblick, ſeine hervorſtechendſte Größe, ſeine eigentliche Individualität.

Mit keiner anderen bedeutenden Erſcheinung auf dem Boden der Literatur bietet Henrich Steffens ſo fruchtbare Vergleichungspunkte dar als mit Schleiermacher. Eine fortgeſetzte Parallele Beider würde die ſchlagendſten Uebereinſtimmungen, aber auch, und zwar vorzugsweiſe, die entgegengeſetzteſten Merkmale und Richtungen deutlich machen. Beide — wie viele große Männer — erhalten den erſten Anſtoß zu einem geiſtigen Erwachen von der zarten Sorgfalt ihrer Mütter, und werden ſo beide vorherrſchend in einem religiöſen Element zuerſt erzogen. Dann giebt ſich aber bald, bei anfänglichem noch weiterem Zuſammengehen, eine völlig divergirende Richtung zu erkennen, die nur ſpäter wieder in der Theologie und Kirche ſich kreuzt, und, wie es ſcheint, am Ende des Lebens aufs Neue völlig zuſammentrifft.

Wie nämlich Steffens viel und früh ſchon in und mit der Natur lebt, und von ihrer poetiſchen Seite eben ſo angezogen wird, als er ihre verſchiedenen Reiche zugleich wiſſenſchaftlich zu durchdringen ſich berufen fühlt, ſo daß er denn auch recht eigentlich Naturwiſſenſchaften treibt; ſo muß Schleiermacher ſchon früh, auf der Schule bereits, von den Alten,

namentlich von den Griechen auch sprachlich wie denkthätig gefaßt worden seyn. So daß sich Schleiermachern wohl nie die Natur anders erschlossen hat als durch Aristoteles und namentlich durch Plato, dann aber auch durch Jakob Böhme vermittelt, bis er in späterer Zeit erst durch Fichte hindurch (für den die Natur als solche ohnehin kein besonderes Problem werden konnte, da sie schon im Ich gewissermaßen gelöst war) zur Naturphilosophie gelangte, wie dieses denn in seinen Reden über die Religion sichtbar hindurchblickt. Was dann in dem hier geltend gemachten Gesichtspunkt die größeren wissenschaftlichen Werke bei Steffens auf dem Gebiete der Natur, der Geschichte und Religionsphilosophie leisteten, das gab Schleiermacher in seiner Weise auf dem Felde der Ethik, als Uebersetzer des Plato, und später in den verschiedensten Sphären der Wissenschaft. So daß aber in allen jenen Gebieten bei Steffens eben so die schöpferische Phantasie seines nordischen Naturalismus vorwiegt, als bei Schleiermacher die ihm schon angeborene, dann aber auch in der Schule der Alten aufs Schönste ausgebildete Dialektik eines alles zersetzenden Verstandes. Wie wir aber in Schleiermacher bekanntlich einen der größten Polemiker aller Zeiten feiern, so tritt auch in Steffens, ungeachtet seiner unendlichen Milde, dennoch auch die Polemik vielfach hervor, wenn auch in ganz anderer Durchführung als bei Schleiermacher, wie wir ja unter den Steffensschen Schriften eine besondere Sammlung polemischer Blätter finden. Und wie sich ferner bei Steffens noch über die Wissenschaft hinaus das Schöpferische seiner Phantasie in seinen novellistischen Produktionen: Walseth und Leith, die vier Norweger, Malkolm darlegt, so giebt sich bei Schleiermacher in entsprechender Weise

die Zersetzungskraft seiner Dialektik in der reichen Abfolge seiner Predigten, und beiläufig, wie in einem künstlerischen Versuch, in einem kleinen Dialog: die Weihnachtsfeier kund. Läßt nun aber auch bis gegen die Neige seines Lebens Schleiermacher eben so kühn den Zweifel in der Theologie walten, um die Dialektik vollauf zu üben, wogegen sich Steffens, um der Geschlossenheit seiner Natur zu genügen — weil er eben nicht anders kann — dem Glauben unbedingt ergiebt, so sehen wir nun auch bei beiden Männern des Zusammenstimmenden nicht Geringes hervortreten. Zunächst darin, daß beide sich nie von der herkömmlichen Schule der Gelehrsamkeit so einengen lassen, daß sie je den Geist schuldig geblieben wären. Daher denn auch Steffens wie Schleiermacher so wenig, der eine in die Naturwissenschaft, der andere in die Philologie, beide aber in die Theologie, aufgehen, daß sie jenen von Gelehrsamkeit strotzenden und doch am Geiste verkommenen Stocknaturforschern, Stockphilologen, Stocktheologen gleichen sollten, deren Verstocktheit oft den zügellosesten Vandalismus am Geist ausübt, und doch noch exakte Wissenschaft oder Humaniora zu treiben vorgiebt. Sondern Steffens und Schleiermacher haben ihr reiches ingenium stets so treu verwaltet, daß sie mit Recht über alles, was Amt und Schule heißen mag, hinausgehoben, und den geistvollsten Genien unserer Literatur, unserer Bildung beigesellt werden müssen. — Weiter aber stimmen Steffens und Schleiermacher vor allem auch darin wieder zusammen, daß sie ihrer Nation (Steffens war, ungeachtet der innigsten Anhänglichkeit an Norwegen, sein Vaterland, so gut wie Deutscher geworden) die treueste Liebe beweisen, und sie auch praktisch mit höchster Begeisterung zu erkennen geben. In der für Deutschland so

kritischen Periode von dem unglücklichen Kriege bis zur siegreichen Beendigung der Freiheitskämpfe sind Steffens und Schleiermacher unablässig für das Vaterland und eine bessere Zeit thätig gewesen. Steffens hielt zu Halle seine vortrefflichen Vorlesungen über die Idee der Universitäten (Berlin 1809), nahm selbst an den Freiheitskriegen Theil und wirkte zumal durch Reden, die er oft von dem Holzstoß eines Wachtfeuers herab, in einem Bivouac hielt, den lautesten Enthusiasmus für die zu erkämpfende Freiheit, während Schleiermacher in Berlin durch Vorlesungen und besonders durch seine Predigten in der Dreifaltigkeitskirche gleichfalls eine Begeisterung wach rief, die es nicht erwarten konnte, in die Schlacht zu stürmen, und Deutschlands Namen wieder den alten Ruhm und zugleich einen neuen zuzusichern. Endlich scheint Schleiermacher, unbeschadet seiner früheren, dialektischen Kühnheit — wie er denn stets die Erlösungs-Idee des Christenthums in aller Tiefe bewahrt hat, und wie ja auch immer der Kühnste zugleich der Bescheidenste ist — kurz vor seinem Hingange den Glauben in seiner ganzen Berechtigung freudig anerkannt zu haben, es versteht sich, daß wir dabei keinen Köhlerglauben im Sinne haben, so daß Schleiermacher vielleicht eben so ursprünglich durch sein „Abhängigkeitsgefühl" den Glauben in seinen Rechten unterschrieb als Steffens, wie wir gezeigt, durch seinen Naturalismus schon nie vom Glauben loskommen konnte. Doch — wir haben jetzt unsern Henrich insbesondere zu betrachten.

Wie wir den phantasiereichen Naturalismus und die leidenschaftlichste Bildungsbedürftigkeit, getragen von einem geselligen Element, als die Grundzüge der Steffensschen Individualität hervorgehoben haben, so ist er diesen beiden auch durch sein

ganzes vielbewegtes Leben treu geblieben. Es mußte seine skandinavische Natur die Stammverwandtschaft mit deutschem Blute in ihren Adern vollauf sprudeln fühlen, und der erwachende Geist, mit all seinen Ansprüchen auf die Ergründung des Wahren und Schönen, mußte ihn eben nach Deutschland ziehen, um hier seine zweite, seine geistige Heimath zu finden, wie er sie denn in diesem Lande auch gefunden hat. Dazu kam, Steffens hatte — von Haus aus der Pietät ergeben, für das Bestehende, so lang es auf rechten Wegen sich befindet, mit heiliger Ehrfurcht erfüllt — dennoch in seiner Heimath bereits, in seinem biedern, freiheitliebenden Volk, den freien Bürgersinn sich auf's Gründlichste angeeignet. Er hatte, bei aller Liebe für die Natur, die Fragen nach der Verfassung des Volkes, nach würdigen Institutionen, nach der Sicherstellung der Rechte des Einzelnen, der Rechte der unbehinderten Gedankenäußerung nie außer Acht gelassen, und hatte solche Fragen sich freisinnig zu beantworten gewußt. Dies wußte er sich auch in Deutschland zu erhalten, er wußte es zu vertheidigen, er hat dadurch für seine Zeit gewiß vielfach unter uns genützt, er hat eine Menge verrotteter Vorurtheile niedergeschlagen, er hat immer für einen Staatsorganismus gestritten, in dem auch der Einzelne die Freiheit genießt, durch welche allein das Ganze in seiner Unabhängigkeit sich erhalten kann. Wenn aber Steffens, schon von vorn herein und mit Recht gegen Deutschthümelei eingenommen, später, als die Zeit seines eigentlichen urkräftigen Mitwirkens vorüber war, auch das Gesunde, das Berechtigte der Gegenwart bisweilen verkannte, so ist es ihm gegenüber, der nie ein Spießbürger gewesen, eine inhumane Philisterhaftigkeit, ihm das zu verargen, im Grunde jedoch, und in der

Gesinnung, und auch so weit seine Kraft noch reichte, im Wirken ist Henrich Steffens stets der Freiheit liebende, der im Bürgerthum eines freien Staatslebens wurzelnde Germane geblieben, wie er denn auch bis zum letzten Augenblicke die Freiheit der Presse gewollt.

Henrich Steffens aber war auch, von Natur und durch Bildung, eine durch und durch gesellige Natur. Er war gleich gesellig und liebenswürdig in der Alleinrede, wie im Zwiegespräch, wie im Gespräch unter Vielen. Eben wieder sein inhaltvoller, stark ausgeprägter Naturalismus mußte ihn, um mittheilen zu können, zur Geselligkeit locken, und wieder die Leidenschaft seiner Bildungsbeflissenheit mußte ihn in die Gesellschaft führen, um empfangen zu können, und auch diese Virtuosität ideeller Geselligkeit mußte ihn vor allem in Deutschland einheimisch machen, wo er denn auch stets mit den Größten seines Zeitalters verkehrt, und einer der Seltenen gewesen, die Uneigennützigkeit und Gehalt der Liebe genug besitzen, um Bande solcher Art bleibend zu knüpfen.

Wir kommen jetzt aber auf zwei der wichtigsten Punkte zu sprechen, auf Steffens den Universitätslehrer und Steffens den Schriftsteller. Jeder Zeit ist nicht alles gegeben. Man könnte in kleinmüthigen Augenblicken besorgt seyn, daß auch sogar in Deutschland allmählich die Zahl derer aussterben werde, welche über eine reiche, ideale Welt zu gebieten haben, um solche Tiefe auch in Anderen und namentlich in der Jugend zu erschließen. Das Zeitalter der Dampfmaschinen und des Industrialismus, das Zeitalter materieller Zwecke und des Socialismus, der Vereine und Gesellschaften zu allen nur möglichen äußeren Verrichtungen könnte ja einen ideellen, einen in-

neren Bankerott allmählich herbeiführen. An ſolchen zwar wird es uns vor der Hand nicht fehlen, welche eine vollſtändige Encyklopädie (vielleicht auch aus Encyklopädieen geſchöpft?) von Kenntniſſen in ihrer Perſon darſtellen, auch nicht an ſolchen, welche mit ganzen Jahrgängen moderner Zeitungsnachrichten vertraut ſind, und nun ihre ganze Unſterblichkeit an die Tendenz eines einzigen Tages ſetzen, um nur als Mitbetheiligte öffentlich genannt zu werden. Wo ſind aber die, welche noch einſam mit ihrem Genius weilen, einſam vielleicht Jahre lang, um eine große Zukunft heran zu arbeiten, oder auch einſam, weil ſich ihnen der Zweifel am Leben, der Zweifel an ihrer eigenen Würdigkeit entgegenwirft, der Abgrund der menſchlichen Exiſtenz aufthut, und das ganze ungelöſte Räthſel der Welt felſenſchwer an ihre Individualität hängt, um ſie hinunter zu ziehen? Wo ſind ſie? —

Denn all' dieſe Vorgänge, aus denen die ältere Generation die herrlichſten Löſungen durch treues Ausharren und einſames Ringen gewonnen, die eigenthümlichſten Schöpfungen hervorgebracht, all' dieſe Vorgänge gehen ja im Innern vor. Und haben viele Moderne denn noch ein Inneres? Wollen ſie es noch haben? Schämen ſie ſich deſſen nicht bereits? Uns wenigſtens iſt wirklich der Fall bekannt, daß einer dieſer im Niederreißen verwegenſten Koryphäen auf eine ausdrückliche Anfrage in der That die Verſicherung gegeben, er habe kein Inneres mehr. So weit iſt dieſe Gattung von Entäußerung ohne Demuth gekommen! —

Nun war eben Henrich Steffens der Mann, der häufig aus ſeinem friſchen Naturalismus heraus nicht bloß von einem Innern, ſondern ſogar von einem Innerſten ſprach. So wie

es denn auch charakteriſtiſch und ſehr beachtenswerth iſt, daß wir in jenes Autors Schriften, ſchlage man auf, welche man wolle, dem Worte *friſch* und dem ſuperlativen *innerſt* überall begegnen. Und zwar mit Nothwendigkeit, eben weil ſein Naturell ſo friſch und weil ſein Mittheilungsquell ſo innerlich war, und mit dieſer Friſche und Innerlichkeit hat eben Steffens auch vom Katheder aus ſo hinreißend gewirkt. —

Dem Verfaſſer dieſer Zeilen iſt ſelbſt zwar nie das Glück zu Theil geworden, Steffens zu hören, oder auch nur zu ſehen, aber aus deſſen Schriften ſtellt es ſich deutlich heraus, wie er mündlich gewirkt haben muß; und alle ſonſtigen Mittheilungen darüber ſtimmen mit jenem Reſultat überein. Steffens wirkte nämlich aus einer inneren Anſchauung, aus einer durch Ideen erregten Phantaſie, befruchtend und die Selbſtgeſtaltung erregend auf die Anſchauung des Zuhörers, und es ſollten an jeder Univerſität immer einige ſo geartete Docenten angeſtellt ſeyn, welche durch noch ſo viele *ſachliche* und *kenntnißreiche* nicht erſetzt werden können. Die Jugend will auch ſo gefaßt ſeyn, um für ihr eigenes Erjauchzen eine Reſonanz in der Bruſt eines Anderen zu finden. Es iſt wahr, ſehr häufig giebt Steffens, indem er in ſeiner Weiſe verfährt, nur eine Hypotheſe und wieder eine Hypotheſe. Aber *wie* giebt er ſie jedes Mal? Er giebt ſie als eine Schöpfung, gleichſam mit dem ganzen Bildungs-Proceß der verſchiedenen Erd-Perioden; er giebt ſie als ein chaotiſches Brauſen und Gähren des Naturgeiſtes, aus dem dann der fertige Menſch (wie in Steffens Anthropologie) als Schlußſtein einer unbeſtimmten Unendlichkeit ſelbſt unendlich hervorſpringt; und man iſt ausgeſöhnt, man iſt über alle Zufälligkeit der bloß natürlichen Exiſtenz hinausge-

rückt, man iſt beim Geiſte, ſelbſt Geiſt, angekommen, und hat ſich ſelbſt ein für alle Mal in ſeiner Würde als Menſch erkannt und gefaßt und durchdrungen. —

Was Steffens entwickelte, das erlebte man, was Steffens ſchilderte, das brachte man durch Handlung ſelbſt hervor. Und nirgend dennoch ſtand er, vom Katheder aus ſo verfahrend, da, als der bloße Beamte, als der docirende, angeſtellte Profeſſor, oder gar als das — wie ſie jetzt ſprechen — ſeiner ſelbſt gewiſſe Individuum, welches der einzig mögliche Gott in Perſon ſey; ſondern er ſtand immer nur da als Prieſter des wahren Gottes, er ſtand da, um alle ohne Ausnahme zu dieſem Prieſterthum der Menſchheit auf dem Planeten einzuladen, was denn doch etwas anders noch klingt, als wenn man von der bloßen Gattung der Menſchheit ſpricht. Und ſo wirkte denn Steffens vom Katheder zumal gegen jenen radikalen Auflöſungs-Proceß, gegen jene ideenloſe Ausnüchterungswuth vieler Zeitgenoſſen, deren gerühmte

Waſſer-Klarheit leicht iſt,
Da ſie ſeicht iſt,

und wir dürften gegenwärtig nicht Viele mehr übrig haben, welche alſo wirken, wie Steffens gewirkt! —

Und in derſelben Weiſe gab ſich unſer Henrich von je her in ſeinen Schriften. Er hatte ſich mit wunderbarer Geläufigkeit die deutſche Sprache angeeignet, und wußte ſie auch als Schriftſteller mit einer Virtuoſität, zumal aber mit einer Abrundung der Wortfülle, beſonders in der mittleren und letzten Periode ſeiner Entwickelung, in Anwendung zu bringen, daß man erſtaunen mußte. Vor Fichte wäre ſo etwas nicht möglich geweſen! Wir nennen in dieſer Hinſicht beſonders das

herrliche Werk: die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, Berlin 1819. 2 Th. (in jeder Hinsicht zu nochmaligem Studium zu empfehlen) und alle späteren Werke unseres Steffens. Einen ausgezeichnet leichten, dem Ohre wohlthuenden Fluß der Rede hat er sich in: was ich erlebte, zu eigen gemacht, welches Produkt Niemand, der sich höherer Interessen bewußt ist, ungelesen lassen darf. —

Steffens ganzes Verhältniß zur Natur, wie es in seinen Schriften vorliegt, ist nach unserer Meinung noch lange nicht genug gewürdigt worden. Nicht etwa nach der Seite hin, in welcher Art er die Natur stofflich durchdrungen hat, ob er, und welche Entdeckungen er gemacht, ob, und in wiefern er richtig beobachtet oder nicht, ob er im Experimentiren glücklich gewesen und dergl. Wir haben hier vielmehr dasjenige Verhältniß zur Natur im Auge, welches selbst den rechten Blick und Tiefblick für die Natur als ganzes, wie als einzelnes Phänomen voraussetzt, jenen Blick aus dem Geiste heraus, welcher die Natur auch wieder als die große, erhabene Werkstätte des Geistes erkennt, sowohl in dem Sinne, daß der Geist zunächst aus ihr herkommt — wenn ihr auch in keiner Weise gehört — dann aber auch in dem Sinne, daß der Geist in und an der Natur selbst seine Bildungen vollzieht, aus ihr seine Werke vollbringt, so daß die Natur zuletzt für den Geist überhaupt nur derselbe Unterbau ist, wie wir oben mit diesem Worte den starken Naturalismus der Steffensschen Persönlichkeit insbesondere bezeichnet haben. Aus jenem Gesichtspunkt faßte Steffens die Natur, und verband damit für sie das Combinationsvermögen eines reichen Details von Kenntnissen und Beobachtungen, und wir wenig bloße Physiker und Empiriker verstehen

sich auch nur entfernt auf diesem Gesichtspunkt! Und in diesem Mangel eben liegt der Grund, weßhalb die Darstellungen vulgärer Naturforscher eine so geistlose Mattigkeit, eine so völlige Ungenießbarkeit haben. — . . . . . .

Bei Steffens dagegen leben alle naturwissenschaftlichen Erörterungen von der Fruchtbarkeit unendlichen Gedankenfülle. Alles ist Anschauung und Wonnelust bei ihm. Es ist eine tropische Schwüle über all' diese Darstellungen des phantasiereichen Nordländers ausgebreitet. Er giebt uns den ersten Weltfrühling. Es ist, als läge das erste, jungfräuliche Gewitter brütend über der Welt, und als zuckten bereits die ersten elektrischen Schläge, und strömte der Uregen aus den Fenstern des Himmels, und verbreitete sich in unendlichem Wohlgeruch vor dem Sturm, der schon jetzt den Friedensbogen ausspannt, durch dessen Xerumphthor der Mensch in die Unendlichkeit der Existenz einzieht. Ob Steffens die Gebirgsarten vor uns zerlegt, ob er die Umrisse zurückbeugt, ob er mit dem Apparat sich zu schaffen macht, ob er uns jene wundersame Melancholie, jenen finstern Schreckenszug schildert, der im Zwielicht des Abends, im Herbst, in Waldsceneu, auf Moorgründen, am Meeresufer auf dem Antlitze der Natur liegt; ob er uns das Grübeln der Wurzeln, die vulkanischen Mächte in ihrem Zusammenstoß im Schooße des Planeten vor Augen führt, oder ob er die Feuer des Himmels, die kosmischen Sphären, wie sie in ewig gleichem Laufe ihre Bahnen beschreiben, und auch jenseit der Erde Gesetz und Vernunft abbilden, in seine Darstellung zieht; überall ist es bei Steffens der Geist, als das letzte Wollen der Natur — um einmal uneigentlich zu sprechen — worauf er bei aller Naturbeschreibung zurückkommt, und zwar nicht bloß

der Menſchengeiſt, der ja nur Ebenbild, alſo nur Abbild iſt, ſondern der Geiſt eines die ganze Natur erſt aus ſich heraus ſetzenden Gottes, als des Urbildes des Univerſums, was über alle auch naturwiſſenſchaftlichen Entwickelungen unſeres Henrich ein ſo urſprüngliches, anregendes, warmes Leben haucht, und was dann auch auf ſeine geſchichtlichen und novelliſtiſchen wie biographiſchen Darſtellungen übergeht. Man darf daher in einer gewiſſen Zeit bei Steffens von einem ſehr heilſamen Entgegenwirken gegen die nackte und oft ſo gedankenloſe Experimentirwuth ſprechen. Und doch war er ſelbſt der begeiſtertſte Freund des Experiments. Ja, in der Darſtellung des Phänomens dürfte zwiſchen ihm und Göthe eine entſchiedene Aehnlichkeit nachzuweiſen ſeyn.

Es lag in dem ächt naturphiloſophiſchen Standpunkt Steffens tief brgründet, daß auch ſeine geſchichtlichen, ja ſogar ſeine politiſchen Ausführungen, wie bereits angedeutet worden, von demſelben Lebensgeiſte getragen und befruchtet wurden. Denn er erkannte in der Geſchichte einen der Natur ganz und gar analogen Proceß. Darum gelingt ihm zumal die Ausführung von Völker-Charakteren, wie davon beſonders das ſchon früher erwähnte Werk: die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden, ein glänzendes Zeugniß gewährt. Daher ſind denn auch bei Steffens beſonders da die Schilderungen, welche er von der Eigenart eines National-Charakters, von der Natur eines Volksſtammes entwirft, im höchſten Grade anſchaulich, faſt plaſtiſch, wo er, ſo zu ſagen, mit der Pflanze den Boden mitgiebt, der dirſe hervorgebracht hat, oder wo er zeigen will, daß ein Volk mit ſeiner Heimath, ſeinem angeſtammten Wohnſitze eben ſo verwachſen iſt, wie etwa das Inſekt oft ſogar die Farbe des Blattes

hat, auf dem es wohnt. Meisterhaft sind solche Darstellungen des Volkstypus bei Steffens vor allem da, wo er von nordischen Völkern spricht, wo er das Einsetzn des Seemannes mit dem Meere nachweist, wo er auf seine Landsleute, auf die süßen Erinnerungen an sein geliebtes Norwegen und dessen am Naturelement auferzogene Bewohner zu sprechen kommt. Wie sich denn in der schriftlichen Darstellung bis auf die letzte Zeit überall bei Steffens erkennen läßt, daß Skandinavien die erste Wiege auch für seine politische Bildung und Anschauung gewesen ist.

Und so wolle man unsern edeln Henrich auch in seinen kirchlichen Verhältnissen, in seinem confessionellen Standpunkte nicht verkennen. Auch hier hat er stets denselben offenen, denselben starken und sich in allen Stürmen des Lebens gleichbleibenden Charakter bewiesen, wie auf dem Boden der Natur und Naturwissenschaft. Nur ist dabei folgendes zu erwägen.

Wir haben bereits oben in der Geschlossenheit des Steffensschen Naturalismus, in der Stärke seiner ursprünglichen Naturbestimmtheit die unbedingte Hingebung an den Glauben für eine solche Individualität als Nothwendigkeit hervorgehoben. Es ist ein eitles Beginnen, Charaktere anders zu wünschen und nach Belieben umzuconstruiren; das Würdigere aber auch Schwierigere ist auch hier, sie zu begreifen. Starke Naturen werden, wenn in ihnen der Verstand und die Pflicht vorherrscht, wenn sie nicht sonderlich produktiv sind, eine natürliche Hinneigung zum Unglauben haben; starke Naturen dagegen, wenn sie eine lebhafte Phantasie besitzen, wenn in ihnen das Gemüth hervortritt, wenn sie produktiv sind, werden in keiner Weise des Glaubens entbehren wollen. Vielleicht ist nur der treffliche

Jean Paul, und auch nur, was seinen Rationalismus betrifft, eine Ausnahme hievon. Göthe z. B. hat stets in alles Tiefe am Glauben festgehalten, wenn er auch nie ein Gepränge damit trieb, und wenn er dabei auch immer das Natürliche und vor allem die Natur in hohen Ehren hielt; und so sollte man auch bei Steffens den Glauben aus der Tiefe seines Naturells ableiten.

Dazu kam folgendes. Steffens hatte, außer seiner Individualität und seiner Erziehung, durch den Gang seines spätern Lebens und seiner Studien bedingt, einen beunruhigenden und bleibenden Eindruck empfangen von dem Contrast zwischen dem, was der einzelne Mensch seyn soll, und dem, was er auch im günstigsten Falle ist. Steffens hatte den innern Zusammenhang und die Steigerung dieser Begriffe erkannt, welche in unserer Zeit oft unklar zusammengeworfen werden, ja von denen der letzte bei Vielen jetzt sogar aus der Mode gekommen ist. Diese drei Begriffe aber heißen: das Uebel, das Böse und die Sünde. Wie viele Moderne sprechen jetzt noch von der Sünde!? oder sind sich nun gar noch dessen bewußt, was sie bedeutet, und in welchem Zusammenhange sie mit den andern beiden steht!?

Das Uebel ist noch das ganz Allgemeine, es ist dasjenige, was überhaupt nicht seyn soll. Das Böse ist schon das Uebel, wie es als That und zwar als gewollte und nicht gesollte That vorliegt, aber freilich in so fern noch in seiner Sprödigkeit verharrt. Die Sünde aber endlich ist das gewollte Uebel, das Böse, wie es weggeschafft werden soll. Die Sünde ist das Böse, wie es gesühnt werden muß.

Wir können uns hier in keine weitere Entwickelung dieser

wichtigen Punkte einlaſſen, weil ſie uns in die ſchwierigſten und verwickeltſten Probleme der Religionsphiloſophie verſetzen würden, und wir uns die Löſung jener Aufgabe an einem andern Orte vorbehalten.

Es iſt die unendliche Bedeutung des Chriſtenthums, das Böſe als die Sünde erkannt zu haben, dieſes Erkennen einem Jeden ohne Ausnahme durch den Glauben zugänglich zu machen, und durch dieſen Glauben wieder die Sünde ein für alle Mal wegzuſchaffen. Diejenigen, welche in unſerer Zeit ſo leicht mit dem Chriſtenthum fertig zu werden pflegen, ahnen gar nicht, was dazu gehörte, um zuerſt ſich ſelbſt als denjenigen zu bezeichnen, der alle Sünde trage und in dem dennoch alle Sünde als das Böſe bereits weggeſchafft worden ſey. Jene Bezeichnung aber hebt ſchon allein Denjenigen, Der ſie ſich gab, über allen Vergleich mit allen andern Individuen der Menſchheit hinaus.

Nun war es eben ein eigenthümlicher Zug von Steffens, ſchon durch ſeinen Naturalismus für jenen unbedingten Glauben empfänglich zu ſeyn, und alſo auch durch die Geſchichte, da ſie ihm nur ein höheres Analogon der Natur war, vollends in demſelben Glauben beſtärkt zu werden. Wie Steffens, dem Naturphiloſophen, der Menſch das Höchſte der Natur war, ſo war demſelben Steffens mit Recht Chriſtus der Mittelpunkt der Geſchichte. Daher fühlte ſich Steffens im Gebiet der Geſchichte auch wiſſenſchaftlich nirgend gedrungen, über den bloßen Glauben hinauszugehen, weil dieſer ſeiner kindlichen Natur ſchon von vorn herein zuſagte, und weil auch innerhalb der Geſchichte der Glaube zur Grundbedingung für das Heil des Menſchen von der heiligen Schrift gemacht wurde.

Da nun aber Steffens auch in der Wiſſenſchaft nie aufhörte, ſich innerhalb der Gegenſätze von Natur und Geſchichte zu bewegen, ſo konnte er auch nie ein beſonderes Gewicht darauf ſetzen, daß das wahrhafte Wiſſen in gar keinem Widerſpruch ſtehe zu dem wahrhaften Glauben.

Wie aber auch Luther als ein ächt geſchichtlicher Charakter überall den Glauben vorzugsweiſe hervorhob, wozu noch kam, daß auch in Luther eine ſtarke Naturbeſtimmtheit mit aller Kindlichkeit und Energie vorhanden war, ſo mußte dieſer Reformator ganz beſonders für eine Individualität wie die Steffensſche bis auf eine Menge von Einzelnheiten ein für alle Mal entſcheidend ſeyn, und aus dieſen Andeutungen mag man denn erſehen, wie Steffens mit Nothwendigkeit (wir ſprechen ſo mit Anſpielung auf eine ſeiner Schriften) Lutheraner geworden. Steffens war in dem Grade Lutheraner, als er ein ächter Charakter war, und er war in dem Grade ein Charakter, als er ein ächter Lutheraner war. Ueberall trifft man dabei in Steffens auf Conſequenzen ſeiner Natur und Naturphiloſophie. So entſprang auch ſein unbedingtes Feſthalten an den ſymboliſchen Büchern aus ſeiner naturphiloſophiſchen Art, in der Natur ſelbſt das Symbol für die Geſchichte zu ſehen.

Und aus dieſen Erörterungen über die religiöſe und kirchliche Stellung unſeres Steffens ergiebt ſich vollends die Schönheit und Liebenswürdigkeit ſeiner Individualität. Er war Kind und Mann zugleich ſein Leben lang, obgleich als der letzte eben ſo weich, als leicht in das Feuer der Leidenſchaft zu ſetzen. Er war ſo geſund von Natur und ſo ſtark im Glauben, daß er ſich nie ſeiner Natur ſchämte aus Glaubens-

ängſtlichkeit und nie ſeines Glaubens aus natürlicher Verwilderung. Er war ſo ſehr reformatoriſch geſinnt im Sinne Luthers, er gab ſo viel auf die Bekenntnißſchriften jener trefflichen Männer des 16. Jahrhunderts, daß er ſelbſt gerne ſein Credo ausſprach, und alle ſeine Schriften, trotz alles phantaſierenden Naturelements, ihm unter der Hand zu Bekenntnißſchriften wurden. Er war endlich ſo ſehr das gerade Gegentheil von einem Sonderling, daß, ungeachtet er die Einſamkeit der Natur wie die des inneren Lebens kannte und liebte, er dennoch vorzugsweiſe geſellig lebte, und in demſelben Maße, als er im Staate das Volk mit ſteter Aufmerkſamkeit begleitete, ebenſo in der Kirche ſtets mit und in der Gemeinde war, und er eben deßhalb das tiefſte Bedürfniß hatte, mitten in der Gemeinde ein miterbauendes Leben zu führen. Und ob Steffens gegen die Turner ſchrieb, oder mit Staatsmännern verkehrte, ob er über naturphiloſophiſchen Unterſuchungen brütete, oder vor den Studenten das wilde Phantaſieſtück ſeiner Nordlandspoeſie aufrollte, ob er die Bauern auf ſeinen Wanderungen in Norwegen aufſuchte, und es ſich in ihren Hütten wohl ſeyn ließ, oder ob er mit dem frühern Kronprinzen, ſeinem erlauchten Gönner, eine Reiſe über das Rieſengebirge machte; überall treten jene Züge von Kind und Mann in Steffens zugleich hervor, und er hat gewiß nicht leicht es über ſich vermocht, einen Schein ſich zu geben, der mit ſeinem nordiſchen Naturalismus oder mit dem poſitiven Beſitz ſeiner Bildungsbefliſſenheit in einem inneren Widerſpruch geſtanden hätte.

Noch müſſen wir zweierlei hervorheben, welches uns bei Henrich Steffens ſehr bemerkenswerth ſcheint. Steffens fühlte ſich ſo ſehr überall durch ſein Gewiſſen beſtimmt, daß er, un

geachtet ſeiner natürlichen Milde, bis zur Schroffheit hart gegen Perſonen ſeyn konnte. So war er aber auch in dieſem Punkte Mann, und zwar ein Ehrenmann bis zur abſoluten Unerbittlichkeit. Dann aber konnte ihn, vielleicht nachdem er ſo eben gehandelt hatte, ein inneres Schwanken ergreifen. Er glaubte zu entdecken, und zwar unmittelbar nach der Handlung, daß er dennoch wider Wiſſen unrecht gehabt, und nun ergriff ihn ein übermannender Schmerz — kein Vorwurf — eine Rührung, daß er in einen Thränenſtrom ausbrechen konnte. So machte ſich auch hier wieder der ganze Zartſinn und die plötzliche Erſchütterung einer Kindlichkeit geltend, wie man ſie in dieſer reinen Ueberlieferung der Natur ſelten in unſerem Zeitalter noch finden dürfte.

Wir könnten hier nun einen reichen Beleg aus den Steffensſchen Schriften herbeiſchaffen, um alles das durch Aeußerungen des wackern Mannes ſelbſt außer Zweifel zu ſetzen, was wir in dieſen Zeilen über ihn ausgeſagt haben; aber dieſes würde den gegenwärtigen Artikel über alle Gebühr ausdehnen. Nur einiges Wenige, was uns beſonders merkwürdig ſcheint, ſey hier mit Steffens eigenen Worten in Erwähnung gebracht, um ſeine ganze Eigenthümlichkeit uns zu vergegenwärtigen, und zwar aus der ächteſten und neueſten Quelle ſeiner Selbſt- und Weltanſchauung, aus ſeiner Selbſt-Biographie.

Wenn wir nämlich an verſchiedenen Stellen unſerer andeutenden Charakteriſtik darauf hingewieſen haben, wie Steffens ſich gern immer auf Natur und Geſchichte zugleich bezieht, die bei ihm völlig einander entſprechen, und aus deren beiderſeitigem Proceß der Menſch hervorgeht, um ſich nun ſeinerſeits zur Kindſchaft in Gott eben ſo zu vollenden, wie

Natur und Geſchichte urſprünglich ſelbſt erſt aus Gott herausgeſetzt ſind, ſo ſcheint uns hiefür beſonders folgende Aeußerung unſeres Sääſſens im höchſten Grade bedeutungsvoll zu ſeyn. Er ſagt im neunten Bande ſeiner Lebensbeſchreibung: „Ich war in einen Zuſtand gerathen, der ſich nun einmal nicht mehr abweiſen ließ; ſo unerwartet, ſo unmöglich er mir bis dahin ſchien, ſo war er doch nun einmal da, und die Nothwendigkeit hat über jeden Menſchen eine große Gewalt. Ich mußte mich in dieſem Zuſtande zurechtfinden, ich mußte mir die Frage vorlegen, ob er wirklich ein bleibender wäre, ob er, wie ich in der Verzweiflung glaubte, ein ſolcher wäre, der durch den Kampf gegen die ewigen Geſetze der unveränderlich gebietenden Geſchichte hervorgerufen war, ſo daß ich durch ihr Fortſchreiten von jetzt an keine Unterſtützung, keine Hülfe irgend einer Art zu hoffen hatte? Die Geſchichte ſchreitet fort nach göttlichen Rathſchlüſſen, wir werden durch ſie beſtätigt, durch einen Glauben, der in der Form der Vergangenheit uns trägt, durch eine Liebe, die als Gegenwart uns in ihrem Sinne in Bewegung ſetzt, durch eine Hoffnung, die als Zukunft uns tröſtlich entgegenkömmt, und uns zuverſichtlich verſpricht, daß ſie die heilige Geſchichte ſelber ſei. Alles aber, was in uns ein Nichtiges iſt, ſoll vertilgt werden; inſofern wir von dieſem gefangen ſind, geht die Geſchichte über uns weg, wie die erbarmungsloſe Natur, die in ihrem unwandelbaren Gange ſich um unſre Wünſche und Hoffnungen nicht bekümmert. Sie aber — die Geſchichte ſelber — ſagte ich mir, hat mein ganzes Leben geleitet, ſie hatte mir ſelbſt die Natur in eine ſorgfältig pflegende Mutter verwandelt, die mich trug, ſie war meine Amme geweſen in meiner Kindheit, meine Lehrerin in meiner Jugend, ſie

leitete des Mannes That: ſollte ſie jetzt plötzlich aufhören meine Tröſterin zu ſein?“

Es iſt aber ferner intereſſant, und über manche Perſönlichkeit und Sachlage unſerer gegenwärtigen Verhältniſſe belehrend, ſelbſt an einer ſo empfänglichen Individualität, wie die Steffensſche, zu erkennen, wie nicht bloß jede Sache, ſondern auch jede Perſon ihre Zeit hat, über die hinaus ſie ſich doch nicht mehr in voller Empfänglichkeit darzuſtellen vermag. Derſelbe Steffens, der mit der Muttermilch das Glück der Unabhängigkeit, die Lebensluft freier Inſtitutionen eingeſogen hat, derſelbe Steffens, der in ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken überall auf das Leben und ſeine organiſche Entfaltung einzugehen weiß, derſelbe Steffens, der in ſeinen novelliſtiſchen Leiſtungen ſich oft ſo trefflich auf die Reibung der Gegenſätze in Natur und Geſchichte, in Religion und Politik verſteht, und nie ſo verdunkelt iſt, um nicht daraus das Wohlſeyn auch des Individuums im Ein- und Ausathmen der Freiheit zu gewinnen; derſelbe Steffens ſchreibt dennoch einen Tendenz-Roman wie den: die Revolution, und beweiſt es in dieſem Buche, daß er ſeine letzte Zeit doch nicht mehr zu würdigen vermag, indem er den bloßen Fanatismus unruhiger Köpfe, wie ein ſolcher jetzt immer an ſeinem eigenen Unternehmen zu Schanden werden muß, mit demjenigen verwechſelt, was in der Oppoſition auch Förderndes, Großes liegt, was in ihr moraliſch geſund und demnach wahr und berechtigt iſt. Und dieſe Seite der Unempfänglichkeit bei ſo herrlicher Begabung und fortwährender Rührigkeit und unläugbar großen Verdienſten, wie ſie Steffens eigen waren, iſt es auch, welche unſern Freund ſelbſt für das Impoſante der Gegenwart nicht recht geeignet macht; ſo

daß wir es denn auch charakteristisch für Steffens finden, daß er, der sonst für das Wesen und Hantiren des Seemanns ein so bewegtes Mitgefühl und scharfen Kennerblick hat, dennoch auf die neueste Zukunft des Seelebens, auf den Phönix des Meers, das Dampfschiff, sich gar nicht recht versteht, indem er im neunten Bande seiner Biographie sogar zu äußern vermag: „Ich kann nicht sagen, daß es (das Dampfschiff) einen angenehmen Eindruck auf mich machte: der sichere Gang des Schiffes, der sich gegen den Wind behauptete, schien mir alle Poesie der Seereise zu vernichten (!), und die lärmende Maschine neben den schwellenden Segeln etwas durchaus Dürres, Prosaisches (!).“ — Wie? das Dampfschiff etwas Prosaisches? Hier zahlt selbst Steffens mit seiner sonst so kühnen, weltumspannenden Phantasie den Tribut der Endlichkeit an seine Zeit; indem wir vielmehr glauben, daß ihn nur das freilich Groteske, das Infernale, oder wenn man Pluto nicht will, das wahrhaft Neptunische des Dampfschiffes unbewußt überwältigt hat. Denn es ist das Dampfschiff allerdings, wenn es knatternd und brausend und rauchend mit dem flammenden Feuerblick ankommt, mit dem wild und lang am Winde hinflatternden Haar seines Steinkohlenrauchs, es ist das Dampfschiff allerdings der seiner selbst gewisse, der allmächtige, unterweltliche und übermeerische Gott zugleich, der sein göttliches quos ego donnernd über die Wasser stößt, daß die Stürme zurückbeben und der Gischt hinaufspritzt und die Wogen dem vorbeisausenden Gotte die Honneurs und Platz machen, und erst lange nach seinem Verschwinden wieder einschwenken in die Alltagsbewegung bloßer Segelschiffe.

Eine solche Antipathie in der Einzelbeziehung raubt freilich

nicht das kleinste Blättchen dem Immortellenkranze unseres wackeren Freundes, im Gegentheil, es macht ihn viel menschlicher, ja nur noch liebenswürdiger. Ueberhaupt möge doch alles profane wie pfäffische Volk wegbleiben, um mitzusprechen, wo unser Henrich spricht, der ein wahrer, ein ächter, ein reiner Priester Gottes gewesen ist, weil er sein ganzes Leben daran gesetzt hat, den Menschen zu Gott zu führen, und dem Menschen zu zeigen, wie Gott sich schon in der Natur offenbaren müsse, um sich nur herrlicher in der Geschichte zu offenbaren, und um sich endlich am herrlichsten da zu offenbaren, wo alle Natur und Geschichte im Leben und Tode des Erlösers zusammenschmilzt, um Gott als den Gott der Liebe und des ewigen Lebens auch noch im Tode zu bewähren. Und so war denn eben Steffens ein Priester der Natur, wie er ein Priester der Geschichte und ein Priester der Ewigkeit gewesen ist.

Wie sehr aber Henrich Steffens auch wieder der Größe, dem Zukunftsvollen der Gegenwart vollauf gewachsen war, wie er sich mit dem genialsten Spürsinn auf dasjenige verstand, was den Grundcharakter unseres gegenwärtigen Lebens bildet, wir meinen den Socialismus, das Element einer höheren Geselligkeit, welches sich jetzt überall regt und zu unendlichen Erwartungen berechtigt, dafür ist folgende Stelle bei Steffens, die ich so eben erst lese, von tiefster Bedeutung. Sie lautet: „Es sind nur 21 Jahre verflossen, seit Oken die Naturforscher Deutschlands zum wechselseitigen Verständniß versammelte. Es war eine Volksversammlung, die sich der im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts durch Baco veranlaßten aristokratischen der Akademie gegenüber bildete; auch blieb sie Jahre lang auf die Naturforscher und auf Deutschland

beſchränkt. Was iſt es nun aber, wodurch dieſe Art der Vereine allmälig europäiſch geworden iſt, ſo mächtig, daß ſie alle bedeutende Beſchäftigung umfaßt, eine jede in ihrer Eigenthümlichkeit feſthält, eine wechſelſeitige Verſtändigung für lebendige Entwickelung innerhalb beſtimmter Grenzen ſucht, und dadurch ſich zu fördern ſtrebt? Sind die Vereine nicht in wenigen Jahren, als Früchte des Friedens, in allen Ländern mächtig geworden? Wer kann ſagen, es ſei der Urheber einer neuen Richtung der Cultur, die offenbar mit wunderbarer Gewalt ſich aus allen Richtungen des ſich in ſich beſinnenden geſchichtlichen Lebens erzeugt hat? Ich ſcheue mich nicht es auszuſprechen, daß ich in dieſer Richtung eine geſchichtliche Wiedergeburt des Geſchlechts ſchaue. Die Corporationen früherer Geſchlechter erzeugten eine innere Zerſplitterung, einen egoiſtiſchen Separatismus, welcher das ganze Staatsleben anfreſſe; von dieſem ging die tödtende Selbſtſucht der Innungen, Monopole, Handelsbeſchränkungen aus, und das Staatsleben aller Völker verwickelte ſich in Widerſprüche, die Ketten erzeugten, die immer drückender wurden, daß man durch eine gewaltſame That der gefährlichſten Art ſie zu ſprengen vermochte. Jetzt wollen dieſe Corporationen ſich wieder erzeugen, aber in einem höheren, geiſtig lebendigen Sinne. — Noch iſt dieſe Richtung in den erſten Keimen; nur wer nicht ſinnlich in einer engen ſchwankenden Gegenwart, ſondern in der Geſchichte lebt, kann die große Hoffnung feſt halten, die ihm hier als ein bleibendes Gut des Geſchlechts heiter und geſchwängert von einer mächtigen Zukunft entgegentritt. Daher beſchränken ſich dieſe Vereine nicht bloß auf materielle Intereſſen; auch die höchſten ſuchen eine ſichere eigenthümliche Geſtaltung, die freilich allenthalben

jetzt noch eine unsichere, unreife genannt werden muß, und so betrachtet schwach, ohnmächtig ist, so daß ein jeder Verein für sich billig mancherlei Tadel unterliegt. Denn noch sind diese Gemüther übertäubt von dem abstract allgemeinen, jede bestimmt eigenthümliche Bildung vernichtenden, revolutionären Geschrei, welches immer gesetzwidriger, tobender, widerwärtiger wird, je mehr es seinem Untergange entgegengeht. Es ist doch auffallend, wie die revolutionäre, die absolut einseitig kosmopolitische Richtung in ihrem Fortgange sich ergriffen sieht, von einer Thätigkeit, die in jeder sondernden Form einen bestimmten Inhalt sucht."

Welch' einen klaren, heitern Blick zeigt hier unser Henrich Steffens für dasjenige, was uns mehr oder weniger alle jetzt bewegt, worin wir leiden und handeln, worin wir fürchten und hoffen, aber wobei wir dennoch immer deutlicher erkennen, daß sich allerdings, wie auch Steffens andeutet, ein neues, noch nie in dieser Herrlichkeit dagewesenes Zeitalter daraus gestalten werde. Dem Verfasser dieser Zeilen ist bei der angeführten Stelle, die er, wie gesagt, so eben zum ersten Male, im zehnten Bande der Biographie unseres Henrich liest, noch das von Wichtigkeit, daß Steffens, indem er jener großartigen, durch Oken veranlaßten Zusammenkunft deutscher Naturforscher gedenkt, des höchst treffenden Ausdrucks: Volksversammlung sich bedient. In diesem Sinne und in einem noch umfassenderen — da 21 Jahre vieles geändert haben — gab der Verfasser dieses seiner Schrift: über das dritte Königsberger Universitäts-Jubiläum (Königsberg, 1844, bei Tag u. Koch) den Titel: die große National-Feier, und widmete sie, außer den Theilnehmern an dem Feste, überhaupt allen treuen

Genossen des deutschen Volkes, ein Titel, der manchem Leser nicht recht einleuchtend gewesen zu seyn scheint, mit welchem Titel aber eben der allgemeine sociale Charakter unserer Tage, der auch der jenes Festes war, so wie dort bei Steffens, hervorgehoben werden sollte.

Das war überhaupt das vorzugsweis Große an unserm edeln Henrich, daß er von frühester Jugend her, bis in das letzte Alter hinein, wie sein eigenstes Naturell und seine rege Bildungsbeflissenheit ihn rastlos in geistiger Bewegung erhielten, nie in dem Umgange mit den Größten seiner Zeit das Volk aus seinem Herzen und seinem Erkennen verlor, und daß das Volk ihn nie der Menschheit entziehen konnte. Natur und Geschichte erhielten ihn meistens in einem so schönen Gleichgewicht des Daseyns, daß er sich nie durch Excentricität hinreißen ließ, allem kirchlichen und politischen Bestehen nur eine natürliche Basis zu geben, noch daß er je seinem Naturalismus so untreu wurde, um von den ideenlos historischen Menschen sich einfangen zu lassen, und auf Kosten der Vernunft am Ende seines Lebens von gewissen Leuten eine Kanonisation zu erleben. Steffens war, wie gesagt, fest und tief und innig in seinem Glauben, aber er behielt stets den unumwölktesten Blick für die Herrlichkeit des Universums. Steffens fand ebenfalls kein Behagen an den geschwätzigen Versicherungen der Seichtigkeit, daß sie bereits völlig baar sey alles Aberglaubens; aber er war stets ein Verehrer des Rationellen und der Herrschaft, die es über alle Dinge ausübt, sie mögen nachgeben oder nicht. Aber seinen Gott erkannte er in allem Erkennen, und fühlte er in allem Fühlen, und kein socialer Schwindel konnte ihm seinen Gott je rauben, und in dieser Gottseligkeit

schrieb er denn die Zeilen, mit denen er sein Leben beendete: „So bin ich bereit das Leben zu verlassen, wie ich früher mein Vaterland verließ. Die um mich herrschende Verwirrung stört mich nicht, und meine jugendliche Hoffnung liegt vor mir; sie ist nicht eine abstracte, von mir getrennte; sie ist im vollsten Sinne Meine." —

Und so verlassen wir auch Deinen Grabhügel, Du edler Sohn Skandinaviens, und sind stolz darauf, Dein Grab in unserer Mitte zu haben, und wenden uns heiter und hoffnungsvoll einer Zukunft entgegen, die herbeizuführen Du ein Bedeutendes mitgewirkt hast! Bald wird die ewig schöpferische Natur die Schneeflocken Deines Hügels in Frühlingsblumen verwandeln, wie die ewig junge Geschichte immer neue Genien der Menschheit schenkt; Du aber kehrst nie wieder aus Deiner stillen Behausung in das rastlose Werden unseres irdischen Treibens, aber Dein Genius bleibt unvergeßlich uns, und wie Du lehrtest, daß das Innere der Erde magnetisch sey, so wissen wir wenigstens das mit Sicherheit, daß das Universum in seinem Innersten magnetisch ist, um alle Reinen und Edeln, wie Du es warst, in sein Empyreum zu ziehen; so daß wenn auch nicht Dein Sang, wie der jenes ersten Moslems, so doch gewiß Dein Geist dem Zuge solches Magneten gefolgt ist! —

Charles Sealsfield

oder

der große Unbekannte*).

*) Unter der letzten Bezeichnung ist viele Jahre hindurch der berühmte Verfasser des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre u. s. w. aufgeführt worden, bis wir erst in der letzten Zeit seinen eigentlichen Namen Sealsfield in Erfahrung gebracht haben. Da nun der folgende Aufsatz einer früheren Periode gehört, — der erste Theil desselben wurde meistens 1839 niedergeschrieben — so wird in ihm an einigen Stellen Sealsfield noch mit der Bezeichnung: der große Unbekannte genannt.

Spätere Anm. d. Verf.

Nicht ohne Grund und nicht umſonſt ſind wir ſeit längerer Zeit mit ſo viel Reiſebildern und Reiſenovellen, mit ſo viel Weltgängen und Spazierfahrten unterhalten und zuletzt gequält worden. Kündigte ſich doch gleich mit Heines Werk und mit den Briefen eines Verſtorbenen etwas ohne Frage Außergewöhnliches und in ſeiner Art vortrefflich Geſchriebenes an. Und ſelbſt das Heer von Nachtretern und Nachbetern iſt in ſo fern zu entſchuldigen und zu beachten, als es etwas in der Atmoſphäre Webendes, Inficirendes richtig ſpürte, und nur zu ſchnell, im Wahne eigener Originalität, ſich in die Schreibfinger gleiten ließ. Es war wirklich ſeit dem Anfange des laufenden Decenniums eine neue Rührigkeit, ein neuer geſelliger Sinn unter den Individuen, unter den Völkern erwacht. Der Trieb nach Verkehr wußte ſich ſogar da ideell Erſatz zu geben, wo ihm reell noch die größten Hemmungen und Sperrketten entgegenſtarrten. Die Weltſtadt war wieder das allgemeine Verlangen, das allgemeine Loſungswort geworden. Es war nicht wie einſt der kriegeriſche Zug der Verbündeten nach Paris. Die Zeiten

waren äußerlich friedlich genug, den Meisten nur zu friedlich. Es war ein Zug der Gebildeten nach Paris, ein Zug derer, welche den modernen Geist in allen seinen Chancen dort studiren, freilich auch nur durchgenießen wollten. Und auch was von Warschau aus kriegerisch aufzuckte, warf die Trümmer seiner zersprengten Glieder nach Paris, wo ja selbst für unstäte Naturen immer noch ein heimathähnliches Asyl gefunden werden konnte, da auch hier jenes Feuer unaufhörlich unterirdisch loderte, welches dort die Explosion wirklich vollbracht hatte. Jene Reiselust aber, jene allgemeine Bewegung steigerte sich endlich sogar bis zu einer systematischen Auswanderungslust, und erreichte hier nicht selten eine absolute Krankhaftigkeit und Schwärmerei, wenn auch in ganz anderer Färbung, als dergleichen schon sonst vorgekommen. Man sprach von Europamüdigkeit und gründete darauf sogar einen Roman. Man hatte mit jenem Worte wirklich ein höchst wichtiges Symptom bezeichnet, eine für die Zukunft unendlich bedeutsame Idee herausgestellt. Die neu ertheilte Parole für die Unstäten und Unzufriedenen aber war Amerika.

Wie man früher nur nach der Weltstadt gestrebt hatte, so strebte man jetzt gar nach der neuen Welt, und vielleicht, wenn man dieses Streben in Erfüllung gebracht hatte, aus der neuen Welt wieder nach den Culturzuständen Europas zurück. Kurz, es entstand eine lebhaftere, ideenbewegtere Verbindung zwischen beiden Welttheilen, hin und her, her und hin, als je.

Es giebt vielleicht keinen Schriftsteller, in dem sich das Angedeutete und Vieles noch sonst, was den Modernen vorzugsweise eignet, in einer so großartigen, in einer so gesunden, über alle Partei-Denkhuntgen erhabenen, weltbewußten Weise zusammen-

nimmt, keinen, der in dem Grade Amerikaner und Europäer, Patriot und Weltbürger zugleich ist, keinen, der so dicht neben der reifsten Frucht der Industrie und Welt-Politik zugleich die üppigste Blüthe der Schönheit in Gedanken und Form, aber auch den Ernst und die Seligkeit der Religion aufkommen läßt, als den Verfasser der neuen Land- und Seebilder oder der deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften.

Es ist für den Freund der Literatur im Elende glänzender Gewöhnlichkeit immer schon ein erhebender Gedanke, einen Schriftsteller unter den Lebenden zu wissen, der, im Fall er auch wenig schreiben sollte, doch, wenn er einmal die Feder ansetzt, sicher etwas liefert, was die Herzen trifft, die gleißnerisch verdeckten Blößen aufdeckt, menschlichem Erlebniß einen höheren Gesichtspunkt, eine tiefere Bedeutung abgewinnt, als der gewöhnliche, politische, wie erbauliche Tagesklatsch, und den Ernst der Zeit mit heitern Lichtern des Humors beleuchtet, jenen Ernst, welcher für Viele ein Gespenst ist, das sie fliehen, weil es sie in ihrer Genußsucht stört, ein Gespenst, das sich aber als der göttliche Geist zu erkennen geben wird, dem auch unsere Zeit nicht entrinnen soll, wie ihm keine entronnen ist, der sie vielmehr richten wird, trotz aller Phraseologie und Sophistik, an denen sie reich ist.

Ein solcher Schriftsteller ist der Verfasser obigen Werkes, nur mit dem Unterschiede, daß er noch dazu nicht wenig producirt, sondern seit der erst kurzen Zeit seines Auftretens eine überaus große Fruchtbarkeit zu entwickeln gewußt hat. Wir haben uns bereits an einem anderen Orte über die wichtige Stelle ausgesprochen, die ihm gebührt, und wünschen nur, daß er nicht ferner noch für Viele auch in dem Sinne der große

Unbekannte bleiben möge, als sie nie etwas von seinen Werken vernommen, geschweige gelesen. Das aber ist unseres Erachtens eben die eigentliche Kunst dieses Autors, daß, während er uns an den amerikanischen Sitten, Gebräuchen, Lebensentwickelungen immer auch Europa mit zur Darstellung bringt, indem er in die speciellste Natur und speciellste Geschichte der neuen Welt eindringt, sie mit glühenden Lokalfarben malt, und daneben unsere eigensten Zustände mit den treuesten Zügen abschattirt, er doch frei ist von jeder gemachten Absicht, und daher entschieden und vornehm gegenübersteht der jetzt so beliebten Tendenz-Literatur. Daher wird dieser Schriftsteller, wie ganz er der Gegenwart angehört, und namentlich auch ihren wichtigen, politischen Charakter trefflich in Worte überträgt, für die Zukunft unendlich mehr Gewicht noch haben als etwa der bloße Geschichtschreiber der Jetztzeit; denn jener ist Dichter und Psycholog und Politiker und Historiker zugleich, und dürfte in seiner Art als Dichter vielleicht eine ähnliche Sendung ansprechen, wie Alexander v. Humboldt als Naturforscher sie hat. Es möchte daher keinem Gebildeten, im strengen Sinne des Wortes, zu verzeihen seyn, jenes Autors Werke nicht zu lesen. Doch — gehen wir zur näheren Betrachtung dieses ausgezeichneten Schriftstellers über. Wir wollen ihn in seinem Verfahren, das ein von Andern so abweichendes ist, kennen lernen, wir wollen sein Verfahren an dreien seiner Werke charakterisiren, und zwar an denen, die uns verhältnißmäßig noch weniger bekannt zu seyn scheinen, wir meinen: die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften, das Cajütenbuch und Süden und Norden,

um aus ſolcher Charakteriſtik den großen Charakter des Autors ſelbſt zu gewinnen.

Zuerſt alſo die deutſch-amerikaniſchen Wahlverwandtſchaften.

In dieſem überaus merkwürdigen Buche hat ſich das bloße Reiſe-Genre zu einer noch nie da geweſenen Produktions-Art fortgearbeitet, deren Verfaſſer wir nicht einmal kennen, deſſen Name ſehr abweichend angegeben wird, und in dem wir einen neuen großen Unbekannten erſcheinen ſehen, wie uns in Walter Scott der erſte erſchien. In unſerm Buche ſetzt die von Göthe zuerſt verkündigte, und ſeitdem vielfach in Erwähnung gebrachte Weltliteratur nicht erſt zu etwas dem Entſprechenden an, ſondern ſie iſt hier bereits: Weltroman, zu deſſen eigentlicher Natur das über ſeinem Urſprung noch ſchwebende Geheimniß höchſt ſinnreich paßt, wie ja geſagt wird, daß aller Dinge Mutter die erhabene Nacht ſey.

Der Verfaſſer iſt überall im vollſten Beſitze der zu einem ſolchen Werke erforderlichen, organiſch gewonnenen Vielſeitigkeit der Bildung, die er mit der Freiheit des Genius zu behandeln und anzuwenden weiß, ſo daß er alle dieſe Beobachtungen, dieſe Einſichten, dieſe Kenntniſſe beſitzt, als beſäße er ſie nicht. Er prunkt nie damit, er iſt über die Eitelkeit der Subjektivität völlig hinaus, und läßt all' ſolchen Beſitz nur dienen ſeiner großen Aufgabe: die heutige, die neueſte Welt, ja, das Ineinander-Scheinen und Spielen zweier Welten in treueſter Wirklichkeit poetiſch verklärt wieder zu geben. Daher ſollte es ſchwer halten, ihm irgend eine eigentliche Vorliebe, eine Parteianſicht, einen Enthuſiasmus auf Koſten reiner Menſchlichkeit nachzuweiſen, wenn auch ein hoher Stolz auf Amerikaniſches überall hervorleuchtet. Man fragt ſich immer: wo hat er Dieß

Alles her, da er doch auch Jenes hat? Wie weiß er doch auch Dieses, da ihm ja auch Jenes nicht entgangen ist? Wie hat er sich unsere Literatur bis an ihre letzten Ausläufer so treu und sinnig aneignen können, da er doch in die amerikanischen Zustände, wie hervorgewachsen aus ihnen, eingeweiht ist? — Solche Studien macht man weder im Studirzimmer, noch im Comptoir, überhaupt macht man sie nicht. Ihr Inhalt ist das angeborene Privilegium des Genies. Daher können eminente Geister leicht den Schein hervorrufen, als gebe es noch ganz besondere Methoden, geheime Wege des Studiums, ein unermeßliches Wissen sich anzueignen. Während jenes durchaus nicht der Fall ist. Solcher Schein aber wird lediglich dadurch hervorgebracht, daß das Genie als solches in der That sich auf jenem Standpunkte befindet, welcher der Indifferenz-Punkt ist zwischen dem Idealismus und Realismus, in der Anschauung des Absoluten.

Der Titel des Werkes: Wahlverwandtschaften erinnert uns zunächst an das Göthesche Meisterwerk und soll es wohl auch. Nur daß bei dem Verfasser jenes Werkes das eigentliche Pathos, welches an einigen Stellen stark genug aufgetragen ist, wohl nicht zu den tragischen Ausgängen kommt, wie bei Göthe. Der ursprüngliche Zug des Amerikaners nach Deutschland hin, des Deutschen nach Amerika, durch Liebe auf beiden Seiten begründet und belohnt, dieses sind die einfachen, sich kreuzenden Fäden, welche die reiche, obwohl immer die Phantasie des Lesers zur Mit-Dichtung anregende Ausführung lenken.

Die ganze Stärke seiner Beobachtungs- und Erfindungskraft entwickelt der Dichter in der Darstellung der vier Haupt-

Charaktere: Rambleton, Luitgarde, Wilhelm, Dougalbine.

Rambleton, eine Gestalt, in der sich Natur und Kunst, Ureigenheit eines noch unentnervten Menschenstammes und der unüberfehliche Bildungs-Apparat eines wahrhaften Gentleman beinahe das Gleichgewicht halten. Welch' langer Weg der Civilisation war nöthig, um von jener Gleichheit und Nacktheit aller Menschen vom Mutterleibe an bis zu diesem Stolz, dieser Haltung, Bekleidung und Takt beobachtenden Großartigkeit der Sitte zu gelangen, wie in unserem Rambleton, der doch ein Sohn ist des in seiner Cultur noch so jungen Amerika. Da sehen wir, wie schnell der Weltverkehr durch Englands Mitwirkung vermittelt.

Aber die Natur siegt und zwar eine reiche und unverdorbene Natur über alles das, was Werk der Erziehung ist. Die Natur bricht durch, und trägt über Welttheile fort den Blitz liebeglühender Leidenschaft. Rambleton ist ein Charakter, der besonders auf sinnige junge Frauen einen unwiderstehlichen Eindruck machen wird. Das völlig Unbekannte des Herkommens, welches ihn stets wie eine Glorie des Geheimnisses umgiebt, und dem nicht weichenden Ernste des Gesichtes ganz entsprechend ist, übt einen unendlichen Zauber aus. Nicht das Geringste, ungeachtet aller Verwandtschaft mit England, was jener Nichtachtung der Umgebung gleich käme, die bei Engländern oft ins Flegelhafte übergeht, sondern Feinheit und stolze, streng an sich haltende Aufmerksamkeit für geselliges Terrain, mit angeborener und anerzogener Aristokratie, was denn alles den Mann aus der besten Familie verräth. Dazu ein Ruhen auf eigenem Schwerpunkt, eine Sicherheit und Geschicklichkeit des Ausfüh-

rens, die nur in Sachen der Liebe in Wildheit oder in Lethargie über zu springen vermögen, was alles das Weib sehr zu schätzen pflegt.

Luitgarde dagegen munter, mädchenhaft-harmlos, vollendet-natürlich, mit alles entdeckendem Gazellenauge. Luitgarde weiß das Räthsel der Liebe durch ihr einziges Benehmen zu lösen, jenes Räthsel, welches in dem Widerspruch von Scham und Hingebung, von weiblicher Blödigkeit und dem Erwachen der Leidenschaft liegt. Sie läßt nicht von Rambleton, den sie gefunden hat, sie verwendet keinen Blick von ihm, und bleibt ihm mädchenwürdig doch stets so fern, daß sie ihn, den gleichfalls Getroffenen, nur noch heftiger entzündet. Sie weiß ihn bewußt-unbewußt, sprechend-ungesprochen wieder und wieder in die Geselligkeit zu ziehen, ihn, der, selig betrachtend, in sich, in ihr innerlich gewonnenes Bild zurücksinkt. Sie weiß ihn, ohne daß ein Wort über ihre Lippen kommt, schon ihrer Familie als den Ihren und den Aller vorzustellen. Sie hat ihn gewonnen, er sie. Sie entläßt ihn, indem sie tief verwundet ist, aber sie entläßt ihn ruhig, würdig, denn sie weiß, sie kann ihn nie mehr verlieren. Ach, dichtet nicht, schreibt nur einfach und treu die Natur ab, und die Geschichte der Menschen auf, wie sie hier der Verfasser unsers Buches aufgeschrieben hat, der Menschen, welche trotz aller Kriege und Fernen nie von einander lassen können, und ihr habt ein Gedicht der Nachwelt überliefert, wie es keines Dichters Phantasie seelenvoller aufweisen könnte.

Wilhelm, der Deutsche, straft all' das schwarzgallige, sich selbst beschimpfende Gerede Lügen, welches man auf eine so grob absprechende Weise über uns erhoben hat. Und doch ist dieser

Wilhelm keine Schmeichelei für uns. Er ist so wahr, so natürlich, er ist, Bruder Luitgardens, so im Rahmen der liebenswürdigsten Familie gezeichnet, in der Vetter Michel ja gar nicht ausbleibt, daß wir uns dieses schönen, uns treffenden Bildes ohne Wohlgefälligkeit freuen dürfen. Wilhelm macht seiner Familie, seiner Bildung, seiner Nation Ehre. Er kennt Alles, wie Deutsche pflegen, und kennt es gründlich. Er ist lebensgewandt, und doch auch wieder so belesen. Er hat kein Interesse bloß für das Nächste, sondern auch für das Fernste. Er athmet und handelt im Gefühl des Weltbürgerrechts. Er ist so durchaus nicht vernarrt in die wirklichen Vorzüge seiner Landsleute, daß sein schönes Gemüth und sein hoher Takt bereit den Augenblick beherrschen, um im Gespräch, bei unbelikatem Angriff von anderer Seite, dem edeln Sohne Amerika's zu Hülfe zu kommen.

Dougaldine endlich, Amerikanerin, ganz in ihrem Geschlechte das, was Rambleton, der Amerikaner, in dem seinigen ist. Das frühere Verhältniß Rambletons zu Dougaldinen, welches freilich seine Schmerzen bis in die Gegenwart erstreckt, ist vom Verfasser mit tragischer Feinheit im Hintergrund gelassen, aus dem es jedoch nächtlich grollend hervorblitzt. Dougaldine finden wir in New-York. Sie ist die erste bedeutende Bekanntschaft, welche wir, noch etwas schwindelig vom Ocean auf dem neuen Continent machen. Wir finden sie in dem anmuthigsten Ensemble, in so reizender Umgebung, daß wir uns gleich überzeugen, wie der ächt moderne Geist auch über das Meer gegangen sey. Aber — finden wir sie nicht überglücklich in dieser Umgebung? Schwelgt sie nicht in heiterer Laune, in göttlichem Uebermuthe, in strotzender Gesundheit, welche das

Land der Freiheit und der Reichthümer gewährt? Nicht im Entferntesten. Dougaldine ist — denkt euch — Dougaldine ist amerika-müde! — Dougaldine wird eingeengt und gelangweilt in dem Lande der Freiheit. — Sie hatte über das eigentliche Glück der Liebe unendlich geistreich schwatzen können, geistreicher vielleicht als alle Bell's der Manhattan-Stadt. Sie hatte die Liebe tausend Mal dargestellt, gesellig gedichtet, nicht ein einziges Mal empfunden, gekostet. Sie ist nun satt, herzlich satt dieses ewigen Tändelns und Düpirens der jungen Thoren. Dougaldine verwünscht ihr Geschick, umgeben zu seyn von der prunkenden Würde dieses Drawing Room, und docirt dem wonneberauschten, flatternden, ihr zu Füßen sitzenden Cousin eine Philosophie der Schwermuth mit um so wirksamerm Munde, als es der schönste ist, wie uns etwa eine niedertaumelnde Blüthe, zugleich Brautschmuck der Natur und Akt ihres Vergehens, am wirksamsten und schönsten Vergänglichkeit predigt. Ach, der gaukelnde Geck und Thor, was versteht er davon! Er will nur der Sinnlichkeit Herr werden, nicht durch Herrschaft über sich selbst, durch Herrschaft über die, welche bisher immer nur Siegerin gewesen. Auch dieser, ihm unerklärlichen Schule Dougaldinens unterwirft er sich, weil er haßt; er unterwirft sich, obwohl er die Lehrerin mit Leichtsinn aus dem Concepte bringt. Und doch, getröstet wir uns, sollen die philosophischen Anwandlungen und Musterreden unserer Heldin mancher unserer schönen Leserinnen gefallen und sie bekehren. — — Aber der erste elektrische Schlag der Liebe schlägt in vollster Ladung endlich auch in Dougaldinen ein.

Es war voraus zu sehen, wie das auf ein so tiefes Wesen wirken mußte. Wilhelm, der mit Rambleton so eben aus Eu-

ropa gekommen iſt, hat ſie, ſie hat Wilhelm geſehen. — Sie behauptet ſich nur mit Anſtrengung noch, aber mit hohem Gelingen in ihrem alten Kreiſe, in dem ſie nur mit dem Gegenſtand ihrer Liebe noch, und doch auch wieder ſo einſam weilt. — Später verläßt ſie New-York, ſie flieht in das Hochland. Und als ſie an dem neuen Orte von der ſteifſten, unbeſcholtenſten, ehrwürdigſten Matrone, welche Rambletons Mutter iſt, Vermahnungen, Zurechtweiſungen, ja Vorwürfe hören muß, da gewinnt der Dichter den ſchönſten Lichtmoment für Dougaldinen. Belaſtet von Schmerz, niedergedrückt von Qual und zugleich von Müdigkeit, kämpft ſie zwiſchen Vertheidigung ihres verletzten Ehrgefühls und Ohnmacht ihrer erſchöpften Natur, zwiſchen Verzweiflung und Tochterliebe. Es weichen alle Rückſichten der Convenienz, der jungfräulichen Scham, es weicht im nächtlichen Dämmerlicht der ehrſamſten, ſcheltenden Frau gegenüber die prüde Schnürbruſt, und ein Strom von Thränen der Unſchuld gebietet der Alten Einhalt; ſie wird die zärtlichſte Mutter, die ſorgſamſte, und ſingt dem Töchterchen Eia Popeia.

Die früher erwähnte deutſche Familie von Schachſtein, deren Sohn Wilhelm iſt, trifft auf Rambleton in der Schweiz am Zürcherſee. Dieſe Deutſchen, und zwar Preußen, ſind allerliebſt gemalt und zwar treu zum Verwechſeln. Der alte Baron, ein höchſt einnehmender Mann, von tüchtiger Bildung, wie ſein Sohn. Das Geſpräch, welches in dem Zuſammenſeyn mit Rambleton geführt wird, iſt der deutſcheſten Lippe und dem deutſcheſten Gemüthe abgelauſcht, und zeigt unſer Volk und unſre Sprache in der liebenswürdigſten, edelſten Geſelligkeit. Dieß gedankenreiche Schwärmen in der Natur iſt ebenfalls ächt deutſch, ſo wie das Vorſtellen all' dieſer Vetterchen,

Schwägerchen, Mühmchen, Ohmchen, Töchterchen, Söhnchen, Kindskinderchen. Es giebt eine Wasserfahrt. Luitgarde sehnt sich nach ihr. Rambleton lenkt die Gondel. Eine köstliche Fahrt. Liebe, Philosophie, Geschichte, Hitze des Wortwechsels, auffallendes Schweigen des Amerikaners, deutsche Vielseitigkeit und deutsche Einfalt bis zur lustigsten Komik, im Gegensatz zu dem ernsten, festen Rambleton, bezeichnen und belegen diese herrliche Wasseridylle. Rambleton steht als ein wahrer Admiral der Schiffslenkung da bei jener kleinen Fahrt auf dem See, in Mitte der kindisch-bangen Deutschen; er weiß Nichts zu sagen zu diesem Benehmen, das die Gefahr erst recht hervorbringt. Natürlich nur einige von diesen Deutschen haben den Kopf so verloren. Aber Rambleton steht auch wieder seinerseits unter dem Dämon seiner gewaltigen Natur, und ihrer leidenschaftlichen Triebe, so daß er oft rührend-lächerlich eine förmliche Augen- und Mundsperre bekommt, und dann, der wirklichen Umgebung entrückt, nur noch in dem Objekte existirt, das solches ihm anthut. Weiter hin die lebenvollsten Schilderungen eines Abends, eines Sonnenuntergangs in der Schweiz. Eine amerikanische Zeitung wird uns in Scene gesetzt. Nun sind wir in Havre, und Rambleton, ganz von Luitgarden erfüllt, schickt sich zur Abfahrt nach Amerika an. Diese ganze Hafen-Scene ist ein classisches Genre-Bild.

Das, was man so gewöhnlich Witz zu nennen pflegt, findet sich bei unserm Verfasser nicht. — Es ist überhaupt eine eigene Sache um den Witz. Der Humor könnte ihn zu tausenden entladen, wenn er wollte. Er will oft nicht. Shakspeare ist freilich auch darin ohne seines Gleichen. Während der Humor bei ihm auf dem Throne sitzt, auf dem Throne des

Himmels, daß alle Schändlichkeiten, Verbrechen, Gewiſſensbiſſe der Menſchen durch den Gang und das Weltgeſetz ſeiner Dramen geſühnt erſcheinen, wiſſen uns tauſend kleine Geiſter des Witzes ſo zu gewinnen und zu beſchäftigen, daß wir meinen ſollten, es gäbe keinen langweiligen Burſchen mehr auf dieſer Erde. Wenn ſo dieſer richtende Geiſt Shakſpeares auf dem Wetterſtrahle des Humors niederfährt, ſo bezeichnen ſein Fahrgleis immer unzählige Funken ſolcher Witz-Geiſterchen. — Nun nehme man aber Göthe. Der Humor war bei ihm in ſolcher Vollendung, daß er uns den Fauſt ſchuf, aber zum Witz, die Xenien etwa ausgenommen, iſt Göthe viel zu ernſt, zu lyriſch, viel zu epiſch und beſonders zu plaſtiſch, als daß er ſich noch zum Heraufbeſchwören jener Geiſterchen konnte aufgefordert fühlen. In Göthe war das, was er *hatte*, Grund, ihn nicht zu bloßem Witz kommen zu laſſen. In Schiller dagegen das, was er nicht hatte. Göthe liebte zu ſehr das Maß, die beſtimmteſte, feſteſte Form. Er war zu ſehr griechiſch-eins mit dem jeden Moment erfüllenden Naturgefühl, als daß er zu Analogieen fortgetrieben werden konnte. Schiller dagegen, wiederum die Xenien bei ihm ausgenommen, zu krank an dem Jenſeits des Ideals, an der Kluft zwiſchen Erde und Himmel, an der Kritik der reinen Vernunft, an den Göttern Griechenlands, aber auch zu heilig erfüllt von der Wirklichkeit des Ideals, als daß er noch leicht und ſüß-tändelnd genug ſeyn konnte, leichte fliegende Brücken zu ſchlagen, oder wie ein Vogel von einem Sproß zum andern zu hüpfen, um den Stubenwitz der Unterhaltung zu zwitſchern. Er hätte weinen mögen, wo Andre lachten. Shakſpeare indeſſen iſt immer ein Mann und ein Kind zugleich, und er verſchmäht nicht, die Welt tragend und gebährend, zugleich das Kleinſte, Lächerlichſte in ihr mit zu

hegen und zu pflegen, daher derſelbe Geiſt, der die großartigſte Form der Poeſie, das Drama, mit Meiſterhand ſchafft, plötzlich in die anmuthigſten, ſüßeſten Tändeleien der zarteſten Sonette überſpringt; derſelbe, welcher mit dem Humor die Welt richtet und verſöhnt, wirft einen unendlichen Sprühregen von Witzfunken, ein ungeheures Freudenfeuerwerk von Einfällen unter die Menſchen, daß daſſelbe Lachen von Generation zu Generation fortgeht.

Was nun unſern Verfaſſer betrifft, ſo läßt auch ihn ſein amerikaniſcher Ernſt nicht zum Witz kommen. Aber das prächtigſte, ſchwellendſte Segel des Humors legt er an, ſobald wir Havre betreten, ſobald wir uns dem Meere nähern, als wäre dieſes das eigentliche Element des Humors, wie ja auch deſſen erſte Bedeutung und die Engländer beweiſen. Wir ſind auf dem Verdeck. Die Paſſagiere verſammeln ſich. Es erſcheint eine English Lady, die uns von jetzt ab, die ganze Reiſe durch, beſchäftigt. Sie gehört zu jenen ſtarken Geiſtern des vorigen Jahrhunderts, die, umgekehrt wie der Apoſtel von ſich es ſagt, gerade ſchwach ſind, indem ſie ſtark ſind. Dieſe English Lady iſt eine jener Frauen, jener Franzoſen-Engländerinnen, wie man ſie zur Zeit des Direktoriums häufig in Paris umherwandeln, in den Caffées das Wort führen, in den Salons präſidiren, mit der Lorgnette nach dem Barometerſtande der Politik ſchauen ſah. Kleine Ungeheuer in Weibesgeſtalt, ungeheuer im Eſſen, ungeheuer im Trinken, ungeheuer im Ausſchreiten, ungeheuer im Gebrauche der Zunge, mit Kenntniſſen verſehen und jenem Converſationsgeiſt, der allem blendende, intereſſante Seiten abzugewinnen, nichts im Lichte der Wahrheit darzuſtellen weiß. Frauen mit ſehr großer Naſe,

sehr großem Munde, großem Kinn, großen Ohren, mit Händen zum Erschrecken groß, lebendig umherwandelnde Silhouetten, Silhouetten des Terrorismus.

Noch andre muntre Gesellschaft kommt. Fashionables der ausgesuchtesten Art, Handwerker, Landleute. Viele Deutsche bemerkt man. Ja, es kommen auch lockre Dirnen, Zugvögel, welche auch europamüde, das heißt, ohne Subsistenz, an die Masten sich klammern, um sich hinüber zu schmuggeln zu Oncle Sam.

Der Dichter wird nie mehr unsern Beifall gewinnen, der uns seine Gebilde ohne die genaueste Staffage der irdischen Wirklichkeit vorführt, der seine Gestalten nur gleichsam vorüber schweben läßt auf lichthellem Gefieder himmlischer Verklärung, eingetaucht in den blauen, für uns unzugänglichen Aether. Nirgend bei unserm Dichter eine solche Verhimmelung.

Die Fahrt beginnt — die Fahrt nach Amerika! Ihr müßt die Flügel der kühnsten Phantasie anlegen, um diesem Dampfer folgen zu können. Wer hätte je die Seligkeit, die Schrecken und die Langweiligkeit einer Meerfahrt unterhaltender, vollendeter geschildert als der Unbekannte? — Wie duftet die Blume des Meeres! Wie haucht die Brise über die grünen Wellen-Blättchen hin! Wie lottern die Matrosen im süßen Nichtsthun! — Diese ganze Episode des Romans ist eine ganz andre Einführung in das Reich des Neptun, als jedes noch so glänzend ausgestattete Magazin der Wunder des Meeres und seiner Bewohner. Das Auge wird die Welt-Luke, hinter der sich die Unendlichkeit aufdeckt, und sich offenbart, was Gott Alles zu schaffen vermag. — Man schickt sich an, das Mahl zu sich zu nehmen. Die Fashionables ziehen sich in die Ca-

jüte. Das Volk bleibt auf dem Verdeck. Rambleton steht vor uns. Er mag nicht hinunter. Er blickt hinaus nach Luitgarden, hinaus über die öde Meeresfluth! Es zieht ihn zu Luitgarden's Landsleuten. Er hat wieder den ächt deutschen Zug, einen Zug der Familienähnlichkeit von Werther. Welch' liebliche Gruppe hier der zusammengekauerten, deutschen Familie auf dem Verdeck, welche ihren Mittag hält. Diese lieblich natürlichen Mädchen, diese unserm Freunde appetitlich dargebotenen Fleischstückchen. Wer erinnert sich nicht an Werther, wie er auf dem Lande die lebenden Homerischen Bilder sieht bis auf all' den herrlichen Schmutz, all' die nackte Saftigkeit der Umgebung.

Aber — das Meer kräuselt sich, es grollt in der Tiefe. Der Capitain wird unnahbar, verschlossen, finster, er sinnt, wie er den Feind besiege, welcher von allen Seiten heranzieht. Sehet da, ein Toben des Meeres, ein Vergehen der Welt und menschliches Ueberleben desselben durch Compaß und Gesetz.

Es ist ein geisteswürdiges Resultat der Bildung, daß man zu einer Ausdauer der Haltung gelangt, gegen welche die aufgescheuchten Stürme der Einbildungskraft nichts mehr vermögen. Man kann sogar mehr als Einbildungskraft, man kann die Phantasie auf einen hohen Grad in sich cultivirt haben, und doch wird man ungerührt bleiben, wenn es gilt, den Schrecken zu überwinden. So werden jene einst unsrer kindischen Phantasie so wohl, weil wehthuenden Gespenstergeschichten nichts mehr bei uns verfangen, am wenigsten jene unsre Nerven mit Kolophonium bestreichenden Hoffmannschen Novellen, die fast immer erst den Schauer zerstören, bevor sie den Geist erscheinen lassen. Oder was würde jetzt noch Robinson etwa bei

uns verſchlagen, deſſen Meerfahrt und abenteuerliches Inſulanerleben uns als Kinder in eine ſo wonneberauſchende Spannung verſetzte? Aber dennoch giebt es Schrecken, denn die Unendlichkeit gebiert auch das Ungeheure in immer neuen Geſtalten, Schrecken, denen nichts, kein mit noch ſo gewaltiger Intelligenz gewaffneter endlicher Geiſt ganz zu widerſtreben vermag. Dieſe Schrecken hat die Natur, der Krieg und der Genius.

Auf unſerm Schiffe iſt es jetzt, als käme der jüngſte Tag auf der Windsbraut einer wilden Jagd. Jeder Augenblick kann in anderer Bedeutung die neue Welt bringen, als wenn man Amerika damit meint, kann Dinge offenbaren, die noch keines Sterblichen Auge je geſehen hat. Gott kommt ſtets, und kommt *einmal* noch mehr als je, er kommt wie ein Dieb in der Nacht, er kommt auf dem Wetterſtrahle des Todes. Hier kommt der Schrecken des brüllenden, des losgelaſſenen Meeres. Es gilt, wie der Verfaſſer thut, dem raſenden Elemente die feſte Götterbruſt hoher Sittlichkeit, vor allem aber unerſchütterlicher Gottgewißheit entgegen zu ſtellen.

Uns ſind öfter Menſchen begegnet, die in gewiſſen Situationen, in einer gewiſſen Umgebung, unter einer ganz aparten Beleuchtung geſehen, höchſt anziehend erſchienen. Wir bewunderten die Feinheit ihres Betragens, ihren Geſchmack im Anzuge, ihr nobles Weſen, ja ihre Reden; ſie wollten uns außerordentlich bedünken. Aber — ſahen wir ſie dem wirklich Großen, ſahen wir ſie gewaltigen Natur-Momenten und Individuen gegenüber, ſo hatten wir Mühe zu begreifen, wie wir uns ſo täuſchen gekonnt, wie wir in ſie ſo viel Werth und Bedeutung hineingedichtet. Jetzt waren ſie der ächten Größe im Angeſicht ſo zwerghaft zuſammengeſchrumpft. Die ganze

von ihnen zur Schau getragene Aeußerlichkeit war verſchwunden in Fadheit; ſie konnten uns wohl gar als gemein einleuchten.

Etwas Aehnliches iſt auf unſer English Lady anzuwenden, (die der Verfaſſer meiſterhaft gezeichnet hat,) wie wir ſie während des Seeſturms beobachten. Doch wir müſſen uns für das Weitere der Kürze befleißigen, und wollten durch das längere Verweilen bei der Meer-Epiſode unſre Leſer nur für das Ganze des Romans noch mehr gewinnen. Das Schiff entgeht glücklich dem Untergang. Man erholt ſich wieder. Das Meer iſt geglättet. Jetzt indeſſen tritt eine entſetzliche Windſtille ein, welche — neun Tage dauert, ſage: neun Tage! Nun ſind es die Schrecken der langen Weile, welche ſich auf dem Schiffe lagern, ohne ein Glied zu rühren; für manche Leſer vielleicht ein ergötzliches Sinnbild mancher Zeitperiode und der in ihr herrſchenden Klauheit. — Endlich wieder vorwärts und zwar — im Fluge. Land. Amerika. Die prächtigen Environs von Newyork. Die neue Welt zeigt uns ihr majeſtätiſches Antlitz kriegeriſch genug. Sie iſt bis an die Zähne gewaffnet. Ihre Forts mit tauſend Metall-Schlünden, aus denen jeden Augenblick ein Feuermeer ſpielen könnte, laufen bis in den Ocean hinaus. Auch dieſe Freiheit ſchützt ſich nur durch den Tod, mit dem ſie drohend begrüßt. In der That, alles iſt neu in dieſem Lande. Dongalbine. Eine Mädchenſitzung, in der gegen die ſpirituöſen Getränke viel debattirt wird. Allerliebſt. Schalkhaft geht überall die tändelnde, kokettirende, der Männer bedürftige Weibesnatur mit dieſem Ernſte, dieſen trefflichen Reden für und wider durch, welche ſich bald im Spiegel beſieht, bald eine Schleife zupft, bald den Gürtel rückt, bald nach einem Manne hinüberſteht.

Eine Männersitzung. Die Vertheidigung des Credits ist ein Beweis von der Macht der Idee in unserer Zeit. Später werden wir auch in den Dialog der Amerikaner eingeweiht. Nichts beweist mehr, daß bei aller Hingebung aus dem Volksthümlichen an das Menschheitliche dennoch ein Rest übrig bleibt von jenem, welcher in dieses nicht aufgehen will, als der Eindruck des Dialogs in amerikanischem Geschmack. Es bleibt für uns darin etwas Zeit-Verlierendes, etwas Schleichendes. Man glaubt zwei Pagoden einander zunicken zu sehen, und dazwischen dann und wann ein vernehmbares Wort zu hören, welches lang wieder fortgemurmelt wird, mit unendlicher Geduld, bis wieder ein neues kommt, und so fort immer fort. Wir führen als Beleg an das Gespräch Dougalbinens mit ihrem Pa und das des Mannes mit seiner Frau, auf dem Porch eines Hauses in den Hochlanden.

Dieser ganze, merkwürdige Roman ist übrigens keineswegs als beendet zu betrachten, oder es müßte dieses scheinbare Nichtbeenden mit des Verfassers Eigenthümlichkeit zusammenhängen, nur die größten Contouren zu geben. Wir sind gespannt auf Rambletons und Luitgardens Schicksal, welche nicht mehr der Zürchersee, welche der Ocean trennt. — Nicht allein der Inhalt, auch die Darstellung des Werkes ist ausgezeichnet. Man wird ganz irre, soll man es als Original, soll man es als Uebersetzung nehmen. Es kann fast nicht Uebersetzung seyn. Der Verfasser ist wunderbar objektiv. Er drängt sich nirgend auf. Seine Sprache hat etwas Stählernes, Massives, Sprödes, und doch auch wieder Gefügiges, für alles Nachgiebiges, etwas aus den gebildetsten Sprachen künstlerisch Zusam-

mengeſchweißtes, ſowohl dem Geiſt, wie der Form, dem Provinzialen, wie dem Nationalen nach. Möge der Verfaſſer bewahrt bleiben vor Leſern, die Marryat's pralle Matroſenflüche lieben, die ſich in Cooper hineingeleſen haben beim Strickſtrumpf und bei der Pfeife! Sie würden unſern Dichter oft groß anſehen, denn ſie würden ihn nicht — verſtehen, oder, was freilich noch übler iſt, ſich einbilden, ihn zu verſtehen. Ach das nicht Verſtandenwerden iſt das qualvollſte Marterholz für den Schriftſteller!

Man wünſcht oft ſo innig, daß Mancher der Früheren doch dieſe oder jene bedeutende Erſcheinung der Literatur noch erlebt hätte. So würde unſer Buch ein wahrer Heilborn für Rouſſeau geweſen ſeyn und zugleich eine liebe Welt der Niederlaſſung; für Jean Jacques, der ſo gern in die Idylle eremitenhaft ſich einniſtete, und in die wilden Reize einer menſchenloſen Natur ſich mit ſchwelgenden Entzückungen einwühlte. Es würde dieſes vortreffliche Buch mit der breiten Woge des Oceans die flammende Hölle ſeiner Hypochondrie ausgelöſcht, es würde die Gluthen ſeiner Heloiſe durch dieſelbe Innigkeit der Liebe, aber durch eine geordnetere abgekühlt und zugleich genährt, es würde ihm den Reichthum der Menſchenwelt erſchloſſen, den Menſchen ihm auf's Neue lieb gemacht haben, wenn er ihn auf weitem und doch engem Schiffsraum, mit all ſeinen Thorheiten, aber auch in ſeiner Erhabenheit geſehen, wenn er ihn in Amerika wieder gefunden hätte, ewig anders, und immer doch deſſelben Weſens, feſt und unbeugſam wie der Urwald, und dennoch alles bewältigend und bewegend mit der Macht ſeiner freien Intelligenz.

Zur Charakteriſtik einer Hauptſeite unſeres Buches rufen wir mit Lothario im Wilhelm Meiſter aus:

„Hier oder nirgend iſt Amerika!"

Das zweite, oben in Erwähnung gebrachte Werk unſeres Schriftſtellers war das Cajütenbuch, ſo genannt von einem Landhauſe Capitain Murky's am Miſſiſippi. Es reiht ſich dieſer Roman unter den übrigen Werken des Verfaſſers wohl zunächſt dem Virey an. Der Hauptgedanke in unſerem Buche iſt: die Losreißung Texas von Mexiko. Jedoch bildet die Erzählung dieſes Ereigniſſes nur den mittleren Theil des Ganzen, und wird eingeleitet durch die Prairie am Jacinto und die Verirrung in derſelben des Oberſten Morſe, ſo wie beſchloſſen durch einzelne Erzählungen und durch eine Liebesgeſchichte, die aber zum Theil in Früheres zurückgreift.

Wir müſſen aber ſogleich über das Ganze bemerken, daß es uns als ſolches in der zweiten Hälfte keineswegs ſo organiſch gearbeitet zu ſeyn ſcheint, wie die übrigen Werke des genialen Verfaſſers. Der zweite Theil, bei außerordentlichen Schönheiten, iſt gegen das Ende, nach unſerem Geſchmacke, doch etwas zu loſe verbunden. Vielleicht aber, daß es dem Verfaſſer wirklich um einen ſo ungenirten Verband zu thun geweſen iſt, indem er vielleicht nicht unglücklich berechnete, daß ſo erſt die impoſanten Vorzüge des Vorausgegangenen recht wirkſam hervortreten würden, eine Berechnung, die ihm ſonſt freilich nicht eigen iſt.

Der erſte Theil nun beginnt ſogleich mit einem Gelage, mit einer Sitzung in doppelter Bedeutung des Wortes. Es iſt ächte, unangebrochene, ſtolz-unabhängige Kraft freier Amerikaner, die ſich hier um rauchende, nie verſiegende Punſch-Bowlen verſucht und erprobt, im wildeſten und doch beſonnenſten

Durcheinander-Sprechen erprobt, und eine Debatte erhält, in Erzählungen schwelgt, in Thaten, in einer Weltgröße sich spiegelt, vor der man wirklich Respekt haben muß. — Hier studirt Amerika in seiner Schatten- und Glanzseite, hier überzeugt euch, daß Freiheit kein bloßer Wortschall ist! Ueberall Genuß, aber auch Arbeit; überall Consumtion, ungeheure Consumtion, und wär' es eine ganze Niederlage von Cigarren, von Kautabak, und von Weinsorten für einen Abend; aber überall dabei auch ein Männermuth, eine Begeisterung der Sprache, ein Dringen auf Menschenrecht, auf nie anzutastende Freiheit des Einzelnen, wie Aller, überall ein Handeln bis zum Tode, welches den Genuß des Lebens zu haben verdient. Diese amerikanischen, man muß sagen, unendlichen Gelage, welche unser Verfasser hier, wie in allen seinen Werken, meisterhaft schildert, geben uns den treuesten Maßstab für das amerikanische Wesen, für die amerikanische Größe, für die amerikanische Kraft. Es sind das kolossale, gesunde Menschen, sage man, was man wolle. Diesen Gelagen der neuen Welt, welche berathende Sitzungen zugleich, glichen einzig die berühmten Gelage und Versammlungen der Alten, besonders der Griechen, und wir jetzigen Europäer sind nur Schwächlinge gegen beide, sowohl was Ausdauer in der Consumtion des physischen Genießens, als was Produktion der mündlichen Rede und des Nationalbewußtseyns betrifft. Selbst die Poesie des Erzählens kommt hier im größten Style, in einer epischen Ausführlichkeit und Modulation vor, die Bewunderung verdienen. So erzählt nun Oberst Morfe auf die Frage, wie er nach Texas gekommen sey, den ganzen Band hindurch, alle seine Abenteuer, und zwar seine Verirrung in der Prairie, die Geschichte Bob's, den Be-

ſuch beim Alcalden, dem ſich dann im folgenden Bande der Revolutionskrieg ſelbſt anſchließt. Welch' ein Glanz-Gemälde, welch' ein Natur- und Kunſt-Phänomen zugleich dieſe Prairie! Dieſe gläſerne, dieſe gebadete Niederlands-Natur einer anderen Welt, als wäre man ſchon geſtorben und in einer ganz anderen als der irdiſchen Weltſphäre. Dieſe Meil' auf Meile, hier und dort, oben und unten, links und rechts, nah und fern zerfließende, durchſichtige, wie aus dem Thau der erſten Schöpfung ſo eben herausgeſtiegene Vereinigung von Himmel und Erde, von Land und Meer. Dieß Vexirſpiel einer ungeheuern, unendlich leeren und überall doch erfüllten Wirklichkeit, wogegen unſer Meer nur ein breiter Fluß zu ſeyn ſcheint, über den man leicht hinüberſetzen kann; und nun ein Menſch, ein einziger Menſch in dieſer Paradieſes-Wüſte Tag auf Tag pfadlos umirrend; — man wird das Spannende ſchon hieraus entnehmen, man eile und leſe! —

Die Geſchichte Bob's, welche folgt, iſt ein faſt noch koloſſaleres Seiten- und Gegenſtück zu jenen Natur-Schauern der Einſamkeit, in wiefern uns in Bob eine Menſchen-Trümmer nur noch erſcheint, welche zerſplittert und verwittert iſt, wie ein uralter Stamm aus dem dichteſten Urwald, welche aber dennoch den Sturm des Weltgeiſtes, den Sturm des aufgeſtörteſten Gewiſſens in ihren Höhlen raſen fühlt, daß der Stärkſte zuſammenbeben möchte. — Wenn uns dieſes aber zum Richter führt, zum Squire oder Alcalden, ſo machen wir unſere Politiker beſonders auf das Studium dieſes herrlichen, durch und durch gediegenen Charakters aufmerkſam, an dem man inne werden mag, welch' eine fortdauernde Schule der Politik, der Diplomatie, zugleich der zarteſten und kräftigſten Sittlichkeit,

denn doch Amerika, und in Amerika ſelbſt, die abgelegene, patriarchaliſch umhegte Wohnung eines Pflanzers iſt. Ja, Patriarchenthum in höchſter Vollendung hier! — Geradheit und Beweglichkeit, Biederkeit und Klugheit, Mutterwitz und Philoſophie der Geſchichte, wie der europäiſchen Cabinette, Richter und Prieſter und Krieger, alles in Einem, und in Allem ein Mann, ein Ehrenmann! — Wir verweiſen unſere Leſer auf das Geſpräch des Oberſten Morſe mit dem Alcalden, und wenn wir unter unſern Leſern einen Staatsmann haben ſollten, ſo verweiſen wir ihn doppelt auf dieſen Dialog, der eine Tiefe politiſcher Weisheit, eine Gabe, die verzweifeltſten Knoten, wo nicht aufzulöſen, doch mit Energie zu zerſchlagen, darbietet, in den Männern, die er uns vorführt, daß man einem Lande Glück wünſchen muß, welches ſo unabhängige, ſelbſtſtändige, knorrige Naturen groß zu ziehen vermag. — Was iſt alle diplomatiſche Schlauheit und Kunſt des Umgehens und der Ausweichung gegen dieſe widerborſtige Geradheit und Reife, ſich überall ſelbſt zu helfen.

Zu einer neuen Scene von höchſter Spannung führt uns der Verfaſſer über, indem mit dem dreizehnten Abſchnitte des zweiten Bandes der Feldzug beginnt zur Befreiung von Texas. Ruhe der Hererzählung des Faktiſchen und Lebhaftigkeit der Kriegsſchilderung ſind hier in einem Grade vereinigt, wie man es nur bei den beſten Geſchichtsſchreibern finden mag, obwohl doch bei dieſen jenes einzige, poetiſche Colorit fehlt, in dem unſer Dichter ſo glücklich iſt. Die wunderbare Geräuſchloſigkeit und Einſtimmigkeit dieſer handelnden Männer, die ſoldatiſche Haltung und Ausdauer, während jedem Einzelnen alle militäriſche Dreſſur doch fehlt, und nur der Mannesſinn, und die von

derselben Nothwendigkeit geschwängerte Atmosphäre diese Sicherheit ihm gewähren, dieses gewisse Etwas einer Reife der Zeit, welche Alle beseelt und ruhig begeistert, geht so sehr auf den Verfasser über, daß während er uns die Schlacht, Schuß für Schuß, so lebhaft schildert, daß wir mitzukämpfen scheinen, er selbst doch überall in seinem Bemühen, in seiner Kunst zurücktritt, und alles sich aus der Sache, aus dem Ereigniß heraus machen läßt. Auch Bob tritt auf als Strafender und Gestrafter, als Rachegeist und als fallendes Opfer zugleich, unnahbar und ungethüm, und doch schwächer als Alle und geheiligt durch das gemeinsame Werk. Es ist eine der größten Schönheiten dieser Schilderung, eine der tiefsinnigsten Wendungen des Dichters, daß selbst der so strenge Richter, Bob erhalten wissen will, und dieser, ob er wolle oder nicht, folgen muß, weil eben der Richter auch hierin im Rechte ist; so daß für Bob erst das Schlachtfeld das Hochgericht wird, auf dem er sein Ende findet, damit er so sehr und so buchstäblich den Willen des Richters erfülle. —

Obwohl nun nach der Beendigung dieses ausgezeichnet dargestellten Befreiungskrieges jene oben schon angedeutete, losere Aneinanderreihung anfängt, so begegnen wir doch sogleich auf's Neue einem höchst eigenthümlich gedichteten Stücke, welches der Leser ja mit Aufmerksamkeit verfolgen möge; es ist der Fluch Kishogues oder der verschmähete Johannistrunk, eine durch und durch musikalische, burlesk-musikalische Erzählung, in der unnachahmlichen Weise des Volks, in einer Tonart componirt, die schwer zu beschreiben seyn dürfte. — Es giebt nämlich etwas Wildes, Süß-Schwärmerisches, Leichtes, Launiges, Naiv-Phantasirendes, was nur die Musik und ein musikalischer Dichter

auszudrücken vermögen. Es lebt dieſes in den Arabern, den Türken, den Böhmen, den Ungarn, den Schotten, vor allem aber den Irländern. Ein ſolches ächt iriſches Stück iſt Kishogue, — wie ſchon der Klang dieſes Namens dieß Muſikaliſche ausdrückt — ein neckiſch-tändelndes, in den Tod ſich hinein phantaſirendes Tonſpiel, luſtig-trüb, wie dumpf geſtimmte Trommeln, die einen Leichenzug begleiten; doch ſchmettert Luſtigkeit plötzlich wieder hinein; was aber alles auf keinem anderen Inſtrumente ſo paſſend vorgetragen werden könnte, als auf der Maultrommel, als mit den ſeltſam-gedehnten, ſchwermüthig-gedämpften, Geiſterhauch federnden Tönen eines Brummeiſens. —

In dem Abſchnitte: der Capitain, werden wir ſchon wieder mit einem überaus originellen, überaus intereſſanten, ſeemänniſchen Charakter bekannt. Es iſt Capitain Murky. Das dieſen Abſchnitt begimnende Interregnum führt uns wieder in die Mitte, in das Drunter und Drüber eines amerikaniſchen Geſprächs. Die Bowlen dampfen, die Cigarren brennen, die Gläſer leeren und füllen ſich, die Stimmen für und wider erglühen, und aus der Piſtole des ſcharf geladenen National-Enthuſiasmus fahren volle Salven heraus, begegnen ſich, kreuzen ſich, treffen ſich, und Keiner wird geſchont, ſelbſt der Erzähler, ſelbſt der Wirth nicht. Wo aber der Europäer in Folge ſolches Chargirens und Feuerns Hülfe rufen, oder ſich doch auf das Duell und den Tod gefaßt machen würde, da löſt ſich hier alles in den wolkenloſeſten Lach-Humor auf; die noble vorurtheilsloſe, liberale Gentleman-Natur des Amerikaners behält doch die Oberhand, die Nacht iſt zu Ende, aber die Rauch-, die Trink-, die Sprech-, die That-Luſt nicht. Eine neue Er-

zählung beginnt der Präsident: Callao, eine Belagerungsgeschichte mit gleich vortrefflicher Charakteristik und der munterſten Darstellung des Kriegslebens. Wir machen unſre Leſer auf eine Stelle in dieſer Partie aufmerkſam, die, unſeres Erachtens, von dem höchſten, maleriſchen Effekt iſt, und an jene pittoresken Genrebilder erinnert, wie wir ſie in den amerikaniſchen Wahlverwandtſchaften deſſelben Verfaſſers ſo häufig finden. Wir meinen in unſerem Buche die Art und Weiſe, wie uns Seite 252, u. ſ. f. die Armee der Patriotenkrieger in den verſchiedenen Lagen, Stellungen der einzelnen Soldaten geſchildert wird, am Kochfeuer, mit der Zubereitung des Eſſens beſchäftigt, und doch mit berechneter Draperie des Gewandes und ſtolzer Attitüde. Es iſt dieſes einzig veranſchaulicht, und wir erinnern unſere oſtpreußiſchen Leſer, um ihnen etwas Analoges, lebende Bilder zu ſolchen Geſtalten zu geben, an jene Ungarn, welche im Frühjahre und im Sommer bei uns mit Mäuſefallen umhergehen; düſtere, durchaus maleriſche Geſtalten, beſonders in der Art, wie ſie ihren breitgekrämpten Hut tragen, und den dunkelbraunen Kittel, als Domino, halb angezogen auf der einen Schulter, ſo daß der andere Aermel das ſchwarzgraue Hemde zeigt; aber mit einer Grandezza das alles, der nur der ſpaniſche Degen fehlt. —

Endlich wäre noch der letzte Diamant in unſerem Werke zu brechen, die Novelle: Havannah, einfach, prunklos, geſchmackvoll gefaßt, aber von einem ſo reinen, ſo tiefen Waſſer, von einer ſolchen Verherrlichung dieſes freien Elements, auf dem der Seemann Herr iſt und allein der Seemann, der daher auch Jedem, weil dem Meere befiehlt; daß dieſe No-

velle zugleich die schönste Verherrlichung des edeln Capitains ist. —

Noch bemerken wir zum Schlusse der Betrachtung dieses Romans, wie der Verfasser — gewiß zu großem Verdruß für alle steifleinenen Grammatiker, die uns durch ihre engen, seelenlosen Licenzen und Regeln um allen Styl bringen möchten, und den Genius der Sprache in der Geburt schon ersticken — wie er unglaublich kühn mit dem Gebrauche der Fürwörter umgeht, was wir ihm denn zu großem Verdienst, ja oft zu ganz besonderer Schönheit der Diktion anrechnen müssen. Ueberhaupt ist der Verfasser, auch abgesehen von all' den großen Schöpfungen, die er uns bereits gegeben, schon deßhalb den größten Geistern der Literatur beizugesellen, weil er in Allem schreibt als schriebe er nur für sich, in keiner Weise sich akkomodirt, keine Rücksichten kennt, und so uns immer ganz für sich einnimmt, weil er uns immer etwas Ursprüngliches giebt.

Endlich wäre noch das dritte jener Werke in Betracht zu ziehen, Süden und Norden. Der weiseste Rath, den eine aufrichtig gesinnte Kritik dem Schriftsteller geben kann, wird alle Mal darin bestehen, daß er die Anerkennung, welche ihm zu Theil wird, würdig aufnehmen lerne, daß er sich durch sie zu keiner Zufriedenheit mit sich selbst verleiten lasse. Ungerechter Tadel ist oft schwer zu ertragen, aber wenn er mit Haltung hingenommen wird, so bringt er jenes Selbstbewußtseyn zur Vollendung, welches schafft nur des Schaffens wegen. Verdientes Lob, verdiente Huldigungen üben die gefährlichste Feuerprobe aus, — von den unverdienten, von der Lobhudelei gar nicht einmal zu sprechen — und können sogar den Genius in eine Sicherheit bringen, die mit derselben Schnelligkeit seinen Fall beschleunigt, als sie ihn zur höchsten Höhe hinaufführte. —

Wir haben es in unserer Charakteristik mit einem alten, vieljährigen Lieblingsschriftsteller zu thun. Wir halten den Virey, das Pflanzerleben, die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften, das Cajütenbuch für Produkte, welche die Blüthe des Modernen bereits in der schönsten Entfaltung bezeichnen. Es sind noch dazu, wir wiederholen es, Werke, in denen die Macht des Genius von der Art ist, daß jene Blüthe nicht etwa durch bloße Phantasie und die glückliche Willkür der Composition gewonnen wird, sondern durch den festen Anhalt an die Natur, durch den Besitz der breiten Basis aller europäischen und amerikanischen Bildungselemente, durch Zartheit, durch Gemüth, durch ästhetische Feinfühligkeit, durch politischen Scharfblick, wie er dem ersten Staatsmanne Ehre machen würde, durch den Glanz parlamentarischer Redegabe, durch Volksthümlichkeit, durch den glühenden Kampf mit der Partei für die Partei, auf Leben und Tod, aber auch durch Ueberfliegung aller Faktionen mit dem Resultate des Kampfes, mit der Freiheit eines männlich stolzen Weltbewußtseyns, welches wieder in das unerschütterliche der Religion übergeht. Die alte und die neue Welt, wie ungeheure, wie unausgeglichene Gegensätze sie seyn mögen, sie sind auf dem Standpunkt unseres Verfassers, eben weil er sie in ihrer Verschiedenartigkeit so hell durchdringt, so genau gegen einander abwägt, dennoch zusammengenommen, zusammengedacht, und für ein großes, sociales Facit der Zukunft zusammengezählt. Er berechnet sehr kühn, aber er berechnet sehr richtig die socialen Größen beider Welttheile nach der socialen Größe des einen Bruchtheils, nach England. Er weiß jedoch sehr wohl, daß hier mit dem Zahlenwerthe allein nicht durchzudringen ist, daß die wahre Größe der Zukunft erst

in der intellectuellen Bedeutung Deutschlands ihren Schwerpunkt hat, der auch wirken wird, wenn wir nur erst reell in jeder Hinsicht mündig geworden sind. Und also sieht man überall bei unserm Autor, daß während er sich in die Eigenthümlichkeit amerikanischer Natur und Sitte vertieft, um sie uns bis in's Detail zu schildern, er doch fortwährend weiter hinaus denkt, in unsern eigensten Zuständen lebt, Amerika und Europa verbunden sieht durch die permanente, durch die fliegende Brücke, die der Dampfer über den Ocean schlägt, während mancher Andere unserer modernen Schriftsteller sich heute schon kühn genug dünkt, wenn er auch nur von einer Zusammengehörigkeit Frankreichs und Deutschlands spricht, um uns etwa vor Asien zu schützen.

So ist der Verfasser des Virey, und so ist er fast durchweg, wenn man sich nur auf seinen Geist versteht, und nicht bei einzelnen Partieen seiner Werke stehen bleibt, um ihn aus diesen allein zu deuten. Damit aber auch wir, in der Huldigung, die wir seinen genialen Leistungen freudig darbringen, nicht ins zu Weite uns verlieren, und damit er nicht glaube, daß uns die Liebe zu ihm für seine Mängel blind mache, so gestehen wir, daß wir durch sein letzterwähntes Werk, keineswegs völlig befriedigt worden sind. Süden und Norden bekundet zwar auch aufs Erfreulichste das, was wir oben an dem Verfasser als charakteristisch und als höchst genial hervorgehoben haben, wir finden namentlich dieselbe Stärke in der Ueberzeugung, daß Natur den Menschen mütterlich bedingt, wie etwa der Boden die Pflanze, und daß, wie gewaltig der Stamm, wie üppig die Blüthe, doch alles wieder seinen Ursprung nachempfinden läßt, so daß auch jedes einzelne Volk dieses pflan-

zenartige Schicksal hat, nur dem fruchtbaren Moder der Natur zu entsprossen, sich über diesem Grabe üppig zu wiegen, um wieder hinunterzusinken; wir finden viel andere große Züge angedeutet, die aber nirgend ausgeführt werden; wir finden aber auch solche, die uns schon sonst eben so gegeben wurden, und noch dazu über die Gebühr ausgeführt, und noch dazu hie und da auf Kosten aller eigentlichen Produktion, und finden, daß überhaupt vieles in unserem Buche unendlich zerfließt, was keinesweges durch den Duft der südlichen Atmosphäre, in der wir uns allerdings befinden, entschuldigt werden kann. Sehen wir uns einmal gleich den Anfang unseres Werkes näher an.

Eine Gesellschaft junger Amerikaner, unter denen wir auch einen Deutschen treffen, ist eben auf einer Reise begriffen im Süden von Mexiko. Wir finden sie in dem Staat Oaxaca und zwar in dem Gebirgslande, die Mistecca genannt. Eben arbeiten sie sich mit unsäglicher Mühe durch das wildeste Gebirg hin. Kegel an Kegel, Klippe an Klippe, Abgrund an Abgrund. Man will eine gewisse Höhe erreichen, um sich in diesem Labyrinth von Bergen und Bergzacken zu orientiren, und wo möglich einen menschenbewohnten Ort zu entdecken. Man schwatzt, man klagt, man bittet, man flucht, man verliert sich aus den Augen, man schreit bald nach diesem, bald nach jenem, und das Verwünschteste von Allem ist noch, daß die Fata Morgana des Gebirgs allerhand Neckereien treibt, die tollsten Possen spielt, und in der nächsten Nähe schon den Wanderern ein prächtiges Schloß darbietet, welches am Ende nur ein furchtbarer Berggiebel ist. Kurz, es ist zum rasend werden! Die Gesellschaft ist tausendmal in Gefahr, Hals und Beine zu zerbrechen, wir aber unsre Zungen, denn ich will es Nie-

mandem rathen, die ersten zwei Seiten unseres Buches laut zu lesen. Der Styl ist so überaus zerhackt, so periodisch zerfahren, so gebirgsartig zerrissen und jäh, und den eigentlichen Sinn fast neckisch verdeckend, daß es ordentlich — im günstigsten Falle — Absicht des Verfassers zu seyn scheint, uns durch solche Knitteldammprosa die Strapazen der Gesellschaft mitempfinden zu lassen. Auch lichtet sich später die Schreibart, und wir haben oft wieder jenen klaren, jenen mannhaften, die ganze Gediegenheit und Entschlossenheit des Amerikaners wiedergebenden Styl vor uns, durch den sonst der Verfasser unser Ohr so verwöhnt hat.

Die Hauptcharaktere unserer Gesellschaft sind zunächst der Verfasser wahrscheinlich selbst, der in all dem Drunter und Drüber dieser Leute stets die edelste Haltung bewahrt; sodann Cockley, ein Kentuckier von ächtem Schrot und Korn, derb, auffahrend, immer aber verständig, aufs Praktische bedacht, eingedenk dessen, was man amerikanischem Nationalgeist auch in der Fremde schuldig sey; ähnlich, nur stark phlegmatisch Whitely; dann Rodriguez, eine ungeschlachte Kriegernatur, die aus ihrer kochenden Hitze manchmal sogar in die Rohheit überspringen kann; Gourney, ein Jüngling, der, wie wir hören, noch blut jung, wie man zu sagen pflegt: aus Milch und Blut besteht, ein Ausbund von Schönheit ist, außerdem von guter, amerikanischer Erziehung, ja von vornehmem Hause, der auch so weit keinen Anstoß erregt, indem er zart, fromm, fast schüchtern erscheint in Betreff mancher Dinge, nur daß er schon von Hause aus an einer gewissen amerikanischen Starrsucht leidet, die wir aus dem Charakter Rambletons in den Wahlverwandtschaften schon hinlänglich kennen, die denn aber vollends, so

wie Gourney in die heiße Region der tropischen Liebe kommt, in vollständige Narrheit umschlägt, in deren lichten Augenblikken sich unser Jüngling durch und durch weibisch zeigt. — Wir wissen in der That nicht, was den Verfasser nöthigen konnte, diesen Gourney denn doch auch in dem Grade jämmerlich erscheinen zu lassen. — Bohne, der Deutsche, ist in einzelnen Zügen vortrefflich gezeichnet, nur im Ganzen ist auch dieser Charakter verfehlt; weil hier das, was an sich schon nach dem Plane des Buches Carricatur seyn soll, selbst wieder cartkirt wird, eine Maßlosigkeit, die nur unnatürlich befunden werden kann. Wir Deutsche wissen längst, wie tief unser Autor in den Reichthum unsrer Natur eingedrungen ist, bis auf alle ihre Lächerlichkeiten; wir lassen es uns, wie wir den Humor lieben und selbst auszuüben wissen, mit Behagen gefallen, ergiebig für die Komik ausgebeutet zu werden; aber wie dieser Herr Bohne sich oft ausläßt, und auf wahre kindische Thorheiten verfällt, so daß er zuletzt gar seine Gelehrsamkeit zu vergessen scheint, was dem Deutschen nicht leicht möglich seyn dürfte, darin können wir uns eben nicht getroffen bekennen. Sonst ist dieser Deutsche ein gar nicht so übler Kauz. Auch haben ihn alle so lieb, und wir mit, indem er zuletzt denn doch wieder Rath weiß, und bei sich bleibt, wenn die Amerikaner von ihrem Starrkrampf, und neuweltlichen Spleen befallen werden. Herrn Bohne's Geist ist zudem ein wahrer Ocean von Gedanken, von gelehrten Notizen, ein Ocean, aus dem überall die Inseln, wenn nicht der Seligen, doch der Glücklichen auftauchen, nämlich derer, die — ächt deutsch — durch Ideen schon glücklich sind, wie denn Herr Bohne stets in Entdeckung solcher Eilande von Ideen begriffen ist, zum Tollwerden der Amerikaner. Auch ist er dann wieder selbst so sehr Amerikaner, und macht alles

ſchon ſo eingeübt, ſo vortrefflich mit, daß er ſeinen Reiſegefährten faſt als Landsmann gelten muß, und alſo dem deutſchen Kosmopolitismus zur Ehre gereicht. Bemerkenswerth iſt übrigens auch, wie leicht entzündlich alle dieſe Amerikaner ſind, ungeachtet ihrer koloſſalen Verſtändigkeit. Bei jedem Schritte kocht es in dieſen Leuten, ſie langen nach ihren Riffeln, und es handelt ſich da bereits um den Tod, wo man nur noch eben geſprächsweiſe dieſe oder jene Notion zu haben äußerte. Und nun dieſes Gemiſch, dieſe unendliche Reihe von Seelenthätigkeiten überhaupt! Man würde bei uns eine ſolche Empfänglichkeit für die Herrlichkeiten der Natur als ſchwärmeriſch bezeichnen, und ſich ihrer ſchämen, ſtatt daß ſie ſich bei dieſen, im Praktiſchen durchweg geſetzten Menſchen bis zur Ekſtaſe äußert und äußern darf. So vollends bei unſern Reiſenden, die ſich noch dazu bei jedem Schritte in einen der herrlichſten Erdſtriche verlieren. Es entſteht eine förmliche Skala, die von der Rohheit, der Gefühlloſigkeit bis zum Entzücken, bis zur Verzückung aufſteigt. Wünſche, Tändeleien, Luſt, Tanz, Ehrgefühl, Pietät, Nationalſtolz, Frömmigkeit, Grauſamkeit, Tod, alles jagt auf dem Flügel des Affekts, oft in einer Minute, durch dieſe Seelen. Dazu kommt, wie geſagt, man nahe ſich einem Völkchen, welches in ſeiner tropiſchen Lage, unter einem Himmel wohnt, deſſen Natur alles bietet, alle Erdgürtel neben einander ſtellt, alle Dichterphantaſieen, in Felſen, Urgebirgen, im Weltmeere, in üppigſter Vegetation, in einem ewigen Rauſch der Atmoſphäre *verwirklicht*. Der trunkene Geiſt dieſer Natur, dieß narkotiſche Fluidum, dieß Opium der buhleriſchen, der wolluſtſchwellenden Lüfte, hat auch das Völkchen ergriffen, welches hier hauſt; was Wunder, daß auch unſre

Reisegesellschaft im fast eigentlichen Sinne den Stich bekommt. Wenn Herkules sogar den Höllenhund bändigte, und heraufbrachte, so muß doch hier selbst eine so herkulische Natur, wie die unseres Kentuckiers Cockley, ungeachtet all der Riesenkräfte, die sie zu verwenden hat, ungeachtet all des kolossalen Yankee-Verstandes, in den stechenden Hundstagen dieses Landes, bei diesem St. Veitstanze der Natur, den alles mittanzt, Gebirg, Strom, Meer, die Gebüsche, die Wälder, die Vögel, die Sonne, der Mond, die Sterne, die Menschen nun gar, und namentlich die Frauen, die schönsten aller Frauen; sie muß mit davon ergriffen werden und mittanzen. Was sind unsere deutschen, romantischen Ausgelassenheiten, die uns unsere modernen Politiker schon so sehr verdacht haben, gegen diese Romantik Amerikas! —

Und dieß ist denn auch die Glanzseite unseres Buches, wo unser Verfasser in seinem Felde, wo er überhaupt ganz und gar der Alte, der Unübertreffliche ist. Die Gesellschaft ist auf einem der höchsten Berghäupter angekommen, sie lagert im Angesichte des stillen Meeres, im Angesichte eines Himmels, der so klar ist, daß man ihm, so zu sagen, in das Herz Gottes sieht. Es ist dieses in der That, könnte ein Dichter ausrufen, das Gottesrevier der Erde, wo man noch ganz andere Gedanken über Gott haben kann, als in Deutschland, auf irgend einem philosophischen Lehrstuhl oder gar in einem deutschen Journal. — Dieser ganze Aufenthalt ist von unserm Autor meisterhaft veranschaulicht, bis auf das Mahl, welches die Gesellschaft nach allen Regeln amerikanischer Etiquette hält, und wobei sich mancher Deutsche, in sich hereinlächelnd, geschmeichelt fühlen wird, wenn er liest, wie einer der Amerikaner auch seine Epherr-

lichkeiten hervorzieht und entfaltet, und siehe da, die Zimmet- und Salz-Emballage ist, ist — die Augsburger Allgemeine! — Was wollen wir noch mehr, um ein Volk der Erde zu werden und Weltliteratur zu repräsentiren?

Uebrigens leben diese Herren nach unendlichem Gestöhn und Geklage auf der Reise, wo man glauben mußte, sie hätten den letzten Bissen trocknen Brodes bereits verzehrt, vortrefflich. Chokolade, Punsch sind ganz gewöhnliche Getränke, die jeden Augenblick, so wie Jemand nur befiehlt, verabreicht werden. Das Essen ist dem ensprechend. Ueberhaupt: man muß Homer oder Seatsfield — wenn ich den Verfasser so nennen darf — lesen, um guten, um unendlichen Appetit zu bekommen.*) Aerzten dürften daher Seatsfields Schriften hiemit besonders zu empfehlen seyn, um sie wieder zu empfehlen, zur Lektüre für appetitlose Patienten. Wir selbst machten jene Erfahrung bei obigen beiden Schriftstellern noch stets. Unsere Reisenden essen Homerisch und verdauen Virgilisch, denn die Scene nach Tische ist ebenfalls wieder köstlich und eben ächt Virgilisch gehalten, so hold aufgelöst, so lebenssatt im lebenslustigsten Sinne sehen wir die Herren rasten und behaglich sich dehnen. Man vergleiche Seite 61. Dabei ist noch hervorzuheben, wie feinfühlend Seatsfield sich auf die tiefe Bedeutung gesellschaftlicher Formen versteht. Es ist dieses ein durchaus amerikanischer Zug. Eine gewisse Etiquette sollte man nie verbannen, wo es auf den vernünftigen, auf den sinnigen Genuß des Lebens ankommt. Jeder andere ist natürlich unter der Würde des Menschen. Eine gewisse Gemessen-

*) Der Name Seatsfield wurde dem großen Unbekannten schon früher vermuthungsweise beigelegt, bevor der wirkliche Name: Sealsfield bekannt wurde.

heit erhöht den Genuß des Lebens unendlich, organisirt denselben; so daß alles, auch das Sinnlichste, verfeinert, vergeistigt wird. Man verfolge nur das Leben Napoleons auf St. Helena, wie sorgsam noch der Exkaiser eine gewisse Etiquette aufrecht hält, und doch war er zu gebildet, zu groß, als daß er dabei ängstlich an einen bloßen Schutz seiner selbst hätte denken sollen. Diese Formen, diese mit feinstem Takt abgewogene Gemessenheit war ihm Bedürfniß, zur Fassung und Einigung der Geister, die ihn stets umgaben, die er selbst aus sich producirte zur Belebung seiner eiländischen Einsamkeit. Und so sehen wir auch unsere Amerikaner, obwohl in diesem Paradiese der Erde, noch dazu in dieser Wildniß ihres Abenteuerns, nichts sie hindert, alle Formen wegzuwerfen, dieselben dennoch beobachten.

Eine Hauptwendung bekommt die Geschichte des Buches durch Gourney, den, wegen seiner Schönheit, ein Indianer verfolgt, welcher, wie es sich später ausweist, eigentlich Weib und zwar Zigeunerin ist, die sich bei der Gesellschaft befindet, um ihr die Wege anzugeben. Diese Jaquita, in der sich Vulkanisches, Dämonisches, Wollüstiges, Hinterlistiges mit Bestialischem seltsam vereinigen, inficirt Gourney mit der tropischen Gluth der Liebe für die Tochter eines Häuptlings, deren bloßer Name Gourney schon außer sich bringt. Gourney bekommt diese Schönheit auch zu sehen, und geberdet sich seitdem fast wie ein Gebissener, wie wir es oben bereits angedeutet haben. Er entläuft, er hat ab und zu Zusammenkünfte mit seiner Geliebten, er kommt wieder und entläuft auf's Neue. Dieß veranlaßt, daß die Gesellschaft bald darauf selbst mit den Bewohnern der Hacienda (Landgut) in Berührung kommt.

Man will anfangs zwar durch und hinweg ziehen. Aber umsonst. Allen wird mehr oder weniger durch die himmlischen Reize der Gegend, durch die idyllisch-paradiasische Existenz der Einwohner, vor Allem durch die unwiderstehliche Schönheit und Anmuth der weiblichen Wesen, die in tiefster Naturunschuld die Naivetät eines Kindes mit der unbewußten Ueppigkeit einer Bajadere vereinigen, das Dableiben aufgenöthigt; so daß ein unendlicher Taumel alle Amerikaner und selbst Herrn Bohne ergreift. Man will sich fortwährend auf die alte amerikanische Gesetztheit wieder besinnen. Man besinnt sich auch wirklich. Aber vergebens. Der alte St. Veitstanz kehrt immer wieder. Der Stich des Aequators hat Alle getroffen. Herr Bohne ist anfangs nur antiquarisch gefesselt. Er findet die Gegend allerliebst, um bedeutende Studien zu machen, während die Amerikaner, um ihrer Herr zu bleiben, fliehen wollen, damit sie dieses verhexte Land nie wieder zu sehen brauchen, und daher Herrn Bohne verwünschen. Der Verfasser läßt Herrn Bohne oft, sehr bedeutsam, ganz Tieckisch sprechen, wie nur irgend ein gelehrter, geistreicher Literat in einer Tieckschen Novelle sprechen kann. Die Amerikaner wollen verzweifeln! Endlich aber sind auch sie schon wieder in den Strudel gerissen, der hier alles ergreift, und selbst Herr Bohne scheint jetzt mehr denn antiquarisch krank zu seyn. — Wir müssen das Weitere, das Einzelne dem Leser zu eigener Ansicht überlassen. Der erste Band endet damit, daß sich nun doch die Amerikaner, zu einem ihrer lichten Augenblicke gelangt, ein Herz fassen, ihre Maulesel satteln, um hinweg zu eilen, es koste was es wolle. Wir wissen nicht, ob es ihnen gelingen werde. Alle

diese Scenen sind mit der uns an dem Verfasser bekannten Genialität dargestellt.

Was noch Einzelnes betrifft, so hätte der Verfasser neben den vielen Schönheiten einige der Hauptfehler schon dadurch allein vermeiden können, daß er manche Situation mehr abgekürzt hätte. Diese ewigen Wiederholungen im Gespräche, ohne weiter zu kommen, mögen ächt amerikanisch seyn, aber wir kennen sie hinlänglich aus den früheren Werken. Die Schilderung des allgemeinen Sonnenstichs ist oft ausgezeichnet, nur wenn auch dieß kein Ende hat, und wie Seite 271, bei Gelegenheit des Cura (Pfarrers) alle Flötenzüge der Tollheit losgelassen werden, so kann uns Papageno selbst nicht mehr trösten, und wir rufen unwillkürlich aus: o göttlicher Schikaneder, warum zauberflötest du uns aber auch so fürchterlich in die Ohren? Oder ist das eben die Kunst unseres Buches? Denn wirklich enthält gerade dieselbe Partie auch wieder hinreißende Schönheiten. Als sich die Amerikaner nämlich etwas ungeberdig zeigen, um Gourney herauszubekommen, so entsteht ein Auflauf, eine Attaque des ganzen Völkchens gegen dieselben. Die aufgebrachten Amerikaner werden aber nicht durch Waffen, sondern durch Bekomplimentirungen, durch Liebkosungen, Zärtlichkeiten, durch Streicheln, Fächeln von allen Seiten, von tausend Köpfen, von tausend Händen, aus dem Dorfe hinauskomplimentirt, eine Art den Feind los zu werden, die unsere europäischen Diplomaten oft auf's Beste verstehen. — Wir scheiden von dem Verfasser mit dem nochmaligen Bekenntnisse, daß er uns auch in Süden und Norden ein Werk gegeben hat, welches unendlich reich ist an den seltensten Vorzügen, aber auch manche Mängel hat, welche aber so sehr zurücktreten gegen das Vor-

treffliche auch dieses Romans, daß wir im höchsten Grade gespannt sind auf den zweiten Theil. Und so schließen wir diesen Artikel mit dem innigen Wunsche, daß er etwas dazu beitragen möge, Sealsfield's Werke noch weiter bekannt zu machen, als sie es schon jetzt sind. Das Studium dieses Schriftstellers, welcher unsere Literatur mit bleibenden Schätzen bereichert hat, ist auch darin so belohnend, daß es für die umfassendste Wirklichkeit des praktischen Lebens bildet, und zugleich dem ideellen Interesse, der Empfänglichkeit für Poesie, das höchste Wohlseyn bereitet.*)

---

*) Man vergleiche über Sealsfield meine Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen. Danzig, Verlag von Fr. Sam. Gerhard. 1842. Seite 238 u. f.

Eine literarische Petition.

Unter den Auspicien des Provinzial-Landtages des Königreichs Preußen niedergeschrieben.

1843.

Während der so überaus wichtigen Unterhandlungen, welche gegenwärtig an unserm Orte ihren Anfang genommen haben, dürfte es in keiner Weise Mißbilligung verdienen, wenn auch die Literatur sich selbst zum Gegenstande nimmt, und ihre Wünsche laut werden läßt. Es ist eine völlig irrthümliche Ansicht, wenn einige noch immer der Meinung sind, die Literatur habe sich stets außerhalb der Politik und des kirchlichen Lebens zu halten. Den Gegenbeweis liefert schon die Gewißheit, daß die Politik und die Kirche unter keiner Bedingung heut zu Tage mehr der Literatur entbehren können. Zwar ist allerdings auch die Literatur eine in sich organisch bestimmte, und eben darum durchaus selbstständige Sphäre, wie jene beiden es sind. Aber sie ist deßhalb keineswegs isolirt. Sie ist auch darin organisch, daß sie in die Organismen des Staates und der Kirche nach den verschiedensten Richtungen hin eingreift. Keine Institution, die sich über den Werth des bloßen Mechanismus erhebt, kann sich, ohne zu verlieren, in einer solchen Sprödigkeit halten, daß sie nicht in alle andern Institutionen, von demselben Werthe, überginge. So erst ergänzen sie sich alle, und bringen es zu einem gedeihlichen Ge-

sammtleben. Die Literatur muß die Interessen des Staates und der Kirche zu ihren eigenen machen. Es sind aber ihre Petitionen, welche sie wieder und wieder laut werden läßt, keine Launen, keine Experimente der Willkür; es sind vielmehr Postulate der Vernunft, welche sich gegenwärtig nicht mehr scheiden läßt in die theoretische und in die praktische.

Die Literatur ist zunächst Wissenschaft, und hat das, was die Wissenschaft producirt, nicht bloß mit unumschränkter Freiheit zu beurtheilen, sondern alles, was wissenschaftlich hervorgebracht wird, ist selbst wieder Literatur. Aber auch zur wissenschaftlichen Hervorbringung gehört unumschränkte Freiheit. Die Literatur, indem sie die Rechte der Wissenschaft vertheidigt, macht nur alle die Rechte geltend, welche ihr selbst gebühren.

Dasjenige Organ, welches die Literatur mit dem politischen und kirchlichen Leben wie mit sich selbst vermittelt, ist die Presse. Diejenige Methode, durch welche allein für die Wissenschaft der produktive Fortschritt gewonnen wird, ist die Reibung der Gegensätze. — Das schriftliche Wort ist zu langsam, das mündliche Wort ist zu momentan; die Presse ist der allein ausreichende Telegraph für den Flug des Gedankens. — Die Behauptung des Einzelnen ist immer dem Irrthum ausgesetzt, und bedarf mehr oder weniger der Berichtigung, seine Ansicht als solche ist immer zunächst Einseitigkeit; die Reibung der Gegensätze ist die allein ausreichende Garantie für die Sicherheit der Forschung. — Was folgt für die Wissenschaft und somit für die Literatur? — Beide können nicht gedeihen, beide können gar nicht einmal würdig bestehen, ohne die unumschränkte Freiheit der Presse, ohne die unumschränkte Freiheit der

Opposition, die erst dann für den einzelnen Fall gehemmt werden sollen, wenn sie ihre Freiheit mißbrauchen. —

Was wäre das überhaupt für ein Leben, dem man willkürlich von Zeit zu Zeit in den Puls fallen, das man, so oft es beliebte, aufhalten könnte, mit der Weisung, es verdiene nicht mehr fort zu dauern? Es wäre eine fortgesetzte, langsame Hinrichtung! Es wäre die raffinirteste Grausamkeit! Der Geist, zumal wie er der Erforschung der Wahrheit hingegeben ist, hat noch ganz andere höhere Rechte in Anspruch zu nehmen, als die bloß physische Existenz. Der Geist lebt keines Anderen, er lebt sein eigenes Leben. Der individuelle Geist gehört keinem anderen Individuum, er gehört nicht einmal sich selber, denn er gehört Gott. Man übersehe nur nicht, wir sprechen hier noch dazu von der Wissenschaft.

Wenn ich durch die mühsame Lösung irgend eines Problems ein bestimmtes, sicheres Resultat der Bejahung endlich erhalte, oder, wenn ich auch nur, ohne die Lösung zu erreichen, den Zweifel herausbringe, oder, wenn ich gar nach Vollendung der Arbeit die entschiedenste Verneinung als Ergebniß gewinne; wer will mir die Früchte meiner Nachtwachen rauben? — Und wie? Wenn ein Anderer, wenn vielleicht Viele, wenn vielleicht ein ganzes, gebildetes Publikum mein Resultat, aber auch den Gang meiner Untersuchung kennen zu lernen wünscht; es sollte, ohne die offenbarsten Eingriffe in die Rechte des Geistes, irgend einer Macht auf Erden zustehen, die Mittheilung mir zu verbieten? — Ich selbst darf sie, ohne dem offenbarsten Egoismus zu huldigen, streng genommen, nicht einmal zurückhalten. — Aber ich selbst kann,

ungeachtet der sorgfältigsten Prüfung, nach dem, was wir oben bemerkt, dennoch geirrt haben. Erst durch die Opposition, welche ich erfahre, vermittelt, wird vielleicht auf einem dritten Standpunkt dasjenige nun wirklich als Wahrheit erkannt, was von jetzt ab unwandelbar der Wissenschaft anheimfällt. — Wir treffen hier schon wieder auf die Nothwendigkeit der freien Presse, auf die Reibung der Gegensätze. Ohne die Presse kann ich mein Ergebniß nicht mittheilen, ohne die Reibung der Gegensätze ist das letzte Resultat nicht möglich. Ich selbst oder die verbietende Macht sind daherschuld, daß die Wissenschaft aufgehalten, daß die Nation, daß die Menschheit vielleicht um eine ihrer größten Wohlthaten kommt. In der Wissenschaft ist fast immer erst dasjenige Ja das unfehlbare, welches durch das Nein gewonnen wird. Also nicht das erste, sondern das dritte Ja. —

Es giebt auf dem Gebiete des Geistes eine schwer lastende Verantwortlichkeit sogar für die ungeborenen Seelen menschlicher Produkte, für diejenigen nämlich, welche nicht in's Daseyn gekommen sind, weil man die Abschreckungstheorie der Unterdrückung, die Praxis des Verbots schon im voraus gegen sie angewendet hat. Wie viel mehr Verantwortlichkeit werden diejenigen Geister fordern, welche, bereits in die Existenz getreten, nicht in die Oeffentlichkeit gelassen, stumm unterdrückt, oder mitten in der Entwickelung im Laufe gehemmt worden sind! Die Wissenschaft, und mit ihr die wahre Theodicee, kann durch die Unterbrechung einer einzigen Negation, und wäre es sogar das System des Atheismus, ein Jahrhundert lang aufgehalten und um die Einsicht in die unwandelbare Wahrheit des Theismus gebracht werden. — Welcher Mensch

aber wagt es, zu behaupten, er habe ein Recht zu jener Unterbrechung? Oder, wer wagt es zu behaupten, es sey dafür gesorgt, durch ein übergeschichtliches Walten, daß nichts langsamer geht, als es eigentlich gehen sollte, da selbst das Furchtbarste in die menschliche Freiheit gelegt ist? Oder, wer wagt endlich, zu behaupten, er, und diejenigen, welche den Geist in seinen Schöpfungen hemmen, könnten durch das, was sie geben, Ersatz bieten für das, was sie nehmen? — Das, was wirklich Theodicee in der Geschichte ist, erfolgt nach ganz anderen, ewigen Gesetzen, als daß es dem gedankenlosen Köhlerglauben zu Liebe das hohe Pathos der Freiheit in eine wundersüchtige Posse verwandeln sollte. —

Machen wir von dem bis dahin Gegebenen einen Uebergang, eine Anwendung auf die Gegenwart, so ist Folgendes zu bemerken. —

Obwohl wir unsrerseits weit davon entfernt sind, auch nachdem, was wir darüber sonst schon veröffentlicht haben, alles dasjenige, oder auch nur den größeren Theil von demjenigen zu unterschreiben, was zum Beispiel eine gewisse Richtung der Philosophie im Negativen herausgebracht hat; so müssen wir dennoch gestehen, daß uns die gegenwärtige Stellung der deutschen Literatur, zunächst in Bezug auf die Wissenschaft, eine sehr bedenkliche zu seyn scheint. Diese Bedenklichkeit aber hat ihren Grund in der Stockung der Gegensätze. Wir haben in diesem Augenblick keine eigentliche Opposition in der Wissenschaft, weder in größeren Werken, noch im Journalismus, denn wir haben sie nur im Geheimen, wir haben sie nicht als ausdrückliche Forderung. Ein solcher Mangel aber ist schon der Rückschritt

der Intelligenz. Das Wort Stockung enthält in seinem Doppelsinn die ganze Gefahr. Es bezeichnet den Stillstand und bezeichnet den Uebergang in's Unbrauchbare, den Rückschritt. —

Wie können diejenigen Organe, welche bis dahin die Einseitigkeit dessen hervorhoben und vertheidigten, was eben durch die Opposition angegriffen und in seiner Wahrheit geläugnet wurde, wie können sie auch nur in lebendiger Darstellung, geschweige Weiterführung, ihrer Untersuchungen fortfahren, da ihnen der Gegner fehlt, an dem sie das Regulativ und Ferment ihrer Forschungen zugleich besaßen? — Das, was die Alten schon so in Ehren hielten, was aber von den Neuern auf's Entschiedenste als unentbehrlich für den Fortschritt der wissenschaftlichen Intelligenz erkannt worden ist, die Dialektik im großen Styl, ist bei dem gegenwärtigen Stande der literarischen Angelegenheiten so gut wie unmöglich. Jeder kann sie für sich zwar üben, in seinem Werke geltend machen; aber das ist keine genügende Methode, das ist keine Dialektik der Wissenschaft selbst, denn diese hat, als Reibung der Gegensätze, gegenwärtig an der freien Presse ihre Hauptbedingung. —

Es muß aber das, was wir hier für die Wissenschaft, näher für die Literatur fordern, vor allem keineswegs so angesehen werden, daß es, im Fall es einmal gewährt würde, eine Begünstigung wäre. Die Wissenschaft kennt auf ihrem Boden keine Begünstigungen, sie kennt nur Gesetze und gesetzmäßige Forderungen. So daß es hier allerdings als ganz unwissenschaftlich in's Auge springen muß, wenn der eine Schriftsteller seine Ansichten veröffentlichen darf, weil sie be-

jahend sind, weil sie sich an das Positive lehnen, weil sie dem, was jetzt gilt, zu entsprechen sich bemühen; der andere aber jene Freiheit nicht erhält, weil er das alles verneint. — Von Gefahren, welche die Wissenschaft bringen könnte, darf gar nicht die Rede seyn, denn es darf die Vorstellung der Gefahr mit der Wissenschaft in gar keinen Zusammenhang gebracht werden, oder man bedenkt eben nicht, wovon die Rede ist. Es soll kein physikalisches Experiment mit dem Blitzableiter unternommen werden, weil die Unternehmer vom Blitz erschlagen werden können. Auf diese, alle Ahnung von der Wissenschaft nüchtern, aber auch platt verläugnende Redensart ist vieles von demjenigen zurückzuführen, was man in unserer Zeit als Grund bei der Unterdrückung wissenschaftlicher Richtungen angeführt hat.

Die gegenwärtig bis in's äußerste Extrem gediehene und vielfach in der Lüge wurzelnde Methode der wissenschaftlichen Verneinung kann nur dadurch auf ihre Wahrheit, die tiefere Bejahung wieder zurück gebracht werden, wenn man jenem Extrem sein unbedingtes Recht zugesteht, sich aussprechen, sich ungehindert ein System geben zu können.

Die Literatur jedoch hat auch eine Beziehung auf die Kunst, und zwar vorzugsweise auf die Poesie, und hat auch das, was die Kunst producirt, mit unumschränkter Freiheit zu beurtheilen. Aber auch zur künstlerischen Hervorbringung gehört unumschränkte Freiheit. Die Idee setzt sich immer selbst ihre Schranke, denn die wahre Freiheit ist immer zugleich Gesetz und seine Erfüllung. Die Literatur, indem sie die Rechte der Kunst vertheidigt, macht nur alle die Rechte geltend, welche ihr selbst gebühren.

Es läßt sich in unserer Zeit keine Schrift mehr unterdrücken, wohl aber beschleunigen durch's Verbot. Es entsteht gerade durchs Verbot eine rasende Cirkulation der Ideen. Diese Raserei ist das Furchtbare der Gegenwart! Raserei in der Vergötterung des Mittelmäßigen, wenn nicht Faden; Raserei in der Brandmarkung des ebenfalls oft Mittelmäßigen, oft aber auch Genialen. Diese Bitterkeit der Gesinnung, diese Tobsucht der Leidenschaften, diese Raserei einer erhitzten Ideen-Cirkulation sind nicht immer aus den Gemüthern, in denen sie sich beobachten lassen, hervorgegangen, sind die Folge der inneren Stockung zwar, die sich nun unnatürlich Luft macht, sind aber oft auch die ungeheure Wirkung der Unterdrückung selbst, der Verbote.

Wenn die Intelligenz eines Volkes einmal eine solche Höhe der Ausbildung, eine solche Fülle von Produktivität erreicht hat, wie das deutsche; wenn es nun auch für seine Institutionen erwacht, und auch dafür an seine Bildung appellirt, um für jene die gleiche Höhe zu erreichen; und wenn dann die Presse lahmt und wenn dann die Opposition hinkt, weil beide unsittlich oder gar irreligiös sind, und auch künstlich gehemmt werden; so entsteht jenes seltsame Phänomen, daß die Intelligenz des Ganzen jählings fällt, die einiger Einzelnen aber jählings steigt, daß aber nun auch eine unübersehliche Menge von Schwätzern, von ganz unberufenen Naturen sich aufwirft, für die gerade die unerlaubten, verstohlenen Wege etwas Lockendes haben, Scribler, welche auf diesen Wegen das gefährlichste Gift verschleppen, die Lüge und die Fratze und die Lästerung. — Durch die meisten durch das Verbot in's Heimliche zurückgedrängten Schriften geht ein Zug von selbstbewuß-

tem frivolem Märtyrerthum, welches schon vor dem Verbot stolz war auf das Verbot und die damit verbundenen Vortheile. Man braucht zuletzt gar nicht mehr darauf bedacht zu seyn, etwas zu schreiben, was gelesen werde, was sich wirklich als lesenswerth, als genießbar empfehlen läßt; man schreibt nur etwas, was verboten werden muß, und nun rechnet man ohne Weiteres auf's Gelesenwerden. Die Frechheit tritt jetzt an die Stelle des Talents.

Gerade die Beschränkung der Presse veranlaßt wider Willen statt der Freiheit der Presse die Willkür derselben. Die Versuchung — schon an sich das Dämonische — die Schranke zu überspringen, ist die Mutter der elendesten, häßlichsten Geburten. Wenn die Nacht zwar die Mutter aller Dinge seyn soll, so wünschten wir doch, daß jetzt der Tag einer allgemeinen, unverkümmerten Oeffentlichkeit auch für die Literatur hervorträte, um die Scheusale des Dichtens los zu werden, welche die jetzige Heimlichkeit gebiert, und welche doch der Oeffentlichkeit zu gut kommen sollen. Deutschland ist nie von einem solchen Gesindel abgerissener, liederlicher Gedankeneinfälle aufgeschminkter Phrasen durchzogen worden, welche sich noch dazu für ächte Kinder der Poesie ausgeben, wie gegenwärtig. Wollte man aber auch poetisch zu Hülfe kommen, und die Abgerissenheit, die Häßlichkeit aus dem Zauber erklären; wollte man auch in diesen Fetzen noch reizende Kinder des Märchens, verwünschte Prinzessinnen und Prinzen vermuthen, die nur einstweilen in der großen politischen Zerstreuung leben, und sich eine neue Heimath suchen; so sind sie doch wirklich zu bar aller Phantasie, zu simpel an Verstand, zu gemein in der Gesinnung, als daß wir nicht enttäuscht werden sollten, und nicht ein Geschmeiß

vermuthen müßten, das nichts zu verlieren hat, auch nicht den niedrigsten Fonds des Geistes, und welches gerade unter dem Schutze des Verbots, mit dem Passe der Frechheit durchzukommen wähnt.

Gerade die durch das Wort allmächtigste Kunst aller Künste, die Poesie, aus welcher, nächst der Religion, ein Volk seine höchsten Weihen empfängt, ist gegenwärtig, ungeachtet es uns nicht an glänzenden Talenten fehlt, im Begriff, uns zu verlassen, wegen der schlechten Gesellschaft, welche sich ihrer Verwandtschaft zu rühmen beginnt. Wie sich einst Pisistratus verstümmelte, um während der Abwesenheit des Solon beim Volke lügenhafter Weise Mitleid zu erregen, und zur Herrschaft zu gelangen; so jene heutigen Lumpe von Literaten in Abwesenheit des Gesetzes der freien Presse. Durch das Verbot erregen sie Mitleid, durch das Verbot täuschen sie Gedanken vor, die sie nicht besitzen, durch das Verbot verschleppen sie in das Volk jenes schleichende Miasma, welches den Geschmack an dem Häßlichen, mindestens Trivialen, beibringt.

Die Geschichte von der verbotenen Frucht ist eine ewige. Man äße ja nicht, wenn es nicht verboten wäre. Das literarische Märtyrerthum, worüber jetzt so viele klagen, und welches ihnen oft allein das Leben noch fristet, muß ganz unmöglich gemacht werden. Es wird unmöglich durch die freie Presse, durch die Reibung der Gegensätze.

Die Literatur hat aber endlich auch eine Beziehung auf das Leben, und zwar zunächst auf das unmittelbarste Leben der Nation, und hat auch das, was das Volks-Leben producirt, mit unumschränkter Freiheit zu beurtheilen. Nur so kann die Literatur auf das Leben des Volkes wieder zurückwirken,

um Nationalliteratur zu werden. Die Literatur, indem sie die Rechte des Volkes vertheidigt, macht zugleich alle die Rechte geltend, welche ihr selbst gebühren.

Schon durch die Beschränkung der Kritik auf diejenigen Schriften nur, welche erlaubt sind, wird der Literatur eine ihrer größten Wirkungen und Gegenwirkungen genommen. Freilich wird sie ihr damit zugleich in wissenschaftlicher Hinsicht genommen. Jetzt erst wirkt das einseitig Negative, das in seiner Einseitigkeit Grundfalsche radikal. Jetzt erst inficirt es das Leben des Volkes. Jetzt erst, indem es im Verborgenen schleicht, indem es keine Polemik mehr erfährt, indem es nicht durch den Gegensatz in seine Wahrheit aufgelöst, nicht in seine eigene Nichtigkeit hinuntergeworfen wird, jetzt erst greift es selbst die edleren Theile der Nation schon an. Das Verbot, an den Geist gerichtet, in geistigen Angelegenheiten, in Angelegenheiten, in denen es sich um den Glauben, um die Wahrheit, um die Schönheit handelt, verletzt den Geist in dem, was von selbst schon seine ewige That ist, in der Freiheit. Die Verletzung wirkt Bitterkeit. Die Bitterkeit wirkt Ungerechtigkeit, Fanatismus. Jetzt ist selbst jener elende Scribler, weil er frech war, oder im günstigern Fall, jener verfolgte Denker, der, nun er verfolgt ist, vollends alles und jedes negirt, jetzt sind sie bei den Schreiern willkommen. Sie haben in jener Augen jetzt recht, ja sie haben jetzt ganz allein recht, schon weil sie verfolgt sind. Sie sind Gegenstände des Mitleids. All' dieses Unheil ist — durch das Verbot veranlaßt worden. —

Wir kommen auf unsern Ausgang zurück: die Freiheit der Presse und die Freiheit der Opposition sind die

Hauptpostulate für die Entwickelung des geistigen Lebens. Wiefern aber die Literatur dieses geistige Leben in der vielseitigsten Weise, in der Form des Wortes offenbart, hat zunächst sie jene Forderungen als Rechte in Anspruch zu nehmen. Man denke sich nur nicht unter Literatur jenes bloße Fachwerk todter Wortgelehrsamkeit oder jene fade Schönthuerei eines umherschlendernden Dilettantismus. Am wenigsten, daß die Literatur ein bloßer Büchermarkt seyn sollte. Die Literatur ist eine völlig ebenbürtige Sphäre neben Kirche und Staat, obwohl sie auch wieder, wie wir gesehen, in ihnen ist, wie jene in ihr. Aber nur noch durch eine freie Presse und durch eine freie Opposition wird die Literatur das, was sie seyn soll, und werden Kirche und Staat das, was sie seyn sollen, und indem so der Geist zur Herausarbeitung alles dessen gelangt, was auch in ihm als seyn sollend angelegt ist, so wird sich herausstellen, daß alle die bis dahin wichtigsten, heiligsten Güter der Menschheit, Wissenschaft Kunst, Religion, die in der letzten Zeit auf eine so übereilte Weise angezweifelt, ja geläugnet worden sind, dennoch in ihrer Realität bestehen und nie aufhören werden zu bestehen. *)

*) Wir sind es der Wahrheit schuldig, auszusprechen, und sprechen es mit Freudigkeit und mit dem Stolze auf unser Vaterland aus, daß seitdem obiger Aufsatz niedergeschrieben worden, außerordentliche Fortschritte, namentlich in Preußen, gemacht worden sind.

Der Fluch der Anonymität.

1843.

Es leidet keinen Zweifel, daß der Sinn für die Oeffentlichkeit bereits zu einer solchen Reife gediehen ist, daß die schriftstellerische Anonymität im Allgemeinen auf entschiedene Verachtung rechnen darf. Wir sagen: im Allgemeinen, und wollen damit die Regel ausdrücken, von der man dabei ausgeht, indem man sich sehr wohl derjenigen Ausnahmen bewußt ist, welche Anerkennung verdienen und sie auch bereitwillig erhalten. Wir sagen aber auch in so fern: im Allgemeinen, als die, welche jene Verachtung nicht unterschreiben, wie bedeutend dem Range und der Zahl nach sie seyn mögen, den großen Niederschlag, die bare Nullität des Volksbewußtseyns bilden, und zum Theil eben diejenigen sind, welche die allgemeine Verachtung trifft, weil sie selbst in jenem anonymen Handeln eine Rolle übernommen haben. Doch auch sie müssen zuletzt die Macht der Oeffentlichkeit unausweichbar zugeben, denn sie müssen sie fühlen. Sie werden mitten aus ihrer anonymen Verborgenheit, aus jenem Hinterhalt einer meuchlerischen Gedankenoffenbarung hervorgerissen, und als bloße Creaturen einer ihrer Feder befehlenden Despotie gebrandmarkt. Die Verachtung, welche sie erfahren, hat sie geächtet.

Die Hauptgestalten derjenigen Namenlosigkeit, welche sich dagegen stets der allgemeinen Achtung zu erfreuen haben wird, sind: 1) die Anonymität des Volkes als solchen, 2) die der literarischen Bescheidenheit, 3) die der politischen Publicistik und 4) die überaus mannichfaltige aller derer, welche die sittliche Märtyrerschaft der jedesmaligen Gegenwart ausmachen. —

Was das Volk betrifft, so ist seine Namenlosigkeit nur der erhabene Ausdruck einer Gesammtheit von Namen. Wir stammeln alle aus der Namenlosigkeit, weil von Demjenigen, welcher einen Namen hat über alle Namen. Es ist mit der unendliche Reiz des ächten Volksliedes, daß man nicht weiß, wer es gedichtet hat, denn Alle haben daran gedichtet. Es ist die unwiderstehliche Macht der öffentlichen Meinung, daß man nicht weiß, wer sie besitzt, denn Alle besitzen sie, die nicht als Geächtete aufgehört haben, unter Allen mitzuzählen. Zwischen der allgemeinen Substanz des Volkes nun und der Atmosphäre der öffentlichen Meinung befindet sich das eigentliche Gebiet der festen Gedankenbildung und Offenbarung. Hier gilt es demnach auch, festen Fuß zu fassen, und Mann dem Manne offen gegenüberzustehen; hier gilt es, die äußerste Bestimmtheit üben; hier gilt es, für alles einen Namen entdecken, aber einen, das Wesen der Sache wiedergebenden Namen. Was in dieser Sphäre nicht wahrhaft genannt ist, das ist auch nicht wahrhaft bekannt. Es heißt in der Schrift so tiefsinnig, wie der Mensch allerlei Thiere nennen würde, so sollten sie heißen. Das Wort: Thiere bezieht sich hier, recht betrachtet, auf alle Dinge und auf den Menschen selbst. Alle Bildung, alle Thätigkeit der Vernunft

besteht im Namengeben. Daher die große Bedeutung der Sprache. Wo ein neues Gesetz, wo eine neue Pflanze entdeckt wird, da erhalten sie ihre Namen. Wo eine Nation Besitz nimmt von einem fernen Lande, ein solches gar entdeckt, da ist es der erste, königliche Akt der Nation, daß sie das Land benennt. Es ist der königliche Akt des Geistes, alles zu benennen, alles beim rechten Namen zu nennen. —

Aber auch die literarisch Bescheidenen müssen wir in ihrer Namenlosigkeit in Schutz nehmen. Sie ist zunächst eine Liebenswürdigkeit. Alles jedoch hat seine Zeit, und obwohl die Bescheidenheit, der Gesinnung nach, allgegenwärtig seyn soll, so hat doch auch sie, was den Ausdruck, den Namen angeht, ihre Zeit. Es ist nicht stets erlaubt, Jüngling zu seyn, oder vor dem Publikum bloße Studien zu machen. Unsre Gegenwart aber vor allem fordert Männer, Männer, welche Resultate geben, Männer, die, was sie geben, auch mit dem Namen, ja mit dem Tode zu vertreten im Stande sind. —

Die politische Publicistik (wo eine kirchliche hervortritt, gilt von ihr dasselbe) soll, wenn sie einigermaßen das erreichen will, was ihre Idee ist, immer bis in das Volk hinein ihre Wurzeln schlagen. Dann erst wird sie die öffentliche Meinung bis zu jener Höhe vertreten, auf der diese unfehlbar, das heißt: Volksbewußtseyn wird. In England und Frankreich ist in publicistischen Organen dergleichen zeitweise wirklich bereits erreicht worden. Wir Deutsche werden hierin so lange immer noch zurückbleiben, als das unerhörte Vorurtheil gehegt wird, die Aeußerung des Gedankens, des eigensten Eigenthums, welches der Mensch hat,

dürfe der Erlaubniß Einzelner anheimgestellt werden. Wiefern aber die politische Publicistik weniger schon feste Resultate der gewonnenen Bildung, als vielmehr das fließende Niveau des Tageslebens zur Darstellung bringt, so ist in ihr die Anonymität ein sehr bezeichnender Ausdruck der Vielheit der Individuen, welche die Zeit machen, und sie wird in ihrer höchsten Vollendung der schadene Ausdruck des Volkswillens selbst.

Endlich die Anonymität derer, welche das sittliche Märtyrerthum der jedesmaligen Gegenwart bilden. — Diese Namenlosigkeit ist eine Wunde, welche schmückt, sie ist eine ihnen von der rohen Hand ihrer Peiniger aufgesetzte Ehrenkrone, welche verklärt. Wie? — Die Verfolgung des Geistes? Die Unterdrückung, die Abtödtung des Geistes? Das Geistes, weil er empfindet, fühlt, anschaut, sinnt, denkt, begreift, mittheilt, zweifelt, läugnet und behauptet, verzweifelt und triumphirt, verdammt und verherrlicht, kurz, weil er lebt, und nur in der Wahrheit leben will, leben kann, und das alles, und wie er dazu gelangt, als lebender nun auch aussprechen will, aussprechen muß? Wie? — Die Verfolgung des Geistes als solchen, in seiner eigensten Gedankenthätigkeit und in dem Ausspruche dieser Gedanken — denn Thätigkeit der Gedanken ist schon Ausspruch — auch nur möglich, im 19ten Jahrhundert noch möglich? — — Nein, wirklich, nur zu oft wirklich! — Diese Antwort freilich wirft uns, um unsern Verstand zu retten, wie den Verstand derer, die unser Erstaunen theilen, glücklicherweise unplötzlich in den Lakonismus der überaus tranquillen und burlesken Fragen: Ihr Herren des Geschichte, merkt ihr denn gar nicht,

daß die Uhr unsrer Chronologie um fünf Jahrhunderte schnarrt ist? Und glaubt ihr denn überhaupt, daß auf Erden irgend einmal eine letzte Christenverfolgung kommen werde, wie einst eine letzte Christenverfolgung gekommen ist? Ihr Herren der Geschichte, antwortet, wenn ihr dürft. —

Daß wir nun außer den hier nach vier Abtheilungen in Anregung gebrachten, berechtigten Anonymitäten immer noch eine und andere gelten lassen, das ist nicht mehr als Billigkeit und Recht — wir haben uns stets losgesagt von dem Bearbeiten der Geister nach Kategorieen — immer aber wird dann ein solcher Fall dem Kundigen nur aus dem Gesichtspunkt der Ausnahme als berechtigt erscheinen. —

Wir wenden uns wieder zurück zu denen, die sich freiwillig, aus zweideutigen Gründen, ganz und gar auf die Regel der Namenlosigkeit degradiren.

Die Freunde der schlechten Anonymität sind immer auch die Feinde des freien Wortes, sind immer auch die eifrigsten Sprecher gegen die freie Presse. Sehr natürlich. Die Anonymen scheuen den Kampf, sie scheuen die Opposition durch die Idee, weil sie selbst meistens ideenlos, im Besitze bloßer Phrasen sind, und weil sie sonst mit den ungleichsten Waffen fechten, und dem Gegner die äußersten Blößen geben würden. Daher scheut der Anonyme aus Princip die unmittelbare Berührung des Geistes mit dem Geist. Er wünscht und sucht ewig Vermittelungen, ja sogar die Vermittelung der Vermittelung. Erst schützt er sich selbst durch die Anonymität bloßer Vorstellungen, unburchdrungener Satzungen, und sicht also immer nur unter dem Visir. Dann schützt er sich noch einmal, indem er ja, wenn er mit dennoch verwundetem Rücken das Sichere erreicht, nach

glücklicher Demaskirung und geheimer Ausheilung gar nicht bei gewesen zu seyn braucht, der er doch wirklich gewesen ist. Und endlich schützt er sich noch zum dritten Mal, indem er als ein gedankenloser, blindgläubiger Dokumentär gewiß noch eine sehr erkleckliche Reserve, noch irgend einen sehr compakten Hinterhalt hat, an irgend einer einflußreichen, äußeren Macht. Wie viele Helfer und Helfershelfer und Helfer der Helfershelfer hat also ein Anonymus! Hier aber liegt auch schon der Abgrund. —

Wenn wir uns einmal dazu entschließen sollten, Bekenntnisse einer anonymen Seele zu schreiben, so würden wir den Leser, der Wirkung halber, gleich im ersten Capitel vor jenen lachenden und doch so entsetzlichen Abgrund führen, an dem der Anonyme schwindelt, und doch nicht ahnt, daß er hinab muß. Der prächtige, heldenmüthige Monolog, den er hält, voll Verunglimpfungen des Feindes, der ihm so überlegen gewesen, daß er ihn bis dahin gebracht, wo er nicht weiter kann, ist vielmehr der Dialog, die Unterhandlung mit dem Teufel der Versuchung selbst. Denn in dem Augenblick, in welchem der Anonyme nach obiger Demaskirung schon wieder in eine neue Vermummung schlüpft, in die Maske der Lüge, er sey es ja gar nicht gewesen, ist er nicht mehr bloß die schriftstellerische Memme, welche *zittert*, sondern der moralische Schuft, welcher *frevelt*.

So kann es sehr wohl kommen, und *muß* für gewisse Anonyme so kommen, daß ein solch namenloser Schreiber mit der äußersten Zaghaftigkeit und Feigheit anfängt, und mit der äußersten Abgefeimtheit und Frechheit aufhört. Denn gerade die Anonymität coketirt so leicht mit dem Charakter, richtiger, mit dem

Kleide, mit der bloßen Kinderscheuche der Unschuld. Die Unschuld soll hier nämlich die liebe Anspruchslosigkeit seyn. — Ich bitte euch, wer kann denn wohl anspruchsloser, wer kann wohl freier von Eitelkeit seyn, als ein Mensch, der da schreibt und sich nicht nennt, als ein Mensch, der durch seine Gedanken und Wendungen an einem Tage berühmt werden könnte, und es doch verschmäht, und in dem Grade sich selbst zu entäußern im Stande ist? — Vortreffliche Seele, es gelüstet oft sogar geistlich stolze Engel in die Herrlichkeit Deiner Anonymität hineinzuschauen! —

Und — doch, — auch den Teufel gelüstet es nach der Herrlichkeit eines solchen Anonymen! Und der Teufel führet ihn auf die Höhe des Uebermuths, und zeiget ihm alle Herrlichkeit der Welt, alle die Besitzungen, die Aemter, die Ehren und Belohnungen, welche er zu vergeben habe, an denjenigen, welcher so sehr fortfahren wolle, namenlos zu schreiben, zu seyn und zu bleiben, daß er seinen Namen ihm, dem Teufel, verschreibt. — Und unser Anspruchsloser sagt nicht: hebe dich weg von mir, Satan, sondern verschreibt, und kann so hinfort nicht einmal in die Versuchung mehr fallen, seinen Namen zu nennen, weil er nun in Wahrheit namenlos geworden durch den Verkauf. Wahrlich, eher kann Peter Schlemihl seinen Schatten wiederbekommen, als ein feiler Schriftsteller je seinen Namen nennete, d. h. wiedererhielte!

Und welches Spiel der Verlockungen, der anonymen, der geheimen Sünden beginnt von hier ab! Auch muß wohl der Lohn, wenn auch kurz, doch von besonderm Effekt schon für die Vorstellung seyn, da man bereit ist, für jenes Spiel seinen Namen zu verspielen. Tritt man doch jetzt in die

Funktion eines Zauberers. — Der Teufel ist nämlich ein Zauberer, ein Hexenmeister von Anfang an, weiter aber auch nichts. — Man steht mitten im Revier einer Batterie, und sendet nach allen Richtungen Ladungen aus, und Niemand weiß, von wannen sie kommen. Man sieht alles und wird nicht gesehen; man liest alles, und legt den Verfasser persönlich aus; man wird zwar gelesen, kann aber nicht persönlich ausgelegt werden; man macht ächte Gedanken zu leeren Sinngespinnsten, den reinsten Freiheitsdrang zu einem gefährlichen Empörungssinn, die heitere Gottesliebe zur boshaften Gotteslästerung, man bringt ehrliche Namen an den Pranger einer liederlichen Recension, und kann für seine eigene Gedankenlosigkeit, für seinen eigenen Bedientensinn, für seine eigene dumme Götzendienerei, für seine eigenen liederlichen Recensionen vor dem Forum der Nation nicht um seinen Namen gebracht werden, denn man hat keinen mehr; man ist klug gemacht durch den Teufel, man fing seine eigene Laufbahn bereits mit dem Laster der Namenlosigkeit an. Und wenn Gott selbst spräche und riefe: Adam, wo bist du? so würde selbst dann unser Anonymer nicht hervortreten aus dem Garten des verlorenen Paradieses, um seinen Namen zu nennen, denn wir wissen schon, daß er seinen Namen verkauft hat. — Du Gescheuter auf alle Fälle, nur nicht auf die letzte Consequenz. Du kluger und doch so borinirter Mensch, der Du mystificirt und nicht von weitem ahnst, daß Du selbst mystificirt wirst, die letzte Folge Deiner Gewissenlosigkeiten auf die Rechnung keines Namens war schon Dein erster Schritt: die Lüge! Die sündhafte Handlung Deiner ersten Anonymität, welche der Kundige nicht zwischen den Zeilen, wohl aber unter Deiner

letzten Zeile in chemischer Dinte deutlich lesen konnte, war das einzige Bekenntniß, daß Du Dein Thun nicht verantworten wolltest! — Sie kreuzigen Dich aber doch die ausgelassenen drei Kreuze — da du, selbst diese Chiffre zu setzen, zu feige warst! — mit denen sich die Unwissenheit und der Teufel unterschreiben, weßhalb sich auch das Volk vor ihm kreuzigt, und die furchtbare Ironie, die der Fluch Deines Schreibens und Nicht-Unterschreibens war, bestand eben darin, daß Du das ewige Fundament aller Moral: die Selbstverläugnung selbst in den fruchtbaren Boden Deiner Frevel verwandeltest! — —

Diese schlechte Anonymität, wie wir sie in ihrem Charakter wie in ihrem Schicksal so eben gezeichnet haben, bildet mit die eigentliche geheime Polizei, die seelenverkäuferische Spionerie der Literatur, daher sich auch alle edleren Naturen, alle Geister, die nicht von den Gedanken Anderer, von pedantischer Zusammenleserei und von der Verfolgungssucht leben, so weit es geht, von aller Anonymität lossagen.

Es giebt indessen, wir wiederholen es, um nicht ungerecht zu werden, Namenlose, deren Anonymität lediglich andere Personen und die Zeitumstände überhaupt zu verantworten haben, Namenlose, die sich in der offensten Weise dennoch nennen, indem sie sich nicht nennen, Namenlose, bei denen jeder Gedanke, jedes Wort glänzend ihren Namen verkündet und der Nachwelt übergiebt. Wie oft sind zum Beispiel schreibende Frauen in dem Falle, bei dem so flachen Vorurtheil, welches ihnen meistens gegen sie hat, sich aus tausend nur zu begründeten Rücksichten nicht nennen zu dürfen; wie oft sind es Bekannte, ja Gelehrte sogar; wie oft sind es, gerade in unsern Tagen nur zu häufig, alle diejenigen, welche

der Ueberzeugung leben, daß Niemand über den Gedanken zu befehlen hat, daß es Pflichten, daß es eine Nothwendigkeit für den produktiven Geist giebt, die weiter reicht, als seiner Umgebung, seinen Collegen, seiner Behörde Belehrungen zu geben oder gar Verbindlichkeiten zu sagen, und welche nun auch solcher Ueberzeugung gemäß schreiben. —

Bei dieser Gelegenheit haben wir, aus Pflicht für die Literatur, für die Presse, es als deutsche Barbarei zu bezeichnen, die wir jedoch natürlich nicht der deutschen Nation, sondern gewissen Standpunkten der Unbildung zurechnen, wenn man unter uns noch so oft den Beamten, wenn er Schriftsteller ist, und noch dazu, wenn er über sein Fach hinausschreibt, und noch dazu, wenn er freimüthig ist, und noch dazu, wenn er Geist besitzt, über die Schultern ansieht, ja, verfolgt. Das ist und bleibt, wie gesagt, eine Barbarei, eine Rohheit und nichts weiter. Man ist selbst nichts mehr als ein Rad in der Maschine, wenn auch vielleicht ein Kammrad, und will daher auch nur Räder in der Maschine. — Man controlire die Beamten-Pflichterfüllung auf's Strengste, aber man controlire nicht das Talent, wofür man sehr häufig selbst kein Talent, sehr selten ein Urtheil, nie aber das Recht hat.

Es ist ein Unglück, daß immer noch Menschen existiren, die beschränkt genug sind, zu meinen, der menschliche Geist sey nur dazu da, um dem Staat oder der Kirche in dem gewöhnlichen Sinne zu nützen, und zwar des bloßen Lohnes und nicht ihrer selbst wegen. Ihr gerade erzieht nicht, nein, ihr dressirt die schlechtesten Staats- und Kirchendiener, denn ihr würdigt Staat und Kirche zu bloßen Arbeitshäusern herab. Auch ihr habt die Verantwortung für jene edlere

Anonymität, in der sich nun doch das von euch am wenigsten zu bannende Talent durchbricht. Und wenn nun gar — eine Möglichkeit, die ihr zugeben müßt — jene *edlere* Anonymität in die unedlere sich verwandelte; und wenn sie nun zu den schwachen und ehrgeizigen Naturen gehörte, die sich zuletzt *auch* dazu verstehen, die Anonymität zur geheimen Verfolgung Anderer zu brauchen? — Glaubt ihr auch *diesen* Bankerott einer Seele verantworten zu können? —

Es ist ferner ein Unglück, daß in Deutschland die Presse noch so gebunden ist, daß sie nicht einmal in *dem* Sinne frei spielen darf, daß sie sich von Jedem her, zu Jedem hin, etwa in der Form von Widmungen, von Sendschreiben, von Erörterungen u. dergl., ohne lange Anfrage, ohne Weitläufigkeiten, richten darf. Auch das schlägt zuletzt, wenn die Ideen *gebieten*, in die Anonymität aus, wie sie den Geist der Oeffentlichkeit, verläugnen *muß*. Ihr schmähet Frankreich so oft, Frankreich, dem wir so viel verdanken, Frankreich, welches uns durch Unglück zu Männern wach gerufen hat. Wißt ihr wohl, daß dasselbe Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Staatsgesetz zu proklamiren nahe daran war, nach welchem Niemand, ohne seinen Namen zu nennen, etwas drucken lassen dürfte? — Auch bleibt auf die Länge für den denkenden Geist kein ander Heil als *die freie Presse* und *der offene Name*, damit die Opposition beginne und der Frevler bestraft werde.

Wir schließen mit einem *Preis* und mit einer *Schmach*! — Preis dem Manne, der, nicht bloß *genial*, sondern überall auch *offen* und *gerade* und *brav* war, und der, als er seine Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik zu Berlin gründete,

ausdrücklich in den Statuten bestimmte, den Namen eines jeden Mitarbeiters müsse genannt werden. — Schmach über allen denen, die aus Feigheit und Heimtücke, aus Ehrsucht und Gewissenlosigkeit ihren Namen verläugnen, verhandeln. Sie würden schon in ihrer Eitelkeit durch die Nemesis bestraft, denn sie waren von jeher an Geist die Namenlosen, aber sie werden auch in ihrem innersten und offenkundigsten Wesen gebrandmarkt, denn sie sind für alle Zeiten die Ehrlosen.

Die Denuncianten der deutschen Literatur.

1843.

Wir haben mehrfach, auch in den vorliegenden Aufsätzen, Gelegenheit gehabt, uns darüber auszusprechen, wie fest wir an dem Christenthum halten, weil wir dasselbe als die absolute Religion auch erkannt haben, ein Erkennen, welches wir an einem andern Orte ausführlich darlegen werden. Daß der Mensch das Maß aller Dinge sey, wußten schon die Griechen. Wie der Mensch aber mit dem Maßlosen — welches auch gedacht werden muß — ausgesöhnt, über jede Schranke hinaus gehoben, und in der Unendlichkeit, welche in ursprünglicher Weise ein Anderer als er ist, dennoch erhalten bleiben könne, dieß zunächst als Glauben verkündet zu haben, ist die große, unvergleichliche That und Thatsache des Christenthums. — Wie weit solches bei dem Einzelnen nun Glaube geblieben, oder auch zur Erkenntniß von ihm erhoben worden, das hat Jeder mit sich selbst abzumachen, auch hängt von dem Erkennen bekanntlich nie der Werth des Menschen ab. Das Absolute aber ist eben so wohl im Glauben als im Erkennen der unveräußerliche Inhalt. Dieses vergessen, und vom Christenthum sprechen, als bestände es in irgend welchen äußeren Abzeichen, in den hohen Gebräuchen irgend einer partikulären Gesellschaft, und nun überall und von Jedem den Taufschein und das Credo fordern, das

heißt denn doch nicht den Geist offenbaren, welcher frei macht, das heißt am Buchstaben kleben und heißt vor allem: im Urtheil oder im Handeln das Christenthum *verläugnen*. Man kann dabei die edelsten Zwecke verfolgen, man kann von einer sehr innigen Frömmigkeit beseelt seyn, aber man ist in der objektiven Auffassung des Christenthums durchaus schwach, denn man ist *unfrei*.

Es ist neuerdings wieder mehrfach über das Heidenthum in dem seyn wollenden Christenthum geklagt worden. Ja es ist, *was uns hier besonders angeht*, die deutsche Literatur, und zwar recht eigentlich unsre Klassik, wie sie sich in Göthe und Schiller und anderen, wie sie sich in unsern besten Denkern herausstellt, und wie die Gegenwart durch alles das bedingt wird, des *Heidenthums* beschuldigt worden. Eine sehr harte Beschuldigung! Vom Pietismus sind wir derzleichen schon gewohnt. Noch vor nicht so langer Zeit her ist von dieser, im Verdächtigen stets unermüdeten, geistlichen Brüderschaft einer unserer ehrenwerthesten Schriftsteller hart angegangen worden. Wir kennen hinlänglich diese Kritiken und Abhandlungen, dieses Commentiren und Spekuliren in majorem dei gloriam, dieses Schwänzeln und Scherwenzeln, diesen heiligen Eifer, welcher doch so gern den Geistreichen spielt und jene fromme Impietät übt, daß er aus allen nur möglichen Profanschriftstellern, bis auf die neueste Zeit hin, neue Gedanken, glänzende Sentenzen, prächtige Worte zusammenliest, um sie dann zur Verfolgung, zur Verdammung derer anzuwenden, denen er sie verdankt. Aber es scheinen sich gegenwärtig auch Schulmänner auf dieses Fach zu legen, um zugleich den so oft gehegten Irrthum zu widerlegen, als mache die Philolo-

sie, auch nach Wolf noch, Heidenthum seyn. Uns dünkt eine solche Erscheinung, an Schulmännern zu beobachten, mindestens einer kritischen Untersuchung zu bedürfen, denn eine Untersuchung sogleich durch die Behörde, damit die Jugend nicht schon in der Muttermilch der Alten das Gift des Pietismus einsauge, halten wir für unstatthaft, um so mehr, als wir auf's Heiligste versichern können, daß wir nicht im Entferntesten gemeint sind, jenen Denuncianten hier wieder eine Denunciation gegenüberzustellen. Aber die Sache ist wichtig.

Es wurde uns neulich ein Programm mitgetheilt, dessen Verfasser, ebenfalls Schulmann, mit der erwähnten Anklage unserer deutschen Classiker vortrat. Es hatte jenes Programm, so viel wir uns erinnern, denn wir haben es nicht zur Hand, zum Hauptthema, die Wichtigkeit des Unterrichts in der Religion und in der deutschen Sprache. Es wurde, was den letzten Gegenstand betrifft, besonders hervorgehoben, wie wichtig namentlich der Unterricht in der deutschen Literatur sey, wie viel hier auf den Geist ankomme, mit welchem diese aufgefaßt, auf das Wie, in welcher sie der Jugend mitgetheilt werde. So weit stimmen wir dem Verfasser vollkommen bei, wie wir denn auch überhaupt erklären, daß der Verfasser ein gar wackerer, mit tüchtigen Kenntnissen und mit Geist ausgerüsteter Mann seyn müsse, den wir viel zu hoch halten, nach dem, wie er sich ausspricht, als daß wir ihn bereits des Pietismus beschuldigen sollten, wenn er auch den stärksten Anflug davon hat, und eine Vernachlässigung des philosophischen Studiums verräth, die allein bei einem solchen Mann eine so engherzige, buchstabenmäßige Auffassung des Christenthums er-

klärlich macht. Wo wir daher in diesen Zeilen eine gewisse Schärfe blicken lassen, da ist dieselbe nicht gegen jenen Mann gerichtet, sondern gegen den Standpunkt und gegen diejenigen, welche bereits die vollendete Ausbildung seiner Consequenzen in der Praxis darstellen. Doch weiter zur Sache. —

Der Verfasser obigen Programms stimmt mit den Anklagen der pietistischen Kritik darin überein, daß der Glaube an das Christenthum als die geoffenbarte Religion unter einem sehr großen Theil der Gebildeten jetziger Zeit aufgehört habe; daß dieser Theil meistens dem Pantheismus und Atheismus huldige; und daß die Quelle von dieser bodenlosen Irreligiosität die deutsche Literatur sey, die von Lessing ab, in Göthe, in Schiller u. s. f., bis auf unsere Tage hin, diesen Unglauben verkündet, dieses Verschwimmen des Einzelnen in's All mit glänzender Beredsamkeit proklamirt habe, und daß daher jetzt alles darauf ankomme, um — bevor es zu spät ist — wenigstens die Jugend noch zu retten, den Unterricht in der deutschen Literatur so zu ertheilen, daß jene Heiden und Jugendverderber entlarvt, daß der Wurm ihrer gepriesenen Schönheit aufgezeigt werde, um einen Widerwillen den noch Unverdorbenen beizubringen, und dagegen die Schönheit des Christenthums ihnen zu enthüllen.

Haben wir uns hier im Darlegen obiger Anklagen auch überall unserer eigenen Worte bedient, ohne ein bestimmtes Dokument wörtlich zu citiren, so haben wir doch, was den Inhalt angeht, so viel wir wissen, nur treu referirt.

Daß nun das Christenthum bei Vielen der jetzigen Zeit dem Aberglauben verfalle, und als eine durchaus antiquirte Gestalt des geschichtlichen Lebens betrachtet werde, das wollen

wir um so weniger läugnen, als wir vielmehr täglich selbst jene Erscheinung mit Schmerz gewahr werden, so wie wir auch, in diesen Blättern und sonst, jene Betrachtung als den entschiedensten Irrthum bekämpft haben. Er beruht theils auf der Flachheit der Halbbildung, theils auf wirklichen Fehlern in der Spekulation. Nur muß auch für solchen Standpunkt volle Freiheit gegeben seyn, er kann der Wissenschaft sogar sehr große Vortheile bringen. Das zweischneidige Schwert des Christenthums ist kein petrinisches; es ist nicht dazu da, um den Kriegsknechten sogleich das Ohr abzuschlagen.

Was aber die deutsche Literatur und das Christenthum betrifft, so kann man kaum eine oberflächlichere, kleinlichere Auffassung des letzten verrathen, als dadurch, daß man einer Literatur wie die unserer Lessing, Göthe, Schiller den Vorwurf macht, sie sey nicht christlich, sie sey sogar positiv heidnisch, sie sey pantheistisch, indifferent u. s. w.

Das Heidenthum, als solches, müssen wir hier leider zur Seite liegen lassen, nur, da doch unsere Literatur nun durchaus heidnisch seyn soll, so müssen wir fragen, wie Schulmänner und gelehrte Pietisten wohl die Alten gelesen haben mögen, um das, was deren Einzigkeit wie Ewigkeit in aller Cultur ausmacht, so mit dem klotzigen Namen heidnisch zu belegen. Oder wir müssen gleich fragen, was sie sich wohl noch immer für conventikelartige Vorstellungen und Hirngespinnste von der Lehre Dessen machen, Der von sich sagen durfte: „ehe denn Abraham war, war ich," um nicht mit der Weltmission auch des Heidenthums innerhalb einer solchen Lehre, wie die Christi ist, nach all' den vieljährigen Studien, die sie getrieben haben, vertraut zu seyn. —

Und die deutsche Literatur? — Was sollte denn wohl eigentlich die deutsche Literatur hervorbringen? — Wir bitten uns darüber Rede aus? — Der Schwätzer hat das Eigenthümliche, daß er oft eben so gedankenlos ist, als schwatzhaft. Die Schwätzer bilden sich in den Regel nur ein, daß er noch etwas in petto besitze; wenn er unzufrieden ist, wenn er eine Forderung macht, daß er einen unendlichen Hintergrund habe. Man frage ihn nur auf den Kopf. Er hat nichts. — Wir fragen also unsre pietistischen Kritiker: was sollten unsre Lessing, unsre Göthe, unsre Schiller zur Darstellung bringen? — Sollten sie uns etwa Parnphrasen der Psalmen geben? Sollten sie uns heilige Novellen aus heiligen Geschichten des alten Testaments bilden? Sollten sie immer wieder neue Messiaden versuchen, oder das neue Testament versifiziren, oder gar dem seligen Bürmatzki in das kaum beneidenswerthe Novellen-Handwerk fallen? —

Bisher sind noch alle derartigen Umschreibungen, christliche Dichtungen und Verherrlichungen unendlich weit hinter dem Werke der heiligen Schrift zurückgeblieben. Auch ist das eben der göttliche, den vollendete Charakter derselben, daß sie weder nachzuahmen noch fortzusetzen ist. Sie ist nicht bloß das Gute, auch nicht bloß das Wahre und das Schöne, sondern sie ist alles dieses zusammen — wie der Lichtstrahl die Möglichkeit aller Farben — ohne daß sie je ein Einzelnes von ihnen seyn wollte. Sie will den ganzen Menschen, und will ihn auch in jeder ihrer Aeußerungen ganz in Anspruch nehmen. Sie will daher auch stets das Leben so sehr als ein Ganzes, daß sie sich in ihren Forderungen nie mit einem Partiellen, mit einer Abfindung begnügt, sondern wieder mit dem Ganzen

als eine Neugeburt. Und alles das faßen wir auf unserem Standpunkt dann zusammen in das Christenthum. Es bezieht sich das Christenthum auf das Ganze schlechthin, auf alle Kräften, auf alle Menschen ohne Ausnahme, auf das Leben in allen seinen Funktionen, sogar auf die des Todes, denn der Tod ist nur eine Funktion des Lebens, und daher auch nach dem Christenthum selbst wieder Leben. So ist das Christenthum universell. Alles aber, was sich in der Literatur, in den Künsten und Wissenschaften offenbart, ist nur in dem Maß, in der Beschränkung, in dem Inhalt, wiefern es sich eine bestimmte Form giebt, Gegenstand der Betrachtung, sey es als Schönes, oder Wahres, oder Gutes. Wird die Form dem Inhalt adäquat, so nennen wir das Werk klassisch. Dieß ist der berechtigt prometheische Standpunkt des Menschen. Dieß ist recht eigentlich seine Welt. Hier überwindet er Schranke nach Schranke, aber immer bleibt, so lange er Mensch ist, noch eine neue zu überwinden. In dieser Unendlichkeit des Fortschritts aber ist er zugleich hinaus über jede Schranke, da er sich selbst als vernünftiges Wesen diese Schranke gebietet um sein Werk, um sich selbst zu vollenden. Daher sagt Göthe so weise: an der Beschränkung erkenne man den Meister. So wird das ganze Leben, ja wenn man will, das All, Problem für den Künstler, wenigstens gewiß für den Geist, und in so fern ist der Mensch das Maß aller Dinge.

Wenn nun die Schriftsteller unserer classischen Literatur darin den Alten gleichen, daß sie dasjenige Gebiet vorzugsweise cultivirten, welches dem Menschen recht eigentlich zugewiesen ist, um sich in seiner Kraft zu erproben, um vor allem bildnerisch zu verfahren, ohne daß sie deßhalb läugneten, es müße auch

einen Standpunkt geben, auf welchem alle menſchliche Produktivität verſchwinde, und in einen ganz anderen Schöpfungsakt falle; ſind ſie deßhalb gottlos, oder Heiden oder Pantheiſten? — Wenn ſie nach dem Geſetz ihres Genius ſich einzelne Aufgaben ſtellten, wenn ſie einzelne Situationen des Lebens zur Darſtellung brachten, vom lyriſchen Schmelz des Moments bis zur Verzweiflung des Geiſtes an dem Geiſt, wie im Fauſt; wenn ſie in dem Götterhimmel den Gott ſelbſt in ſeiner Herrlichkeit ſchauten, der nur der irdiſchen Phantaſie zerfloſſen ſich darſtellt in Tropfen, von denen jeder das Gottesbild wieder ganz zurückſpiegelt; was müſſen das für ungebildete, kritiſche Baalsdiener ſeyn, die ſich Zeit ihres Lebens an ſchlechtgeſchnitzten Götzen eine ſolche Aeſthetik abſtrahirt haben, um in der wahrhaften Schönheit den Gott zu vermiſſen! Und was müſſen die wohl für eine Vorſtellung von der Wiſſenſchaft haben, von der Wahrheit, welche ſie ſucht, die in dem Zweifel und endlich in der gefundenen und klar ausgeſprochenen Wahrheit nicht auch den göttlichen Beruf und endlich die wahre Natur Gottes erkennen! —

Oder ſind die Ideen, wie ſie von unſeren claſſiſchen Schriftſtellern zur Darſtellung gebracht werden, etwa noch nicht das Göttliche, oder ein anderes Göttliche als das Chriſtenthum lehrt, und ſollen jene Autoren am Ende jedes Capitels erſt immer die Moral geben, am Ende eines jeden Gedichts erſt immer mit der Kinderlehre, als der Nutzanwendung, hervortreten? Soll Göthe am Schluß der Wahlverwandtſchaften die Heiligkeit der Ehe dem erwachſenen Kinde aufdringen und etwa ſagen: mein liebes Kind, du ſahſt, wie es Ottilien ging; die Ehe iſt heilig, bleibe fein fromm und nähre dich redlich? —

Und sind den römischen Elegieen etwa verdammungswürdige Gesichtspunkte abzugewinnen, weil Göthe keine moralischen Sentenzen ihnen mitgab? — Oder was wollen jene geistlichen Mücken-Seiher? —

Das Göttliche läßt keine Placirung zu, weder in der Natur noch in der Geschichte. Wer es dennoch placirt, der kennt das Christenthum eben nicht! Der Chronolog hält sich an das Nach- und das Vor-Christus; der Philolog an den hebräischen oder an den griechischen oder an den lateinischen Text; aber weder der Chronolog noch der Philolog werden als solche je herausbekommen, wie weit das Christenthum über alle Zeit hinaus, wie weit es dem bloßen Buchstaben entrückt ist. —

Das Göttliche läßt keine Comparation zu. Es kommt nur darauf an, daß man seinen Vandalismus, trotz alles massenhaften Wissens und alles geistlichen Stolzes, offen bekenne; es kommt nur darauf an, ohne Scham dahin sich auszusprechen, daß man sagt: wir finden in der Kunst der Griechen, der Römer, der Deutschen u. s. w. nirgend das Göttliche. Es sollte uns ein solches Bekenntniß — welches jedoch die Eitelkeit dieser Herren nicht zuläßt — keineswegs überraschen. Es ist im Grunde ihre wahre Ansicht. Das Göttliche des Heidenthums ist ihnen das Teufliche. Stellt man sich nun aber so an, als habe man den Sinn, das Göttliche dort zu vernehmen, oder vernimmt man es wirklich; so gerathe man nun nicht in's Abgeschmackte dadurch, daß man es noch göttlicher wünscht, daß man ihm ein Göttlichstes gegenüberstellt.

Wahrlich, die Alten und die neuere Kunst — wir wollen einmal im Gegensatz zu jener Barbarei die deutsche Classik auf Kunst reduciren — bedürfen keines geistlich-kritischen Purgato-

riums jenes Weltgerichts, bei welchem die Kritiker gewisser pietistischer Organe die Höllenrichter spielen, um die von Sünden Gesäuberten aus dem Fegefeuer zu entlassen, oder die Sündenbelasteten in die Verdammung zu stoßen! —

Ob das classisch Schöne auch wohl das Christlich-Schöne ist?! — Ihr, die ihr so fragt, ihr laßt es euch auch nicht im Schlafe einfallen, zu wissen, was überhaupt das Schöne ist. — Da kommen diese Knaben in der Nacht ihres Obskurantismus herangeschlichen, und stehlen sich in das Heiligthum, wo die Götter ihr zeitloses, ihr seeliges Daseyn feiern. Schon beginnen die Frevler ihr frivoles Verbesserungsgeschäft. Wie Knaben die Bilder aus kindischer Verzerrungslust mit grellen Farben bepinseln, so machen sich jene kritischen Buben über Göthe und Schiller her, und malen den reinen Götter-Statuen über der süßschwellenden Lippe, die ihnen zu sinnlich-üppig erscheint, einen erklecklichen Bart, um jene zu verdecken, und auch weil der heilige Xaver oder Zinzendorf einen solchen getragen; und da ihnen das selige Haupt, wie es sich bader im Aether der Welt, zu wenig eine sollde, greifbare Verklärung offenbart, so malen sie um dasselbe mit dicker Farbe eine verschlagsamere Strahlenglorie, oder üben wohl gar, wenn sie in der Vollkraft dieser schönen Muskulatur, in der Blüthe dieser antiken Körperbildung nur den Uebermuth des Fleisches wittern — wie man ja meistens das sieht, was man ist — sie üben ihr Verstümmelungs-Werk als ein heiliges an solch' spätgeborenem Heidenthum aus; aber der Torso noch wird das ewige Leben auch der Schönheit offenbaren, so oft er memnonisch erklingt am Morgen künftiger Jahrhunderte, wenn jener Barbaren heilige Klänge längst verschollen sind! — Wer rei-

nigt, wie einſt der Reinſte der Reinen, den Tempel der Kunſt von dieſen Wechslern, welche aus der Verbeſſerung claſſiſcher Werke ein ſchmutziges Wechſelgeſchäft machen, von dieſen Taubenhändlern, welche den heiligen Geiſt der Schönheit profan nennen, und ihre eigene Weisheit für die Taube des heiligen Geiſtes verkaufen!

Und wenn nun dieſe Herren die Ueberlieferung unſerer claſſiſchen Literatur an die Jugend, wenn ſie die Betrachtung und Auslegung der Schönheit, der Wahrheit, eines unendlichen Reichthums von Ideen und Geſtalten gefährlich finden, und die Gottloſigkeit daraus hervorgehen ſehen; ſo wiſſen wir wahrlich nicht, was wir von der Empfänglichkeit ihres Gemüths oder von der Geſundheit ihres Verſtandes halten ſollen. — So beſchuldigt doch auch die Mathematik, beſchuldigt doch jede Wiſſenſchaft als ſolche, daß ſie nicht in jedem ihrer Sätze auch dem Buchſtaben nach das Chriſtenthum enthalte und beweiſe, wie ihr es an Göthe'n verdammt, wenn er von den Göttern ſpricht, oder an einem Denker, wenn er des Abſoluten, des Weltgeiſtes erwähnt! — Als hätten wir es nicht gethan, werden ſie erwidern. Nun, nach einer ſolchen Erwiderung können wir die langweiligen faden Geſellen ſich ſelber überlaſſen. —

Die Sprachreiniger der Gegenwart.

1843.

Wir halten es für wichtig, im Interesse der vaterländischen Sprache und Literatur mit einigen Worten denjenigen zu begegnen, welche seit einiger Zeit mit dem Eifer unserer früheren Deutschthümler für die Reinheit der Muttersprache wieder auftreten. Die gute Absicht dieser Eiferer soll dabei keinen Augenblick verkannt werden. Auch wird sich an solches Bemühen immer einiges Verdienst knüpfen, wie es die Vergangenheit reichlich bewiesen hat. Dennoch aber sind dabei — und zumal jetzt — bedeutende Irrthümer und Vorurtheile zu berichtigen.

Zunächst legen die Sprachreiniger der Gegenwart einen viel zu kleinen Maßstab an eine Sprache, wie die deutsche. Sie verläugnen den reichen Wechselverkehr derselben mit den gebildeten Sprachen Europa's nicht nur, sondern, fast möchte man sagen, der Erde. Sie bedenken nicht, welch' eine Mannichfaltigkeit höchst eigengearteter Geister dem Boden der vaterländischen Sprache entsproß, von denen jeder wieder, außer der eigenen Ursprünglichkeit, auch seine eigenen Sympathieen für dieses oder jenes Ausland noch hatte, bis in das Indische hinein, und was nun alles wieder in die deutsche Cultur zurückströmte und strömt. Sie überspringen auf eine unverantwort-

liche Weise den deutschen Welthandel der Ideen, dessen Münze eben die Sprache ist, und möchten am liebsten aus purem Deutschthum die ganze Culturgeschichte der Deutschen streichen, um nur gleich in den Himmel des deutschen Urwaldes hineinzukommen zu Teut, und sich zu überzeugen, daß sie einst Grund hatten: Teutschland und Teutsche und teutsch zu sprechen und zu schreiben. Dennoch ist das Beginnen dieser Puritaner, ein eben so ohnmächtiges als kurzsichtiges und ungeschicktes. Das Gebiet einer so lebendigen, unendlich reichen Sprache wie die deutsche läßt sich nicht mehr abgrenzen durch die Marken des Teutoburger Waldes.

Es bildet sehr wesentliche Unterschiede, wann eine Sprache den fremden Ausdruck in sich hereinnimmt, welche Gründe sie dazu bestimmen, und endlich wie sie es thut.

Im 17ten und in einem Theile des 18ten Jahrhunderts hatte das Fremdwort einen ganz anderen Charakter als in dem 19. Wir haben dabei natürlich immer nur Schriftsteller im Sinne, die überhaupt hier in Anschlag kommen. Zuerst war es wirklich noch Unbildung, Unwissenheit in Betreff der früheren Herrlichkeit des vaterländischen Idioms, ja Unbeholfenheit der deutschen Zunge und kindisches Großthun mit dem Ausland, was den fremden Ausdruck brauchen hieß. Und selbst da, wo in diesen Zeiten die Bildung in Ansehung des Wissens und des Auslandes eine sehr bedeutende war, müssen wir bei vielen von Unbildung sprechen, wo es das Vaterländische, die Kenntniß der Muttersprache gilt. Man fabelte von einer Weltsprache der Bildung, während man doch nur von einer Weltsprache der damaligen Conversation hätte sprechen sollen. Man ahnte noch nicht, daß jede Sprache, die bildungsfähig ist, den

Beruf hat, Weltsprache zu werden, wenn sie in das letzte Stadium ihrer Entwickelung tritt, und nun jene Ebenbürtigkeit, jene Congruenz der gebildeten Sprachen entsteht, welche das reiche und sichere Erbe der Zukunft seyn wird. Damals jedoch war der fremde Ausdruck wirklich meistens eine Entstellung, wenn auch oft eine Abhülfe der Noth, oft aber auch ein häßlicher Wulst der Ziererei, immer etwas ganz und gar Unorganisches. Dazu kam, alle Maximen einer gewandten und glatten, aber nichts weniger als nach dem Gesetze der Idee sich entwickelnden Politik lasteten auf der deutschen Sprache. Welche Vorurtheile des Standes und Ranges verwirrten damals die Köpfe, und sogen frische Nahrung aus der Politik, namentlich aus einer höchst unwürdigen Fassung dessen, was ein Volk auf sich hat! Die Sprache steht immer in dem tiefsten Zusammenhange mit dem Staatsleben. Früher hatte die Politik die Sprache geknechtet, jetzt wird die Sprache die humanste Vergeltung üben, sie wird die Politik zwingen, menschlich zu werden, der Würde des Volkes, der Freiheit, dem Rechte eines Jeden ohne Ausnahme die Ehre zu geben, denn die Muttersprache ist durch den Reichthum ihrer Literatur der früheren Politik so entwachsen und überlegen an Bildung geworden, daß sie im Besitze derjenigen Macht ist, welche doch zuletzt die Entscheidung bringt, der Intelligenz. Die großen Fortschritte, welche wir in der deutschen Politik gemacht haben, verdanken wir nicht bloß den Staatsmännern von Profession, sondern wir verdanken sie auch den großen Genien unserer Literatur, den Virtuosen unserer Sprache. Schon zwingt diese die Politik, nicht mehr in einer fremden Zunge zu sprechen, sondern in der deutschen. Der fremde Ausdruck war früher eine Sau-

der Politik begünstigte Partherei der bloßen Klugheit, des steten Sich-noch-Vorbehaltens, der Geheimthuerei, des Wahnes, als sey die Bildung ein Privilegium, eine Begünstigung für Einzelne. Die französische Sprache hatte damals denselben Typus für die Aristokratie der Politischen, wie die lateinische für die Aristokratie der Gelehrten. —

Die classische Literatur der Deutschen, wie sie in dem Göthischen Zeitalter sich darstellt, bezeichnet die große Wetterscheide für die politische und Sprach-Bildung, wie für die deutsche Bildung überhaupt. Der Anfang dieser Periode, mußte sich in einer gewissen Herbigkeit, in einer gewissen weit getriebenen, ängstlichen Strenge für die Unvermischtheit des Nationalen zu erkennen geben. Diesen Standpunkt bezeichnet in seiner großartigen Weise Klopstock. Sein Verhältniß zu Wieland erhärtet dieß vollends. Aber schon Lessing, wie unbefangen, wie frei ist er auch in allem dem, und eben deßhalb wie heiter, weil er eben auf so vielen Gebieten bewandert war, weil er so vielen Nationen angehörte, um den Deutschen nur desto mehr anzugehören. In Göthe und Schiller vollends hat die Sprache eine solche Höhe der Bildung erreicht, eine so bewußte Innewerdung ihres Reichthums, ihrer Fertigkeit, daß diese Schriftsteller gar nicht mehr ängstlich wachen über die sogenannte Reinheit ihres Idioms; sie sind so durch und durch deutsch, sie sind so sorglos deutsch, und doch von einem solchen Weltinteresse erfüllt, von einer so rein menschlichen Bildung gesättigt, daß sie den fremden Ausdruck brauchen, als brauchten sie ihn nicht, daß er in ihren Schriften deutsch klingt und in höherem Sinne deutsch geworden ist, da er bei ihnen nicht mehr als Mer-

flexion vorkommt, sondern sich organisch gestaltet, und so immer eine Schattirung der Schönheit oder ein Schlaglicht der Wahrheit ausdrückt.

Man kann oft Dinge in den Tag hinein behaupten, von denen kein Wort wahr ist, wenn das Vorgegebene näher untersucht wird. So hörten wir oft Eiferer für die äußerliche Reinheit der Sprache, Verfolger jedes fremden Wortes, ihren Gründen den letzten Nachdruck geben mit den Namen: Lessing und Göthe. — Gut. Nehmen wir einen der Bände von Lessing's Werken in die Hand. Es ist der zweite Theil der Dramaturgie. Wir blättern, und finden ohne Mühe in wenigen Augenblicken folgende Fremdwörter: Aktrice, Dokument, Galanterie, Progreß, Extrem, Point d'honneur, Aktion, Affekt, Expedition, Kombination, Convenienz, Monstrum, Plagium, kommentiren, involviren, raisonniren, demmeiren, kontrolliren, affektiren, volatil, sonor, interessant. — Schlagen wir etwas von Göthe auf. Es ist der zweite Theil von Dichtung und Wahrheit. Sogleich treffen wir folgende Ausländer: Mystification, Rigorist, Consequenz, Parrhesie, Argument, Conflict, Autor, Antagonist, Collection, Intervall, Sensation, Publicität, Societät, Region, Technik, Pensum, Effect, Eruption, Dispensation, Exceß, Filiation, Communication, equipiren, qualificiren, consultiren, paralysiren, corrigiren, substituiren, concentriren, suppliren, amplificiren, imposant, concis, trivial, direct, problematisch, trist, indefinibel, abstrus, plausibel, current. — Was will man auf Seite unserer Gegner denn Beweises mehr, daß man sich geirrt hat, daß man etwas behauptet, was man sich eben nur vorgestellt, was gar nicht existirt? —

Und weit davon entfernt, daß wir solch harmloses Schal-

ten mit dem fremden Ausdruck jenen Schriftstellern als Mangel auslegen sollten, rechnen wir es ihnen sogar als Vorzug an. Wir stellen überhaupt bei unserer Ansicht vom Styl, von der Kunst der Darstellung, den Grundsatz obenan: im Allgemeinen schreibt immer der am schönsten, der sich die meisten Freiheiten nimmt. Versteht sich, daß wir eben deßhalb keiner Willkür, keiner Unbesonnenheit das Wort reden. Denn die Freiheit ist schon die höchste Besonnenheit der Ausübung, ohne Reflexion.

Das was außerordentliche Naturen aus der Ferne herankommen sehen, was sie in prophetischer Unbestimmtheit den Zeitgenossen hinstellen, das trifft meistens auch ein, nur tritt es in der Regel mit einer Abweichung in die Wirklichkeit. Diese Abweichung ist der so interessante, stets irrationale Zug aller Zukunft. Auch hier denkt der Mensch, aber Gott lenkt. Dieß der überall nachzuweisende Unterschied zwischen dem Genius und dem Gott der Ereignisse. —

Die berühmte Lieblingsidee Leibnitzens einer Universalsprache wird sich verwirklichen, aber ganz anders verwirklichen, als ihr Verkündiger es meinte. Sie wird bedingt und vermittelt durch eine andere große Idee und Prophetie, welche Göthe bekanntlich aufgestellt hat, die Idee einer Weltliteratur. Durch diese Idee sind wir der Realisirung einer Universalsprache schon um vieles näher gerückt, diese tritt schon halb aus dem Dämmer einer bloß genialen Phantasie hervor. Wir ahnen bereits ihre Ausführbarkeit. Wenn die Cultur so weit vorgerückt ist, daß die begabteren Völker die innerste Zusammengehörigkeit ihrer Bildungsstandpunkte einsehen; wenn die Literaturen gerade in der Unterschiedenheit ihrer Charaktere den völlig gleichen

Werth, den sie gegen einander haben, erkennen; so ist auch bereits jede ihrer Sprachen so weit gediehen, dieses nach allen Richtungen laut zu verkündigen; auch die Sprachen erkennen sich dann als zusammengehörig, als dazu berufen, sich zu ergänzen, in einander momentan aufzugehen, wie dessen der schaffende Geist eben bedarf, um desto reiner, desto eigenthümlicher sich auch wieder zu erfassen, sich zu erhalten. Welche ist dann die Universalsprache? Keine und doch jede, denn jede, als Spiegel der universellen Bildung, spiegelt auch jede der anderen gebildeten Sprachen zurück. Es entsteht nun jene Congruenz der Sprachen, auf die wir bereits oben hingewiesen haben; es entsteht eine gegenseitige Bereicherung zu eigenem Gedeihen, welche den Frieden aller Sprachen mit allen darstellt, aber einen Frieden, in dem nun erst recht die vollste Thätigkeit des Fortschritts gedeiht. Es giebt einen entsprechenden Frieden der Politik, in dem die Cultur in der vollsten Blüthe steht, und die Reibung der Geister dennoch den edelsten Krieg darstellt; eine Höhe, auf der sich die Menschheit oder die einzelne Nation freilich nie lange erhalten wird.

Je mehr die Literaturen einander näher rücken, desto mehr auch natürlich die Sprachen. Schon geistvolle Uebersetzungen, wie viel wirken sie darauf hin! Es ist bekannt, daß die Franzosen bereits deutsche Ausdrücke aufnehmen, nachbilden. Kurz, der Gebrauch fremder Wörter hat jetzt einen ganz anderen Charakter als früher, und zumal bei uns Deutschen. Bei tüchtigen Schriftstellern weist das Fremdwort jetzt hin auf die Würde der Sprache als eines Ausdruckes der Weltliteratur. Wo bleibt da jener Maßstab, welchen unsere Eiferer für Reinheit an die Sprache legen?

Unser Zeitalter besonders, welches — wie sehr das auch von Vielen übersehen wird — in dem unendlichen Segen des Götheschen lebt, hat bei den großen *socialen* Aufgaben, in deren Lösung es begriffen ist, in seiner Sprache eine ganz besondere Berechtigung zu dem fremden Ausdruck. Was dabei aus Reflexion, aus Willkür, und nicht vielmehr aus tieferem Schönheitssinn und aus Nothwendigkeit hervorgeht, wollen wir in keiner Weise gut heißen. Sonst aber hat das Fremdwort jetzt durchaus etwas Zukunftvolles, wenigstens Organisches. Früher war es die Armuth, jetzt ist es der Luxus der Sprache; früher war es die Noth, die Engheit, jetzt ist es der Pomp, die Universalität. Es klingt paradox, aber es ist gewiß, der bedeutende, der wirklich produktive, die ganze Tonleiter des Wortes beherrschende Schriftsteller braucht oft den fremden Ausdruck im Bewußtseyn des Reichthums und der Stärke seiner eigenen Sprache. Denn auch *das* ist Vermögen und Macht, nicht überall von allem, was man vermag, und was man hat, Gebrauch zu machen, sondern an passender Stelle. Es ist Weisheit, nicht alles zu sagen, was man zu sagen weiß. Es ist sogar *Kunst*! Auch ist es ein Vorzug der Sprache, so viel in sich aufnehmen zu *können*, es zu besitzen, als besäße sie es nicht, umbildend es sich anzueignen und doch frei davon zu seyn! Wie die wahre Majestät dieses nur ist, dadurch, daß sie sich hingiebt, und wie sie niemals etwas verliert dadurch, daß sie sich hingiebt; so ist es die vollendete Größe einer Sprache, stark in der Hingebung, aber auch stark im Annehmen zu seyn. Produktion und Assimilation sind die Athemzüge ihres gesunden, umfassenden Lebens.

Die meisten Sprachreiniger betrachten das Wesen einer

Sprache aus einem viel zu untergeordneten Gesichtspunkt. Es ist in der That nichts leichter, als zu sagen, für dieses oder jenes Fremdwort kann ich ganz gut einen deutschen Ausdruck brauchen. — Wer wüßte denn nicht, wie unerschöpflich ergiebig unsere Sprache ist? — Aber auf jenem Wege gelangt man nie zum Schöpfungsquell der Sprache. Auch ist es bekannt, daß gerade die Sprachreiniger am allerunglücklichsten im Verdeutschen sind, so wie sie sich schon darin als Kleinmeister von Hause aus zu erkennen geben, daß sie so ängstlich im Bilden neuer Wörter sich beweisen, auch in der Regel geniale Schöpfungen der Art gar nicht zu beurtheilen verstehen. Daher schreibt auch der Sprachreiniger, wenn er bloß dieses ist, einen schlechten Styl. Er liefert höchstens ein Kunststück, nie ein Kunstwerk.

Gerade der Sprachreiniger ist ein Despot der Sprache, indem er ihre Freiheit mit dem Wörterbuche von Adelung in der Hand berechnet und dadurch tödtet. Er gleicht in seinen eigenen Sprachbildungen jenen Barbaren, jenen Despoten physischer Kräfte, die glauben ein architektonisches Kunstwerk geliefert zu haben, wenn sie einen Koloß von Gebäude aufführen lassen, zu dem nichts gebraucht worden als Marmor; so daß Decke und Boden, Thüren und Treppen, Küche und Keller, alles aus derselben Masse besteht. Oder auch jenen, die ein Haus aufbauen, zu dem kein Stückchen Eisen verwendet worden ist. Curiositäten, Kindereien und daher auch Bewunderung für Kinder! In diesem Genre einer wüsten Einerleiheit schreibt denn auch der Sprachreiniger, aber — man schafft darin keine Werke des Geschmacks. —

Welch' eine feine Note bezeichnet oft der fremde Ausdruck im Tonsatz der Sprache, wovon das rohe Ohr des Sprachreinigers auch nicht das Geringste vernimmt! Es kann Fälle geben, in denen ich den Ausdruck Gourmandise zum Beispiel mit dem Takte des zartesten Schönheitssinnes brauche, um das Ausländische nicht bloß des äußeren Wortschalls hörbar zu machen, sondern — viel sinniger — um auch das langgezogene Haschen und Schnalzen des Feinschmeckers gerade nach der Ferne, nach dem Auslande, nach der fremden Zone und ihrem Gaumengenuß mit durchschimmern zu lassen. Ich brauche auf der andern Seite vielleicht schon, aus anderen Schönheitsgründen, für welche dem Eiferer wieder der Sinn verschlossen ist, nun wirklich den vortrefflichen, deutschen Ausdruck: Feinschmeckerei, und unser Eiferer — der eben kein Feinschmecker der Sprache ist — beschuldigt mich wohl gar schulmeisterhaft: der Inkorrektheit, der Nachlässigkeit, des ungleichartigen Ausdrucks, der Sprachtäuscherei. — So kann eine höchst sinnreiche Modulation der Sprach- und Gedanken-Töne daraus entstehen, wenn ich das eine Mal: prüde, das andre Mal: zimperlich, an der einen Stelle: salop, an der anderen, um das: schmutzig zu filtriren: schlunzig brauche. Ach, wie Wenige noch verstehen sich auf die Gesetze des ächten Styls, auf die ganze Schönheit der Sprache, als der vollendetsten Musik des Geistes! Am wenigsten die Puritaner! —

Gerade die Aengstlichkeit, sich rein zu erhalten, gerade dieß jungfernhafte Sprödethun vor jeder, auch nur entfernten Berührung mit einem schönen, stattlichen Wort-Charakter des Auslandes, geschweige, um mit ihm in treuem Bunde ein schö-

nes Geistesstand zu zeugen, gerade dieser engherzige Stolz, das Vollblut einer Wortfamilie nicht zu vermischen mit andern Gestalten desselben menschlichen Gedankens; gerade diese kindische Zimperei macht sich am Ende lächerlich oder doch wenigstens höchst langweilig im Gedankenaustausch, und trägt den Fluch der Unfruchtbarkeit.

Die geistvolle Sprache verfährt in der Aufnahme des Fremden wie der geniale Eroberer, dem es wirklich auf die Länge gelingen soll, ein Weltreich zu stiften. Er tastet die Eigenthümlichkeit des Nationalen nicht an, er weiß es sich einzuverleiben, ohne dasselbe oder gar sich selbst um seine Eigenthümlichkeit zu bringen. Einer solchen Höhe der Sprache gehört zum Beispiel Sealsfield an. Aber vor Allem die großen Genien unserer Kunst, unserer Wissenschaft in dem classischen Zeitalter: Lessing, Göthe, Schiller, Jean Paul, Kant, Fichte, Schelling, Hegel u. s. w., u. s. w. gehören hierher. — Wie das Leben der Griechen und Römer in der Herausarbeitung der Schönheit und Ergründung der Wahrheit uns als Muster gilt, und, bis auf den Ausdruck hin, in unser Fleisch und Blut übergehen sollte, zum Theil auch übergegangen ist; so soll die Bildung aller Zeiten in jeder gebildeten Nation sich abspiegeln, und selbst in den charakteristischen Ausdrücken des fremden Volkes ihr geläufig seyn. Auch sind Deutsche, Franzosen, Engländer bereits auf dem Wege zu diesem Ziel. — Selbst die ächte Popularität — die jetzt von uns allerdings anzustreben ist, und zu der unsere Sprache Meisterstücke fast in die Hand giebt — thut daher auch nicht mehr spröde gegen den fremden Ausdruck, wenn er

mit Geschick gebraucht wird. Und wenn eine Sprache einen solchen Reichthum und eine solche Umformbarkeit in ihren eigenen Wort-Schöpfungen bereits bewiesen hat, wie die deutsche, so ist die gewandte und maßvolle Aneignung und Anwendung fremder Ausdrücke vollends, im Bereiche der Bildung, eine Weltherrschaft. —

Ueber das Bedürfniß eines ſchriftſtelleriſchen Vereintwirkens.*)

*) Dieſer Aufſatz iſt aus den dreißiger Jahren, ſeitdem ſich freilich Vieles geändert hat.

Wer hätte nicht so viel Gemüth und Poesie der Vergegenwärtigung in sich, daß er nicht oft schon von Schmerz durchdrungen worden wäre, irgend eine Umgebung, eine Gelegenheit, ein Erlebtes meist viel zu gering angeschlagen zu haben, da sich doch dasselbe jetzt, im Hinblick auf das Vergangene, unendlich reich erweist, so daß es bei früherer, innigerer Beachtung dem Zurückblickenden sicher eine viel schönere Gegenwart gegeben, gereiftere Früchte gebracht hätte. Die Welt ist für denjenigen, welcher sie versteht, in jedem Augenblick und an jedem Orte, da in ihrer Unendlichkeit und nichts fehlt an ihr, aber sie will auch in keinem ihrer Momente vernachlässigt werden.

Dieselbe Geringachtung des Nahen, des Gegenwärtigen, welche der einzelne Mensch so oft an sich selbst in Betreff seiner nächsten Umgebung wahrnimmt, findet sich nicht selten unter Vielen, unter den Meisten in Beziehung auf ihre Zeit. Sie möchten dann oder dann gelebt haben, da oder dort leben, nur nicht jetzt oder hier. Und doch ist das Nächste für die Lebenden das Wichtigste, was es giebt, weil von hier aus die Fäden sich fortspinnen sollen, welche mit dem Vergangenen und Künftigen in Verbindung setzen und erhalten. Auch darf das Er-

lebte nur erst der Vergangenheit angehören, und es bekommt selbst für den Leichtfertigen oft plötzlich einen Glanz, eine Bedeutung und einen Werth, die ihn überraschen, die ihn bedauern lassen, daß er es einstsnicht tiefer bedacht, und unter seinem Werden sich nicht bleibender angeeignet habe. Hat man den wahrhaft geschichtlichen Sinn, so wird man das Werdende, ohne Ausnahme, als den ewig sich entwickelnden Keim der Idee ganz anders zu würdigen wissen.

Von Jung und Alt ist in unsern Tagen hiegegen mannichfach gesündigt worden. Den Jüngeren aber, wenn sie ohne Weiteres dem Früheren, aber noch in neuester Gegenwart Bestehenden, den Fehdehandschuh hingeworfen haben, wird viel nachgesehen werden müssen, eben weil sie die Jüngeren sind, aber auch viel zu vertrauen seyn, da auf ihnen die Hoffnungen der Gegenwart beruhen. Die Alten haben sich in jüngster Zeit sehr oft eine Gramlichkeit, eine kleinliche Furcht, eine Unfähigkeit, das Neue zu begreifen, ein Schelten ohne Ende zu Schulden kommen lassen, daß gerade das, worauf Alles abzwecken sollte, beinahe aus dem Auge gerückt ist. Das nationale Interesse ist, wie überall, so auch in der Literatur in der Gegenwart die Haupt-Aufgabe. Wie soll es gepflegt werden? Etwa durch Akademieen? Schwerlich. Sie bilden selbst in der Gelehrten-Republik das nothwendige aristokratische Element. Durch die Universitäten? Unmöglich. Sie haben vor allem noch immer die Tendenz, von den einzelnen Fakultäten aus, in steter Darstellung des wissenschaftlichen Zusammenhangs derselben, unmittelbar für den einzelnen Stand auszubilden, dem Staate zu gut, oder der Kirche, oder dem Gelehrten als solchem, und haben also nur durch

solche Medien ein Verhältniß zur Nation. Also: wodurch soll jene Aufgabe gelöst werden?

Wir antworten: durch die Schriftsteller. Aber durch ein Vereintwirken der Schriftsteller in einem anderen Bande, wie das der Partei. Denn gerade die Partei ist jetzt das culminirende Verderben der Literatur geworden. Durch ein Vereintwirken der Schriftsteller, wenn auch fürs Erste nur in der Journalistik, aber auch in einer ganz anderen Organisirung derselben als der bisherigen. Durch das nationale Interesse soll eine National-Literatur erlebt werden, von der wir Deutschen immer nur noch schöne Träume haben. National-Literatur indessen ist nur dann möglich, wenn Nation und Schriftsteller Bekanntschaft mit einander haben, wenn diese Bekanntschaft in gegenseitige Achtung und Liebe übergeht.

Die Partei, die sich bis zur selbstsüchtigsten Coterie und Clique herunterseht und keinen guten Namen mehr leidet, als den ihrigen, den sie aber in diesem Heruntergekommensehn nicht mehr hat, ist der Krebs unserer Literatur und selten mehr zu vergleichen jenen Parteien, wie sie auch sonst gewesen, und wie sie doch noch die Kraft des inneren Gegensatzes gehabt. Die Parteien sollten vor Allem bedenken, daß sie, so bald sie sich nicht im Kampf mit einander zugleich anerkennen, und dadurch zu einem höhern Standpunkt erheben, allemal im Urtheil der Nation verlieren, und auf die Länge in das gleiche Nichts des Ignorirt-Werdens versinken. Das Volk sagt: sie zanken sich wie die Jungen, und hat es mit diesem Urtheil abgethan.

Ganz etwas anderes ist es, wenn die wahre Polemik gegen die Partei andrängt. Wenn der Einzelne aus Einsicht in das Recht der Sache, die er vertritt, in das Recht seiner

Sache, den großen Gedanken verwirklicht, sich einmal aller Verbindung zu entschlagen, allen Coterieen ein für allemal den Garaus zu erklären, um mit freier Stirn, mit der Begeisterung des Gedankens und der Waffe des Wortes allen Parteien, ja, wenn es drauf ankommt, der Welt selbst, sich gegenüber zu stellen. Ein solcher steht der eigentlichen Gesinnung, dem Urtheile, dem Herzen der Nation viel näher, als alle diejenigen, welche zu Hunderten Coalition bilden, welche überall Verbindungen anknüpfen, Posten aussenden und Verbrüderte finden. Ganz wie in der Kirche und in dem Staate die Sekten und Klubb's in der Regel dem Gemeinde- und Volks-Leben nur unorganisch anhaften, wogegen Einzelne häufig in der vollendeten Größe ihrer Individualität aus der Gemeinde, dem Volke unmittelbar hervorgehen, ja man kann sagen: von diesen *producirt* werden.

Das schriftstellerische Vereintwirken, wie wir es beabsichtigen, soll den geraden Widerpart ausmachen zu dem schlechten, weder einen inneren Gegensatz, noch eine organische Einheit möglich machenden Zusammenhalten der Partei.

Muß man es auch gelten lassen, daß die Parteien von bedeutendem Nutzen seyn können, wenn sie sich bilden, nur um Ausgangs-Punkte zu einem umfassenderen Wirken zu finden; daß sie in unserer literarischen Gegenwart zu schnell und zu zahlreich entstehen, um einen nachhaltigeren, untergrabenden Einfluß zu gewinnen; so ist doch wenigstens das nicht ohne Gefahr, daß sich der Egoismus, die Eitelkeit heut' zu Tage in die Partei flüchten, mit deren Geiste groß thun, und sich vorstellen, als wäre dieser Geist schon zu aller Selbstentäußerung herangereift; daß sich ferner die Partei als quantitativ erhöhtes

Individuum an die Stelle großer Individuen, und deren qualitativer Macht zu ſetzen unterfängt, was gerade die Ohnmacht beweiſt, während allerdings die wahrhafte Größe des Individuums, als Haupt, als Liebling des Volks, an ſich ſchon mächtig, durch dieſes ſich zu einer Uebermacht conſtituirt, welche Geſetz gebend und neue Bildungs-Phaſen herbeiführend wirkt.

Daß die Zeit großer Individuen vorüber ſey, iſt ein Paradoxon, welches für den, welcher es zuerſt ausſprach, gewiß ein tiefſinniger Satz war, um jene Zwiſchenzeit zu charakteriſiren, die eben den Rückſchritt thut, welcher nur das Ausholen zu einem neuen Fortſchritt iſt. Unbedingt iſt jenem Ausſpruch nicht im Geringſten beizupflichten, und ſeine abſolute Erfüllung wird unter Menſchen nie erlebt werden. Es iſt nur ſo viel gewiß, daß ein Durchbruch geſchehen iſt in jener Schranke, welche das Mittelalter ſo ideenvoll geſetzt hatte, zwiſchen der Höhe und der Tiefe, zwiſchen den Gebenden und den Empfangenden, zwiſchen dem Lehr- und dem Nährſtande, zwiſchen den Prieſtern und den Laien. Mit der freien Thätigkeit des Geiſtes, welche durch die Reformation in die neue Geſchichte hinübergeleitet wurde, will nun alles ſeither Gewonnene ſich als ein der Nation Gemeinſames zu erkennen geben; die alte Schranke, mehr auf unbegriffener, rein überlieferter Standes- und Berufs-Geſchiedenheit beruhend, die trefflich die Bildung des Einzelnen förderte, die des Ganzen aufhielt, iſt gewichen und während von den, der Vergangenheit gehörenden Höhen der Cultur eine Fluth der Ideen oft ſtürmiſch genug niedergeht, bildet ſich ein Niveau der Societät, in aller Conſequenz derjenigen Principien, welche die einzig wahren der Geſchichte ſind, und das nächſte Problem iſt nur dieſes: neue Unterſchiede zu ſetzen,

die, als Unterſchiede und Schranke der Idee ſelbſt, dem durcheinanderwüthenden Toben der Anſprüche, der Meinungen ein neues ſicheres Fahrwaſſer anweiſen. Es liegt aber in dem Weſen des Nationalgeiſtes, in wiefern der Geiſt ſchon immer das Vernünftige mitbedingt, daß er ſubſtantiellerweiſe bereits das Geſetz, die feſte, gegliederte Ordnung beſitzt bei der Freiheit ſeiner Individuen; daß er dieſe Ordnung in längerer oder kürzerer Zeit als eine neue Schöpfung an den Tag bringt.

Es iſt dem Deutſchen von Natur eine gewaltige Bangigkeit, ja Furcht vor dem Neuen eigen. Wir ſagen: von Natur. Der Geiſt, wie der Deutſche ihn hat, weiß dieſe Natur zu überwinden.

Gerade in demjenigen, was einen unſerer Hauptvorzüge ausmacht, und worin wir faſt einzig in unſerer Art ſind, den ganzen Complex der Bildung uns zu eigen zu machen, den ganzen Reichthum deſſen, was irgendwo und irgendwann in dem geiſtigen Gebiete, nicht in dem materiellen, producirt und verarbeitet worden, als Welt-Inhalt zu überſchauen und zu beſitzen, gerade darin liegt auch die große Schwäche begründet, uns elbſt als Nation zu vergeſſen, wenigſtens zu überſehen, daß jener Gewinn nicht dem Individuum, ſondern der Nation, und erſt von ihr aus der Menſchheit wieder zu Gute kommen ſollte. In einzelnen Richtungen, beinahe in allen, reicht der Deutſche bis zu den höchſten Höhen des bisher Erfahrenen hinauf, ja er geht ſogar darüber hinaus, aber es fehlt ihm bis dahin noch immer an Inſtitutionen, an ſo vollendeten Organen, durch welche das Alles nun auch Gemeingut werden könnte. Und wo dergleichen unternommen, wo es mit Begeiſterung in's Werk gerichtet wird, da ergreift den Deutſchen jene Bangigkeit, es

möchte daraus eine Verseichtigung, eine Ueberbildung und Oberflächlichkeit hervorgehen, die ihn von den bisherigen Mustern, von seiner Classik in rohen Vandalismus stürzen könnte.

Jener oben erwähnte Hauptvorzug indessen ist zugleich eine Entschuldigung dieser Schwäche und ängstlichen Pedanterie, und enthält die Bürgschaft, daß es besser werden wird und im Begriff ist, besser zu werden, sobald man sich überzeugen will von dem bisherigen Unrecht. Auf dem Mangel an thätig vermittelnden Organen zwischen den ersten Geistern unserer Nation, den gewesenen und den lebenden, und zwischen dem größeren Publikum beruht zugleich das noch immer nicht zu läugnende Darniederliegen unserer National-Interessen, der Mangel einer Nationalliteratur.

Der Schriftsteller soll nicht sich selbst leben und schreiben, sondern der Nation. — Oder wofür appellirte er an die Oeffentlichkeit, wenn er nicht das Bewußtseyn hätte, ihr etwas seyn zu können und durch sie wieder selbst gefördert, potenzirt zu werden? Der Schriftsteller, auch der genialste, giebt daher immer nur das, was er nicht allein als das Seinige anzusprechen hat, sondern was auch der Nation angehört, deren Bildung ihn trägt, deren Geist ihn hervorgebracht. So bringt er auf der einen Seite seine Eigenthümlichkeit zur Erscheinung, auf der andern repräsentirt er die Bildung der Nation; so werden alle Schriftsteller die ganze Bildung der Nation repräsentiren, sowohl das, was in ihr fertig ist, wie das, was als ein unendliches Werden zu bezeichnen.

Hier schon erhellt die Nothwendigkeit einer Beziehung der Schriftsteller auf einander, die sich ja eben in der Literatur mit dem, was Schande oder Ruhm der Nation ist, der Zukunft

überliefern, um auch durch ihr Schaffen der Literatur wieder zurück auf die noch Lebenden und Kommenden zu wirken, sie zu fördern und zu potenziren. Das einzige Mittel aber zu dieser bestehenden Gegenseitigkeit zwischen den Schreibenden und den Lesenden, wodurch Nationalliteratur gewonnen wird, ist eine Form, welche die darzustellenden Ideen nicht in der Weise der Schule, auch nicht in der des ordinairen Alltagslebens überliefert, sondern in der Form, welche der Durchschnitts-Bildung entspricht, aber keiner fertigen, sondern einer fortgehenden. Es ist die wahre Popularität.

Dieser Styl der ächten Popularität, den Wenige schreiben, nicht zu Viele verstehen, die Meisten mit einer höchst schalen und flachen Akkommodation an die niedrigsten Gesinnungen und Zwecke verwechseln, ist die einzige Hervorrufung und Befriedigung der socialen Interessen, welche, als Bedürfniß, den Haupt-Charakter unserer Tage ausmachen, und kann allein erreicht werden, wenn die Schriftsteller, ganz abgesehen von der Schule, dem Glaubensbekenntniß, der Theorie, der sie angehören, Gesinnung und Fonds mitbringend, in freier und freisinniger Weise, einen lebendigen Verband constituiren und die Principien der Wahrheitsliebe, der Freisinnigkeit, der Gerechtigkeit, des Wohlwollens und der Sittlichkeit überhaupt in eiserner Consequenz, unter öffentlicher Anerkennung der Regierungen, ausüben, um die Literatur zu größerer Verallgemeinerung der Civilisation und des Vernünftigen, aus dem Privatbesitz des Gelehrten zum Gemeinbesitz der Nation zu erheben, zu einer Nationalliteratur.

Oft ist zur Erreichung eines sehr wichtigen Zweckes gerade

das Mittel das rechte, welches ganz bekannt ist, und auf welchem bei Vielen ein Vorurtheil lastet.

So ist auch das natürlichste, nächste Organ für unsere Popularität ein freilich längst existirendes (nur nicht in der entsprechenden Weise), welches in seinen besseren Bestrebungen und Leistungen nicht hinlänglich gekannt und verbreitet ist, in seinen schlechtern einem nur zu gegründeten Vorurtheil unterliegt, das allen Unternehmungen der Art schon von vorn herein hinderlich wird, obwohl, nicht zu läugnen, durch jenes Organ schon ungemein viel des Guten bewirkt worden. Es ist die Journalistik. Wer wüßte nicht, daß auch die Deutschen in diesem Gebiete Muster aufzuweisen haben, die aber allerdings in unserer aufgeregten Zeit auch nicht mehr ausreichend seyn würden, oder nicht mehr ausreichen. Wer wüßte aber auch nicht, daß es eine Menge unter diesen Blättern giebt, für welche noch ein schlechter Name zu gut ist.

Die Journalistik, welche wir als das nächste Organ für eine sich ausbildende Popularität bezeichnen, stellt als solche zugleich die gesellige Seite der Literatur dar, und macht, der Idee der höheren Geselligkeit gemäß, drei Bedingungen an die Theilnahme, an den Zutritt: Talent, Interesse und Bildung, so daß andere Unterschiede, die auf der Stellung in der Gesellschaft und andern Aeußerlichkeiten beruhen, in dem Kreise, den die Journalistik um sich sammelt, wie in der edleren Conversation völlig verschwinden.

Je mehr sich nun die Journalistik in sich selbst wieder unterscheidet und gliedert, desto mehr werden zu ihrem Vortheil verschiedene gesellige Sphären sich bilden, Gruppen, die nur stets ein Bewußtseyn sich aneignen sollten, von dem gemein-

samen Mittelpunkte: der gebildeten Societät, auf den hin sie gravitiren. So daß immer Journale sich bilden und erhalten sollen, die auf zwei entgegengesetzte Seiten fallen, die einen, dem Gelehrten dienend, und ihn aus der Einsamkeit seines Studienlebens in den Verkehr der Gelehrten-Gesellschaft ziehend, die anderen dem Volke (im engeren Sinne), in oft derber, stets aber auch auf die Idee abzweckender Weise, den Mutterwitz und Bericht einer Dorfzeitung verabreichend.

Diese beiden extremen Tendenzen indessen sollen wieder durch andere Blätter mit der Mitte lebendig in Berührung und in Verkehr erhalten werden, und zwar in allmählich, nach beiden Seiten hin auf und absteigender Skala, so daß nun gerade aus diesem mittleren Stand und Werthe der journalistischen Literatur nicht allein ein sicherer Maßstab für die Gesammtbildung der Nation gewonnen werden kann, sondern, indem sich alle in mittelbarer Beziehung auf diesen mittleren Stand erhalten, von ihm aus das Endurtheil über den Werth oder Unwerth der ganzen Reihe abhängt, weil jede einzelne Richtung aus dem Geistesleben der Nation hervorgeht, von ihm gehegt wird und in dasselbe wieder zurückkehrt.

Dagegen nun dürften manche Widersprüche erhoben werden, und es dürfte der angegebene Gesichtspunkt in seiner Strenge gerade von der Einseitigkeit, von der Kaste, eben weil er für die Redaktionen unbequem, in der Ausführung schwierig ist, verworfen werden; und dennoch ist er der einzig richtige, weil den ganzen Gegenstand beherrschende.

Drei Feinde überhaupt hat die Journalistik und die durch sie zu gewinnende Popularität: die schlechte Censur, den Stolz des Gelehrten, die Niedrigkeit der Menge.

Die Schlechtigkeit der Censur wird aber da eintreten, wo eine Regierung noch so über das eigentliche Wesen der Literatur im Unklaren seyn sollte, daß sie nicht wüßte, wie die Literatur, als sprachliche Tradition, den ganzen geistigen Inhalt jeder Zeit in sich aufnimmt, ihn von Generation zu Generation trägt, so daß selbst das politische und kirchliche Leben mit dem, was es in den einzelnen Perioden als Bildung und ideelles Resultat absetzt, in die Literatur übergeht und also der Ruhm des Staates, der Nation, die Würde der Kirche, der Gemeinde, von der Literatur selbst am sorgsamsten gepflegt, auf's treuste bewahrt wird; so daß die Literatur sich als die bleibendste Errungenschaft jener Institute zu erkennen giebt.

Je mehr sich ferner in der Literatur auch der Widerspruch durch die Presse manifestiren darf, in welchem zu gesunder Einheit der Gedanke auseinandergeht, desto siegender werden Staat und Kirche, indem sie die Waffe erhalten, welche das Feindliche durch Ueberwindung nicht durch Unterdrückung, durch geistigen Kampf, nicht durch rohe Gewalt besiegt.

Auf eine solche, ihr gebührende und den Staat selbst integrirende Stellung arbeitet auch gegenwärtig die Literatur hin, welche sich in einzelnen Richtungen auf's Entschiedenste von Außen her gefördert, aber noch nicht als nothwendiges Institut in jeder Hinsicht anerkannt und in den Rechten ihrer Schriftsteller, selbst der polemisirenden, gesichert sieht. Diese ihre gegenwärtige Arbeit ist schon allein als etwas Großes, höchst Verdienstvolles, was unserer Zeit eignet, anzuschlagen, und was eine Reife der Bildung, eine Produktionskraft verräth, welche in sich selbst ihren bleibenden Werth hat, und neben den,

in sich ebenfalls beschlossenen Kunstwerken der classischen Periode, auf die man sich immer beruft, in gleicher Bedeutung, Vollendung sich erheben wird, in einer Thätigkeit, welche Kunstwerke nicht bloß, sondern Nationalwerke hervorruft.

Die Literatur aber stützt sich in ihrem Streben nach öffentlicher Anerkennung, als organisches Institut des Staates, nach Nationalität: auf die in jedem menschlichen Individuum eigentlich erst persönbildende Geistigkeit und auf alle die Rechte, welche der Geist als solcher hat und, indem sie nur den Sieg und die Verallgemeinerung der Idee bezweckt, kann sie so wenig die Reaktion von Seiten des Staats fürchten, daß sie als organisches Institut eine solche Kritik vielmehr fordern muß, aber eine, selbst wieder die Gegenseitigkeit mit der Literatur freiwillig aus ihrer Idee hervorgehende Censur, welche, als die ihren Produkten durch Einsicht und Humanität gewachsene, der der Literatur und dem Staat gemeinsamen Idee Bahn bricht, und dem freien Geiste des Individuums keinen Eintrag thut. So entsteht die freie Censur, welche die gewissenhafte Presse oder vielmehr den gewissenhaften Schriftsteller zur Voraussetzung hat, im Gegensatz zu einer willkürlichen Censur-Macht und der Willkür der Presse und des Schriftstellers.

Wird nun dieß Angedeutete, vor Allem die Geistigkeit der Individuen mit allen ihren Rechten, von Seiten der Regierung anerkannt und werden von ihr daraus folgende Zugeständnisse der Literatur gemacht, so wird dagegen eine solche Censur nicht bestehen können, welche darin die schlechte ist, daß sie weder Freiheit und Freisinnigkeit, noch auch Einsicht in die Werke der Literatur besitzt.

Als zweiten Feind der Journalistik heben wir hervor: den Stolz des Gelehrten.

Der Gelehrte gehört allerdings, seinem Stande und besonders seinem Berufe nach, als Vertreter der Idee, die er in der vollsten Blüthe der Bildung darstellen soll, dem Adel der Nation an, wie fern auf dessen geistige Seite reflektirt wird; aber auch nur dann ist dem Gelehrten eine solche Stellung einzuräumen, wenn er sich im steten Verkehr mit der Nation durch mündlichen Vortrag an die Jugend oder durch den gewandten Gebrauch der Feder zu erhalten weiß. Daher vorzugsweise an den Gelehrten die ernste Mahnung ergeht, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, vielmehr in irgend welcher Weise der Oeffentlichkeit zu leben. Eine so freie, Allem zugängliche Stellung hatte der Gelehrte bei den Alten, indem diese Männer, ungeachtet aller tiefsinnigen Forschung und wissenschaftlichen Lebensaufgaben und fortgesetzten Einsamkeit, in Versammlung und Krieg selbstthätig auf das Vaterland, die Jugend ihre Lehre wirken ließen.

Aber es hat, namentlich in Deutschland, seit der mönchischen Zurückgezogenheit des Mittelalters her eine privatisirende, dem Volk, dem Gemeinwohl abgewendete Lebensweise sich einzelner Gelehrten bemächtigt, welche dem Flusse der Bildung, der Cirkulation der Idee hemmend entgegentritt, und sich manchem Unternehmen socialer Tendenz mürrisch entgegenstemmt. Gelehrte solcher Art thun entweder mit der Massenhaftigkeit ihrer Gelehrsamkeit oder mit dem Abstrusen eines gewissen Esoterismus groß, und werden es stets unter ihrer Würde halten, einer wissenschaftlichen oder nun gar populären Zeitschrift beizutreten. Sie besitzen nicht die Vornehmheit des Selbstbewußtseyns, wel-

ches jeder freie Geist haben muß, sondern jenen crassen Stolz des Sprödethuns und neidhämischer Kleinmeisterei, welche, wenn es dazu kommt, eine Feder führt, steif wie ein Zopfstock, und Ansichten über das Leben hegt, welche aus der Zeit der Pharaonen frisch herzukommen scheinen.

Die ägyptische Kaste des Gelehrtenstandes, welche trotz alles Wissens in der alten Finsterniß Aegyptens lebt, blickt ewig scheel und giftig hin auf die junge Generation, und wird ihrerseits nie ermangeln, wo sie Gelegenheit hat, die Idee und Ausführung einer freieren Journalistik immer nur nach der untersten und gemeinsten Sorte solcher Blätter zu beurtheilen, und ihr Anathema über alle Mitarbeiter auszustoßen.

Der dritte Feind der Journalistik ist: die Niedrigkeit der Menge. Diese Menge indessen hat nicht einmal die bindende Kraft in sich, es zu einer Kaste, zu einer Zunft bringen zu können. Sie ist vielmehr das lockerste Conglomerat von menschlichen Individuen, welche wir gegenwärtig zerstreut beinahe in allen Ständen der Gesellschaft, vom untersten bis zum obersten hinauf, antreffen, und die sich streng genommen durch die hohlste Interesselosigkeit, durch moralischen Indifferentismus, durch die ordinärste Gesinnungsweise erkennen läßt, und sich nur durch Genußsucht und eine alles anschmeckende Blasirtheit der Tagesmode ein Scheinleben fristet.

Diese Menge hat in unsern Tagen bald mit dem Liberalismus, bald mit dem Servilismus, bald mit dem Katholicismus groß gethan, sie hat mit einem ganz nichtsnutzigen Interesse für das Wohl der Völker und der Kirche geprahlt, welches Besorgtseyn nur dem eigenen Egoismus zu Liebe so schöne Worte braucht. Sie absorbirt die Politik in so gierigen

Zügen, daß ihr nicht selten die Literatur ein so fremdes Gebiet ist, daß sie dieselbe zum Gemeinplatz des Schimpfens macht, um die literarischen Deutschen zu verachten. Sie raisonnirt sich um allen Verstand, um alle Humanität, und spiegelt sich kindisch in der Eitelkeit ihrer alleinigen Aufgeklärtheit.

Woraus aber dem ächten Liberalismus, so wie der deutschen Literatur, in dem Umtriebe dieser Menge die größten Nachtheile, Verkennungen und Anklagen erwachsen, ist einerseits die demokratische Rohheit und Grausamkeit, welche nicht eine Ahnung hat von den Organismen des Staates und der Kirche und dem göttlichen Geiste, der ewig in der Geschichte fortwebt, auf der andern Seite die gänzliche Unfähigkeit zu eigentlichen Studien, die nicht einmal lesende, sondern alles nur durchblätternde, anbröckelnde Weise, was diese Menge: mit der Zeit mitgehen heißt. — Das so liederlich Erworbene, welches keinen fruchtbaren Boden in der eignen Geistigkeit findet, strebt wieder hinaus, um die Tagesneuigkeit als Neuigkeit mit Zusätzen wiederzugeben, und so entsteht jener Novitätenkram, jenes durch einen Theil der Journalistik eben genährte Klatschregister, welches sogar Leuten, die edlerer Art sind, in Ansehung der bessern und besten Journale Vorurtheile beibringt und den Zeitgeist in seinem Werden verdächtigt.

Da es vor Allem jetzt darauf ankommt, daß die Literatur als Nationalliteratur auf dem Wege ächter Popularität in den Besitz des Volkes komme, und wir die Journalistik als dasjenige Organ bezeichnet haben, welches zu jenem Zwecke am weitreichendsten hinwirkt, so wollen wir diese in einem Punkte ausschließlich in Betracht ziehen, da dieser Punkt zugleich derjenige ist, von dem aus ein Vereintwirken der Schriftsteller zur

Sicherung und Constituirung ihrer eignen Rechte, wie zur Ausbildung des Volkes, sich erreichen läßt.

Wir können uns aber mit diesem *einen Punkte* hier begnügen, da die Journalistik *als Ganzes* eben im Begriff ist, auf eine Weise besprochen zu werden, die wir als höchst gelungen bezeichnen müssen und jedem vielseitiger Strebenden empfehlen. Wir meinen jene *Studien und Kritiken der deutschen Journalistik*, von denen uns zwei Hefte zu Gesicht gekommen, auf deren weitere Fortführung wir im höchsten Grade gespannt sind, und deren Vortrefflichkeit und ideenreiche Darstellung einen neuen Flor deutscher Journalistik zur Folge haben dürfte. Die Verfasser verfahren bei der Charakteristik der politischen, wie der belletristischen Journale mit einer Geschicklichkeit und Umsicht, mit einer Unparteilichkeit und Divinationsgabe, die Bewunderung abnöthigt, und alles das ist durchdrungen von Regsamkeit und Geistesfrische, und mitgetheilt in einer Form, welche Gediegenheit und Eleganz auf die ungezwungenste Weise zu vereinigen weiß.

Was *uns* aber *vorzugsweise* in Betreff der Journalistik auf dem Herzen liegt, ist Folgendes. Knüpfen wir es an einige allgemeine Sätze:

Die Journalistik soll sich in sich concentriren. Sie soll in organischer Geschlossenheit und doch freier Individualität *Popularität* gewinnen durch Popularität, eine größere Anerkennung der Schriftsteller veranlassen, und die Nation für die Literatur empfänglich machen. Sie hat dieses durch vereinzelte Kräfte wie bisher zu bewerkstelligen, aber in anderer Weise, wie bisher. Sie hat den etwaigen Verdacht, in dem die Literatur bei den Regierungen steht, zu beseitigen, für die Zukunft

unmöglich zu machen. Sie hat endlich den Indifferentismus der Menge annäherungsweise zu vernichten. Wie soll sie hiebei verfahren?

Die Kräfte der Schriftsteller müssen in anderer Weise vereinigt werden. — Es gilt eine Zeitschrift zu gründen, welche sich wirklich den Weg zu dem Herzen der Nation zu bahnen weiß, eine Zeitschrift, deren Principien die obenerwähnten: Wahrheitsliebe, Freisinnigkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen und Sittlichkeit überhaupt sind. Es soll eine Zeitschrift gegründet werden, welche von vorn herein bei der Wahl ihrer Mitarbeiter davon absieht, welcher Schule, welcher Partei sie angehören, und soll eben deßhalb auch solche Mitarbeiter aufnehmen, welche ganz isolirt dastehen, aber dennoch aus der Eigenthümlichkeit ihrer Weltansicht heraus die Gegenwart repräsentiren helfen.

Die Redaktion einer solchen Zeitschrift wird bei dem ganzen Unternehmen den Ausschlag zu geben haben und schwerer zu verwalten seyn, als die irgend eines andern Journals. Sie wird daher mit besonderer Auswahl formirt werden müssen, denn sie muß vorzüglich aus Gliedern bestehen, die sich durch Fruchtbarkeit der Produktion, durch Vielseitigkeit der Bildung, durch Freisinnigkeit, und vor Allem dadurch auszeichnen, daß sie nirgend in irgend einem Radikalismus wurzeln, aber auch nirgend in irgend einem Jüste Milieu vegetiren, sondern in jenem dialektischen Geistesproceß stehen, welcher das Seyn, den schriftstellerischen Fonds, immer als ein Moment seines Werdens betrachtet, und über alle Mitarbeiter, jeden in seiner Weise gewähren lassend, dennoch die dirigirende Macht ausübt, und die einzelnen Rollen so vertheilt, daß vor der Nation, ihr

durch Popularität zugänglich, eine möglichst vollständige Ausstellung der fortgehenden Literatur gegeben werde.

Diesen Charakter einem solchen Journal zu erhalten, wenigstens im Durchschnitt zu erhalten, denn größere oder kleinere Aberrationen von diesem Normalstande sind bei keiner Zeitschrift zu vermeiden, ist die Hauptaufgabe der Redaktion, die übrigens, wie gesagt, in ihren Mitgliedern selbst produktiv, selbst tonangebend auftreten muß, wenn auch von ihr vor Allem nicht das multa, sondern das multum zu wünschen ist.

Es muß ein solches Journal allerdings im größten Styl angelegt seyn und Raum haben für größere Arbeiten aller Art, weil es alle Leser ausschließt, die nur nach dem Vertreib der Zeit haschen und nicht die Bildung wollen. Es muß für die Nation und nicht für die Menge geschrieben werden, und müßte, in dem angegebenen Sinne ausgeführt, den reichlichsten Abgang haben, oder man müßte an dem Daseyn der deutschen Nation zweifeln.

Ein solches Journal aber muß zugleich produktiv und reproduktiv seyn. Es soll nicht bloß Kritik in der Weise ausüben, daß es die bedeutendsten Erscheinungen der Literatur, ohne Parteiansicht (so viel dieses nur immer möglich) und Vorliebe, ihrem objektiven Werthe nach beurtheilt, es soll auch in Abhandlungen, in kleinern Kunstwerken, die Uebergänge von einem Kunstwerke zum andern, von einem Ereigniß zum andern vermitteln, die Vorurtheile zurückschlagen, wiederholt zurückschlagen, Allem und Jedem sein Recht widerfahren lassen.

Es wird unser Journal daher von den allgemeinsten Standpunkten auszugehen haben, von Standpunkten, auf welche alle

geistigen Richtungen zurückgeführt werden müssen, weil jene die Grundideen des Geistes darstellen, nämlich auf: Philosophie, Poesie und Religion, welche sich in der Literatur, als sprachlicher Tradition, nicht bloß dem Gelehrten, nicht bloß dem Dilettanten, sondern der Nation überliefern. Für das Politische kann keine besondere Spalte geöffnet seyn, da es nur in so fern aufzunehmen ist, als es Resultate für die Civilisation absetzt und dann in die philosophische Kategorie fällt. Für das Kirchliche nicht, da es ebenfalls nur aus dem Gesichtspunkt der Cultur hier betrachtet werden darf, und in so fern, in der Sphäre seiner Allgemeinheit, auf dem religiösen Gebiete besprochen werden muß; und so werden sich alle die andern Disciplinen der einzelnen Wissenschaften und Künste auch nicht besonders als Fächer eines solchen Journals behandeln lassen, sondern in einer der drei Hauptabtheilungen zur Sprache gebracht werden müssen, indem jene drei hier deßhalb herausgestellt werden, weil Philosophie die Wissenschaft schlechthin vertritt, Poesie der umfassendste Ausdruck für die Kunst ist, und Religion jenen Zusammenhang offenbart, in welchem alle subjektiven Existenzen durch Gott mit dem Universum, obwohl unterschieden, dennoch eins sind.

Man traue nur der Nation etwas zu, und traue besonders der deutschen Nation unendlich viel zu in den genannten Beziehungen, welche die Haupt-Nerven seines Geisteslebens hervorheben. Die Philosophie zum Beispiel ist ihrem Wesen nach der deutschen Natur urtief eingeboren. Recht angefangen und ausgeführt, könnte unsre Zeitschrift allmählich in Verarbeitung der verschiedenen Systeme eine Societäts-Philosophie in eigentlichster Bedeutung herbeiführen.

Ganz in dem Sinne, wie es in Deutschland eine Naturpoesie und eine Volkspoesie giebt, giebt es auch eine Volksphilosophie. Aus wie tiefliegenden Ideen-Schachten sprudeln manche deutsche Volkssagen heiter an den Werktag heraus. Jakob Böhme ging aus dem Volke hervor. Selbst der deutsche Pietismus ist hier eine beachtenswerthe Instanz. Besonders aber ist der Predigt, vorzüglich wie sie in dem protestantischen Deutschland sich fortgebildet hat, ein großer Einfluß auf die philosophische Fähigkeit und Gedankenthätigkeit der Nation zuzugestehen. Man denke nur an Schleiermacher und den weitreichenden Beifall, den er sich erworben durch eine Weise, die wahrlich nicht geeignet war, der religiösen Sentimentalität und dem Schönthun mit der Gottseligkeit das Wort zu reden, die sich vielmehr in kühnem Bezweifeln und Zersetzen des Gegebenen vor der Gemeinde zu neuen Standpunkten hinaufzuschwingen, und wenn dieses auch nicht stets in fertiger Positivität zu entwickeln wußte, doch auch immer das als den Grundgedanken anklingen ließ, das das Christenthum einen Ort habe für jegliche Eigenthümlichkeit. Das Alles aber mußte in dem, sonst nur mit Bibelsprüchen und deren hergebrachter Auslegung genährten Zuhörer ein völlig neues Gedankenleben erwecken, ein Neugeschaffenwerden nicht bloß des sittlichen Menschen, sondern des Geistes überhaupt veranlassen, und selbst der Halbbildung eine Ahnung gewähren von dem Reichthum des inneren Lebens und von der Würde des Denkens selbst. Dazu kam, daß die Ausbildung der Theologie und Philosophie in Deutschland seit Langem die Wendung genommen hatte, daß sich eine Doktrin zu entwickeln im Begriff war, welche vermittelnd sich verhielt zwischen dem Denken und dem Religiösen,

zwiſchen der Philoſophie und der Theologie: die Religionsphiloſophie nämlich.

Wir wollten durch dieſe Erörterung nur darlegen, wie vortrefflich in Deutſchland vorgearbeitet worden für das gründlichere Eingehen auf die philoſophiſche Frage, für das Eingehen auf dieſelbe zur Weiterbildung eines größern Publikums, ſo daß ein deutſches Journal der angegebenen Art für Deutſchland — die deutſche Philoſophie nicht unbeachtet laſſen dürfte. Für das Poetiſche und das Religiöſe wird das Intereſſe, wie der offene Sinn, einleuchtender ſeyn. Nur daß wir uns, was die Poeſie anbelangt, mit glänzenden Ausnahmen, die Novelle, dieſe Prima Donna der Zeitſchriften, beinahe verbitten müßten. Die Novelle iſt ſo herunter, daß faſt nur durch längeres Unbearbeitetlaſſen dieſes Feldes ein neuer Segen erwartet werden kann. Selbſt das Unerhörteſte, ſelbſt die wunderbarſte Miſchung der Lebens-Karten könnte uns hier nur ſchwer noch auf die Länge feſſeln. Wir waren einmal ſehr erwartungsvoll, als wir hörten, ſogar die Naturphiloſophie ſchreibe jetzt Novellen. Wir mußten ſogar Novellen Napoleons, natürlich erlogene, erleben. Nun ſollte man ſich endlich doch Einhalt gebieten. Nur das Genie ſey uns auch in der Novelle willkommen.

Gehen wir auf das Weitere ein in der Betrachtung unſerer Zeitſchrift. Es ſollen die Mitarbeiter, deren Bedeutendheit hier vorzugsweiſe zu bewerkſtelligen iſt, und deren Anzahl ſogar möglichſt groß ſeyn muß, dadurch in anderer Weiſe als bisher ihre Kräfte vereinigen, daß ſie, ſelbſt im Fall ſie einer Partei oder Schule angehören, dennoch alle den geiſtigen Zuſammenhang aller beſſeren Schriftſteller kennen, ſtets im Auge haben, aus ihren Beiträgen hervorleuchten laſſen. Die

Redaktion hat hier selbstthätig nachzuhelfen (und zwar nur durch eigene selbstständige Produktionen), zu ergänzen, Mißverständnissen vorzubeugen, und sogar mit dem feinsten Takte eine gewisse Disciplin auszuüben.

Die Schriftsteller sollen stets *aus der Idee der Literatur* heraus schreiben, aus der Literatur in allen ihren Richtungen und deren organischer Einheit, und so das wissenschaftlich, künstlerisch und religiös Angeeignete oder selbst Hervorgebrachte in populärer Weise darzustellen sich bemühen, damit alles der Nation zugänglich werde.

Die Redaktion soll mit der größten Aufmerksamkeit für *Vollständigkeit* Sorge tragen, in doppelter Weise. Einmal, daß keine, in eine der drei Kategorieen einschlagende, bedeutende Erscheinung unbesprochen bleibe; sodann, daß, sobald eine Kritik vorkommt, in der die Einseitigkeit und Parteilichkeit der Auffassung und Beurtheilung schlagend hervortritt, sogleich von anderer Seite eine Kritik desselben Gegenstandes gegeben werde, mit Beleuchtung der zuerst erschienenen, und den *sinnigen* Leser das *wahrhafte Urtheil* leichter gewinnen lasse.

Es ist bei der Unzahl des Erscheinenden, und bei der Fahrlässigkeit und Schlechtigkeit mancher Journale, dahin gekommen, daß viele ausgezeichnete Bücher entweder ganz unerwähnt bleiben, oder sie werden mit einer Schroffheit aufgefaßt und beurtheilt, daß man sogleich die Beschränktheit und die Wuth der Partei, der Schule erkennt; und dabei bleibt es denn wohl. Oder wir begegnen irgendwo anders einer anderen Beurtheilung, aber einer auf dasselbe Vorurtheil hinausgehenden.

Die Isolirtheit, die Partei und die unbedingte Hingebung an sie führen zuletzt zu einer solchen Selbstbelügung und Frech-

heit, daß es am Ende den Recensenten psychologisch unmöglich ist, über irgend ein Werk eines gewissen Schriftstellers noch anders als — wegwerfend zu urtheilen. Dieses Symptom ist fürchterlich. Und doch bethätigt es sich alle Tage. Man weiß daher bei mancher Zeitschrift, bei manchem Kritiker schon voraus, wie es lauten wird. Der begabteste Schriftsteller mag machen, was er will, er mag mit den tüchtigsten Studien, mit der reinsten Begeisterung an sein Werk gehen; er weiß es, er wird hämisch, nichtswürdig beurtheilt. Dieses ganz gemeine Scheel-Sehen zu Allem, was der Andere leistet! Dieser elende, selbstsüchtige Neid bei vielleicht eigener Unfruchtbarkeit, die man an sich selbst nur nicht kennt! Dieses traurige Vorauswissen des wackeren, es sich sauer werden lassenden Schriftstellers, er werde es seinem eigensinnigen Kritiker wieder nicht recht machen!

Was sollte die Welt dazu sagen, wenn von zwei mit einander auf's Aeußerste verfeindeten, deutschen Schriftstellern plötzlich einer den andern loben, allen Ernstes loben sollte? Solches ist, wie gesagt, aus jener lähmenden Kraft, welche die Isolirung, welche die Einseitigkeit haben, aus psychologischen Gesetzen als Regel beinahe unmöglich; oder man müßte es thun aus Caprice, um eben nach solcher Behauptung, wie die gegenwärtige, die Möglichkeit des Gegentheils zu zeigen, was doch im Grund eine Grimasse wäre, die Jeder durchschaute; oder man müßte als Ausnahme von innen heraus durch den Geist der freilich allmächtigen Wahrheit gänzlich umgeschaffen werden, was aber der seltenste, obwohl heilbringendste Widerspruch der sittlichen Natur des Menschen ist.

Ein solches Journal, wie wir es hier in Vorschlag bringen, würde, seinem ganzen Charakter nach, keiner andern Zeitschrift im Geringsten zu nahe treten. Es müßte denn seyn, daß wieder die Conkurrenz dem Eigennutz die ordinairste Polemik diktirte, und wieder die heilige Sache der Literatur zu einer schmutzigen Sache der Spekulation machte. Im Gegentheil würde unser Blatt in seiner centralen Stellung die äußerste Rechte und die äußerste Linke auf die humanste Weise tragen, wenn auch keineswegs stets lobpreisen, damit eine so geordnete Breite der Tagespresse in literarischer Hinsicht ein wahrhaft constitutionelles Organ würde zwischen Regierung und Volk, und in seiner Totalität die Nationalliteratur in ihrem steten und stetigen Werden darstellte. Es würde ein solches Blatt sich bei den Regierungen und bei dem Volke in Achtung setzen, es würde nicht blöß seinen Mitarbeitern, sondern den Schriftstellern überhaupt eine ehrenvollere Stellung bereiten, und alle Skandale nicht durch Erklärungen und Gegenerklärungen, nicht durch ausgespritzte Wuth niederschlagen, vielmehr durch Thaten, durch die Stimme des Chors, welcher im Namen der Nation das Gesindel ausscheidet.

Es würde ein solches Journal für die Literatur ein Welt-Blatt werden, überall wo man weiß, was Deutschland für eine Bedeutung hat, wie die Augsburger allgemeine Zeitung in der politischen Welt und für die universelle Cultur es ist; nur daß die Redaktion nicht lediglich dafür zu sorgen hätte, daß alle Parteien zur Sprache kämen, daß alle Stimmen abgegeben würden, sondern sie hätte die Virtuosität zu üben, ihre Stimmen so harmonisch zu vertheilen, daß daraus ein journalistisches Kunstwerk entstünde, der Nation alle Tage

zugänglich, wie ein Allen täglich geöffnetes Museum für Werke der Malerei und Skulptur.

Es würde unser Blatt, indem es nach jenen erwähnten Principien verführe, strafen, aber auch vergeben, belohnen, aber dadurch auch zu neuen Thaten begeistern, während viele heutige Recensenten, die immer nur mit der Hetzpeitsche dastehen, indem ihnen noch stets die alte Geißel der Satiriker, auch ohne Witz, im Kopfe spukt, vergessen haben, daß man mit dem Lorbeer, wo er verdient ist, neue Verdienste hervorruft. Es würde diejenigen beschämen und zum Bessern erwecken, welche da, wo das Talent sich übereilt, wo das Genie gewitterhaft getobt hat, gleich Verbrechen sehen, wie man Gespenster sieht; es würde diejenigen zurecht weisen, die unchristlich genug sind, in der Literatur ein ewiges Schmollen und Zürnen zu kennen und auszuüben, und sich dadurch in Unterdrückung des freien Geistes an der Nachwelt und an Gott versündigen. Es würde, indem es überall nach Gesetzen, nach vorausgegangenen Studien, indem es organisch und nicht phantastisch verführe, Gesetz und Studium und Organismus achten und aneignen lehren, und jene Tyrannei des Zufalls aufheben, welcher auf der Art, wie die Meisten von früh auf an die deutsche Literatur herankommen, und später in ihr sich fortbilden, ja sogar produciren, lastet.

Es ist nämlich eine unserer subjektiven Ansichten, wir sagen: subjektiv, und wollen uns gern eines Besseren belehren lassen, daß man es viel zu sehr dem Zufall überläßt, wie man in der Jugend mit deutschen Büchern bekannt wird; daß die deutsche Literatur, die deutsche Lektüre auf Schulen noch nicht hinreichend und geordnet genug als Studien

behandelt werden. Wir möchten ordentlich, für einen Augenblick aber auch nur, nach Art des Pädagogen Dieſterweg, die Stirn in düſtre Falten ziehen, da wir auf dieſen Gegenſtand zu ſprechen kommen. Unſere Jugend lebt ſich nicht, in freier und doch beaufſichtigter Weiſe, von früh auf, in die ſchöne Geiſtesheimath der vaterländiſchen Literatur hinein, lebt ſich nicht in dem Grade hinein, als es entſprechend den andern Bildungsgegenſtänden wäre. Es wird wirr und wüſt durcheinander geleſen, daher ſpäter auch wirr und wüſt durcheinander geurtheilt und geſchrieben. Es bildet eine ſolche Lektüre Schwärmer, Phantaſten, Romanhelden aller Art, und, was das Uebelſte iſt, verunglückte Schriftſteller, Sudeler der gemeinſten Sorte. — Selbſt der Erwachſene, Mündige erfährt noch oft die Nachwirkungen des Zufalls. Der Zufall leitet die Lektüre Vieler, der Zufall ihre Kritik, der Zufall ihre Produktion.

Dem allen würde unſer Journal ſteuern helfen. Es würde das Intereſſe der Regierungen für die Literatur erhöhen. Es würde den Begriff derſelben ſo klar gewinnen laſſen, daß damit die Literatur ſofort das, was ſie will, eine freie Stellung im Staatsorganismus, ſelbſt eins ſeiner Organe — bis ſie einmal für ſich Organismus ſeyn wird — gewonnen hätte, als eine Inſtitution, welche, wie geſagt, den Ruhm oder die Schande der Nation der Nachwelt überliefert.

Es würde endlich unſer Blatt über den wahren Stand und die wahre Bedeutung des wahren Schriftſtellers die Augen öffnen, und, bei gewiſſer Eigenthümlichkeit, bei hoher, in die Nation, in die Welt aufgehender Geſinnung, bei großen Anlagen, es keine Frage ſeyn laſſen, daß allerdings eine Zeit kommt, und ſchon da iſt, in welcher der Schriftſteller bei

so bewandten Umständen, wie die angegebenen, einen Stand bilden kann und bildet, einen ehrenvollen, einen priesterlichen Stand.

So also könnte einstweilen durch ein solches Journal einem Vereinwirken der Schriftsteller in größerem Umfang eine vortreffliche Norm gegeben werden.

Denn da die Ideen keinen engen Privatbesitz bilden, sondern ein freies Gemeingut sind, welches den Geistern, als solchen, gehört, ihr Grundvermögen ist, gleichviel, ob sie es als Genien hervorbringen, oder als Talente ausprägen und auslegen, oder auch nur sich aneignen, durch Studien, durch Einsicht, so müssen die Schriftsteller, als Verkündiger der Idee durch die Presse, nach demselben Bande unter einander streben, welches an sich die Ideen mit einander verbindet. Auch die Schriftsteller sollen, Priester der Ideen, wie diese selbst, in den Sphären der Wissenschaft, der Kunst, der Religion, sich gliedern, und wieder zusammen die unendliche Welt des Geistes ausmachen, sich demgemäß zu organischen Ganzen integriren, die wieder zusammen jenes Pantheon aufbauen, welches die wahrhafte Idee der Literatur ist.

Wie die Sprache, unter allen Formationen, zu denen es der Geist bringt, die ihm selbst conformste ist, im eigentlichsten Sinne sein Anderes, wo für Alles vollendeter Ausdruck gefunden werden kann, da sich in der Sprache die Unendlichkeit des Geistes formell und doch noch am unmittelbarsten geistig erreicht; so werden auch die Schriftsteller, mehr noch als andere Repräsentanten des Geistes: Musiker, Maler, bildende Künstler, dazu berufen und verpflichtet seyn, nicht Einfälle, Meinungen, bloße Phantasieen zu verkündigen, sondern die Idee, wie sie nicht unterschiedlos in sich verharrt, vielmehr als

geistige Schöpfung aus sich herausgeht, auf die Idee hinzeigt, diese wieder auf die Idee, und so in's Unendliche fort. Woraus nicht allein die Möglichkeit, das Interesse, sondern die Nothwendigkeit, die Verpflichtung erhellt, daß der Schriftsteller, wenn er diesen Namen verdienen will, aus sich herausgehe, in die Objekte, die Individuen sich vertiefe, und sie ihrem Inhalt nach in entsprechender Form ideell reproducire. Da nun aber Keiner allein dieser Aufgabe gewachsen ist, so soll er sich Anderen gesellen, den Mitlebenden, wie den Gewesenen, um auf die Kommenden zu wirken, damit die große Aufgabe der Geschichte, welche sich freilich auch gestört und unterbrochen vollbringt, immer ungestörter, vernunftgemäßer vollbracht werde, die Aufgabe: daß durch den Geist der Menschheit auf dem Planeten, der ihr gegenwärtiger Schauplatz ist, das für sich, das heißt für den Menschengeist, gewonnen und dargestellt werde, was an sich und für Gott schon durch die Natur auf ewige Weise ausgesprochen ist. Jene Darstellung aber ist dann eigentlich erst dasjenige, dem der Name Geschichte zukommt, ein Gebiet, dem nicht die Natur parallel läuft, wie es scheinen könnte, sondern zu dem sich die Natur in convergirender Richtung verhält, indem schon im Leben des einzelnen Individuums, in jenen Momenten, welche dessen höchste Anschauungen bilden, wie vielmehr nicht für die Menschheit, der Punkt allmählich erreicht wird, wo Geist und Natur ineinander aufgehen, und der Geist, den ungeheuern Inhalt und das Gesetz der Natur in sich wieder hereinnehmend, wie die Natur beides ja von ihm hat, jenen Einklang und jene Harmonie zwischen Natur und Geschichte wieder bildet, welche überall im Plane der Schöpfung angelegt, in Gott ewig erreicht sind, durch die

Menschheit zunächst für den Planeten, dann für das Universum, als ihr Sensorium, ausgedrückt werden sollen. Eine Wirklichkeit, von der nicht umsonst alle Völker fabeln, alle Mythen phantasiren, ob sie auch an den Anfang oder an das Ende der Geschichte gestellt wird, deren geschichtliche Erhebung aber so gewiß erreicht werden muß, als sie dem Wesen nach von jedem denkenden Geiste, in dem Denken selbst, also in der Idee jeden Augenblick erreicht werden kann, da das Denken das schlechthin Zeitlose, seinem Inhalt nach Infallible, Unvergängliche ist.

Hiermit haben wir den Grundriß dessen gegeben, was den hohen schriftstellerischen Beruf ausmacht; wie der Schriftsteller mitten in die gesetzmäßige Strömung der Ideen gestellt ist, und, ihre Bedeutung erkennend, in ihrem Dienste sich seinen schriftstellerischen Genossen gesellen solle.

Es ist gerade die allerschlechteste, ja wir müssen sagen, die liederlichste Ansicht, die man alle Tage vernehmen kann, daß sich die Leute das sogenannte Ideale verbitten, indem sie es nicht fassen, indem es ihnen das Grauen einer anderen Welt ist, welches sie fürchten, trotz aller Aufklärung fürchten, eben weil es ein Leben hinter dem für Wirklichkeit ausgeschrieenen Schein zu erkennen giebt. So daß sie, in sich selbst verworren und abergläubisch, gerade demjenigen ein Grauen, ein Ueberspanntes anlügen, um sich in ihrer leeren Nüchternheit zu retten, was doch in sich selbst das ewig Heitre und Gesunde ist. Aus dieser Verkennung des Ideals und der Idee aber folgt eben das, was uns im Leben als das Alltägliche, Gemeine mit Recht anwidert.

Zum Schlusse knüpfen wir an jenen Gedanken noch einmal

an, den wir am Anfange hervorhoben, daß es das Schmerzlichſte für die Theilnehmenden iſt, daß wir mit unſerer Gegenwart ſo zerfallen ſind, zerfallen in Verachtung, Geringſchätzung derſelben, zerfallen in Parteien, in Coterieen, welche in ihrem rohen Auftreten gegen den Geiſt freveln, die Nation verletzen.

Sollte nicht eine relative Verſöhnung der Schriftſteller möglich ſeyn durch Selbſtbeſcheidung, durch gegenſeitige Anerkennung, durch eine Polemik, welche die Friedenspalme in der Hand trägt? Sollte nicht alle Profanität aus der Geſammtheit der Schriftſteller verbannt werden können, welche die Literatur bilden? Sollte nicht eine durchgreifende Sitte und Sittlichkeit (die allein die Schönheit in der Darſtellung erreichen) mit feſter Hand verzeichnet werden können, als eine Charte, als eine Reform, welche ein neues, claſſiſches Zeitalter heraufführte? Es fehlt faſt nirgend der Geiſt, es fehlt nur der Wille, der Ernſt, das Gottesbewußtſeyn.

Der Boden, auf dem der Schriftſteller ſich vor dem Angeſicht der Nation zu bewegen hat, iſt viel ſpiegelglatter und daher gefährlicher als das Parket eines Salons, und muß wenigſtens eben ſo freien, aber ſchwierigeren, weil auf der ganzen Baſis der Intelligenz, auf dem Schwerpunkt der Freiheit ruhenden Anſtandsregeln unterworfen werden. Der Witz hat ein weites Feld, der Humor hat Alles als Material zu verbrauchen, der wirkliche Geiſt wird Allem und Jedem ſeine Stempel aufzudrücken wiſſen, und ſie werden, als ſolche, nie des Beifalls ermangeln; aber — es giebt ein Decorum, eine ewige Schönheitslinie des Sittlichen und Schicklichen, deren Ueberſchreitung den eigenen Gehalt verſchleudert.

Man verſöhne ſich. Man bedenke, was Literatur iſt. Man

erwägen den Beruf, die Idee des Schriftstellers. Man sucht und liebt die Nation. Aber auf der andern Seite da sie muß sich auch versöhnen. Man wollte nicht unmenschlich seyn in der Beurtheilung von Menschen. Man frage sich, ob man auch wisse, was man wolle? Man frage sich, ob man auch schon selbst den klaren Begriff der Litteratur habe, um über die Schriftsteller ein Endurtheil zu geben, ob man schon das rechte Interesse besitze?

In der radikalen Beurtheilung, welche bei einem Theile des Publikums gewisse Schriftsteller erfahren, in der Verdammung, als hätten sie in der That die literarische Sünde wider den heiligen Geist begangen, welche nie vergeben wird, ist es recht an den Tag gekommen, wie kleinlich wir noch mitunter in unserer Weltansicht sind, in der Ausübung der Humanität. Wie ganz anders hätte Göthe, hätte Lessing diese Jugend beurtheilt! Besonders beweist das Kleinlichkeit, daß man nicht einmal Erörterungen, unbefangene Urtheile über jene Schriftsteller, über ihre Sache, die nun einmal verpönt ist, ruhig aufnimmt, sondern auch solche Urtheile selbst in die Kategorie des Verdammungswürdigen wirft. *)

Daher Versöhnung von beiden Seiten, so weit sie mit einem tapferen, ehrenwerthen Kampfe bestehen kann! Und sie kann sehr wohl damit bestehen. Vereintwirken der Schriftsteller für eine schönere Zeit! Aufgaben drängen sich! Der Standpunkt jenes vortrefflichen Literaturhistorikers, welcher in der zweiten Hälfte der Götheschen Wirksamkeit, sowohl für Göthe

*) Es ist beim Niederschreiben dieses Aufsatzes besonders an die besseren Schriftsteller der sogenannten jungen Literatur gedacht worden.
Spät. Anm. d. Verfassers.

selbst als die deutsche Literatur, bereits das Abwärtsgehen zu bemerken glaubt, dürfte schwerlich derjenige seyn, welcher den völlig richtigen Gesichtspunkt für die deutsche Nationalliteratur mitbrächte. Wie denn überhaupt ein solcher Standpunkt durchaus ungünstig zu seyn scheint, die eigentliche Bedeutung des germanischen Culturlebens zu erkennen, welches in seinem Sprachstamme so weit verzweigt, und in die Zukunft hinausreichend, wie der germanische Volksstamm selbst, seine Aeste aussendet.

Königsberger Briefe.

Im Mai 1847.

I.

Wo es Ihnen darum zu thun ist, über unsre hiesigen Lebensverhältnisse von Zeit zu Zeit Mittheilungen zu erhalten, so bin ich sehr gern bereit, Ihnen solche zu geben, wiefern Ihnen das recht seyn sollte, was dabei von individueller Auffassung mit einfließt. Denn von dem Individuellen darf meines Erachtens eine solche Mittheilung nicht getrennt werden. Sogar der Geschichtschreiber wird in dem Grade unlebendig und halbwahr die Thatsachen überliefern, als er sich um alle Individualität schreibt. Wie viel weniger wird derjenige eine gewisse Färbung individueller Art zu scheuen haben, der die eben werdende Geschichte belauscht, oder der gar nur Ereignisse bringt, Gestalten zeichnet, von denen es noch fraglich ist, wir werden dereinst in die Geschichte übergehen.

Aber noch ein anderes Bekenntniß bin ich Ihnen schuldig. Ich habe eine wahre Gespensterfurcht vor Correspondenzartikeln, vor jenen abgefeimten Klatschnotizen und Lügenbrauereien, wie sie in der Masse unserer Tagesblätter unermüdet auftauchen. Sie geben uns weder Ideen, noch Thatsachen, sie geben uns weder Richtung, noch Wahrheit. Sie befriedigen nur jenen

altweibischen Theil des Publikums, der an öffentlichen Orten sich durch die spießbürgerliche Frage markirt: „Was giebt's Neues?“ und der nicht selten so tief bereits gesunken ist, daß es ihm völlig gleich, wenn man ihn auch mit den schamlosesten Unwahrheiten bedient, wenn man ihm nur prickelnde Novitäten auftischt. Es ist unsäglich, wie durch dergleichen Geben und Nehmen Schreiber und Leser in unserer Zeit verdorben werden. Und doch ist für die Gegenwart, wo sich unter den Deutschen unzweifelhaft eine ganz neue Oeffentlichkeit des kirchlichen und politischen Lebens bildet, ungemein viel daran gelegen, daß man sich rein erhält von einer so abscheulichen Geschichtsfälschung, wie die Correspondenzhelden des angedeuteten Schlages sie täglich begehen. Es müßte denn seyn, daß schon dadurch dem Unheil auf die Länge gewehrt wäre, daß in dem angegebenen Falle weder Nachrichten, noch Correspondenten, noch Leser auf die Geschichte gelangen.

Doch — um wieder auf mein obiges Bekenntniß zu kommen — ich habe mich aus den angegebenen Gründen förmlich erst zu gewöhnen an den Gedanken, Correspondenzartikel zu schreiben; ich habe mir das erwähnte Gelichter völlig aus dem Sinne zu schlagen; ich habe mich schon von vorn herein bei gewissen Lesern zu verwahren, als sollte hier auch eine solche Parforcejagd gehalten werden auf gute Namen, um sie durch Absprecherei und Aufschneiderei um ihren Klang zu bringen; ich habe mir alle die gediegeneren Berichterstattungen vorzuführen, um sie, wenn nicht zu erreichen, doch ihnen nachzustreben, deren wir allerdings seit dem publicistischen Aufschwunge unserer Literatur nicht wenige besitzen. Aber — was mache ich denn so viele Worte? ich habe mir zu nur Den zu vergegenwärtigen,

Denn ich diese Mittheilungen sende, um mich über mein Unternehmen zu beruhigen. Die Mängel, die dennoch meinen Mittheilungen anhaften werden, ungeachtet der besten Absicht und des Bemühens um Wahrheit, möchten darin einige Entschuldigung finden, daß der individuelle Standpunkt nicht immer gleich der Tagesströmung auf den Grund sehen kann, ein Uebelstand, der sich aber durch fortgesetzte Bemühung vielleicht ausgleichen läßt. Wenn ich aber endlich in keiner Weise mich dazu verstehen kann, der bloße Ueberlieferer der sogenannten Tages-Chronik zu seyn, sondern mich bestreben werde, den ideellen Gehalt oder Defekt in den Erscheinungen herauszuspüren, so hoffe ich, der Wahrheit näher zu kommen, als auf irgend einem anderen Wege, so wie denn auch die Charakteristik dadurch an Lebhaftigkeit und Wirklichkeit gewinnen dürfte, daß ich auch in ihr, selbst da, wo das Ereigniß hervorgehoben wird, keineswegs bei der Buchstäblichkeit sklavisch verweile, sondern in einen Ausdruck übergehe, welcher in einem freieren Sinne genommen seyn will. —

Irre ich nicht, so ist seit einiger Zeit in dem gesetzteren Theile unseres Königsberger Publikums, in derjenigen Partie, die eben nicht bloß Partei und zwar tumultuarische Partei ist, sondern die öffentliche Meinung in bester Bedeutung darstellt, eine große Veränderung eingetreten. Ich möchte diese Veränderung eine kritische Selbstbesinnung nennen. Kritisch, weil sie vielleicht überhaupt einen großen Wendepunkt bezeichnet in unsern Tageserlebnissen, kritisch aber auch, weil sich ein Endurtheil zu bilden, und ein für alle Mal festzusetzen scheint über so vieles Einzelne, worüber die Meinungen bis

dahin weit auseinander schwankten, und doch noch mehr oder weniger der Leidenschaft der Partei zufielen.

Man hätte den Königsbergern, welche im Ganzen genommen sehr nüchterne Naturen, man könnte sagen, Vollstrecker dessen sind, was sich in und außer dem Kantischen Compendium als reiner Verstand empfiehlt, nie eine solche Sturm- und Drang-Periode zutrauen mögen, als sie dieselbe seit dem Jahre 40 gehabt, und zwar im Interesse der öffentlichen Angelegenheiten gehabt. Daß sie eine solche durchgemacht haben, ist ihnen hoch anzurechnen, und ist wieder ein Beweis, daß gegen alle Erwartung oft eine Geistesthätigkeit in die andere plötzlich übergeht, eine alle die anderen fordert. Möglich nun, daß sich eben jetzt die Jünglingsperiode unseres neueren Sturms und Dranges auf kirchlichem und politischem Boden in das Mannesalter auslegt. Die Charaktere, die sich unter uns gebildet haben, werden deßhalb nicht andere werden, die Leidenschaften werden nicht schweigen, Wahrheiten und Irrthümer werden nur noch entschiedener herauskommen, aber es wird sich für den Beobachter leichter ein Gesammturtheil fällen lassen als früher, weil eben unter den Betheiligten selbst ein besonnenes Urtheil Bedürfniß wird. Doch — ich schließe für heute, und gedenke Ihnen in meinem nächsten Schreiben Einiges über die kirchlichen Zustände unseres Ortes mitzutheilen.

II.

Dr. Rupp.

In der kirchlichen Angelegenheit Königsbergs ist die Rupp'sche Sache noch immer im Vordergrunde. Ich glaube, daß Rupp's heftigste Feinde in unserer Stadt neuerdings am mei-

sten dazu beigetragen haben, unter den Besonnenen den Ruhm des Mannes zu mehren, seine Vorzüge außer Zweifel zu setzen, und daß dagegen Rupp selbst in der letzten Zeit hinlänglich dafür gesorgt hat, daß sein Ruhm um etwas schmäler geworden, daß die Besonnenen ihn tadeln müssen.

Ich meine, was jene feindlichen Aeußerungen betrifft, besonders zwei Hauptschmähartikel, welche vor kurzer Zeit in zwei auswärtigen Blättern über Rupp erschienen. Man muß vor beiden Artikeln warnen, als vor boshaften Verläumdungen. Sie beruhen in Ansehung Rupp's und auch des größten Theils der Gemeinde auf vielfacher Unwahrheit, und sind mit gänzlichem Ungeschick der Ergründung eines Charakters, wie der seinige, wenn auch mit moderner Phrasen-Fertigkeit, abgefaßt. Ihre Verfasser, obwohl sie sich nicht genannt, (die ich auch nicht kenne) haben offenbar in der Nähe Rupp's eine Zeit lang gelebt, haben auch höchst wahrscheinlich früher seiner Gemeinde angehört, sind aber nie mit demjenigen geistigen Leben verwachsen gewesen, welches ohne Zweifel von Rupp ausgeht, und welches einen sittlichen Neubau aus christlichem Princip beabsichtigt. Das Unternehmen beider Verfasser zerfällt daher in sich selbst, und ist auf die Länge ganz und gar ohne Wichtigkeit. Ich verweile auch nur deßhalb bei ihnen, weil sie eine gewisse zerfahrene Fraktion Königsbergs bezeichnen, und weil sie eben wider Willen die eigentliche Bedeutung Rupp's dem tiefer Blickenden vor die Seele führen.

Das moderne Leben krankt an zwei Hauptgebrechen. Es ist der Nihilismus des Inhalts und die Sophistik der Sprache. Beide sind auch bis zu uns gedrungen. Die Verfasser der vorerwähnten Artikel sind von Beiden ausreichend

inficirt worden, wenn auch der eine Skribent mehr darin seine Stärke hat, in einem sehr unsokratischen Sinne zu wissen, daß er nichts weiß, der andere sich schon darin gefällt und genügt, wenn er, statt seinen Gegner mit Gründen, mit Gedanken aus der Tiefe zu bekämpfen, nur Fechterkunststücke gegen ihn ausführt. Der grenzenlose Tik in beiden Verfassern, gern selbst Partei machen zu wollen, hat unter die Galläpfel ihrer Dinte Galle gemischt, der Grimm nicht Partei machen zu können, hat beide Federn gelenkt, der blasse Neid hat die Stelle der Begeisterung übernommen, und endlich hat den einen jener Herren, der ganz besonders an dem Nichts des innern Lebens zu leiden scheint, der Aerger, daß Rupp in den Versammlungen ihm immer wie dem Blinden von der Farbe gesprochen, nur so kalt weg behaupten lassen, Rupp habe ein schönes Rednertalent. Als wenn Rupp eben nur so ein schöner Redner wäre, wie man etwa ein allerliebster Sophist seyn kann! Aber man merkt es, Worte hat jener Schwätzer gehört, ihre Bedeutung hat er nicht verstanden. —

Es ist aber dennoch für einige Augenblicke interessant, wie der eine dieser Eiferer mit trockener Bitterkeit Rupp's eigentliche Größe immer mit in die Darstellung bringt, indem er doch bemüht ist, nur eine gehässige Vorstellung von ihm zu erwecken. Die Schwachheit dieses Polemikers besteht besonders darin, daß er immer das Gegentheil von dem ausplaudert, was er eigentlich ausplaudern will. Wenn er unter Andern Rupp Trotzköpfigkeit vorwirft, so ist dieß nur ein übel verdeckter Zorn darüber, daß Rupp so viel Charakter gehabt, darauf zu dringen, daß unser Eiferer aus der Gemeinde entfernt würde, und daß Rupp aufs Neue so viel Charakter be-

wiesen hat, die Gemeinde auch ohne den Ausgewiesenen fort bestehen zu lassen. Wenn er Rupp tadelt, daß er sich von der „verschimmelten Dogmatik“ nicht losmachen könne, so ist dieses wieder nur der Groll, daß Rupp auch nach seinem Bruch mit der Orthodoxie noch immer so viel christliche Ideen erübrige, um ein christliches Gemeindebewußtseyn nicht bloß so in sich zu bilden, sondern eine Gemeinde auch außer sich ins Leben zu rufen. Und wenn endlich jener schwache Rival dafür hält, Rupp fehle es an jeder Energie zur That, so spricht hier der Fuchs, dem die Trauben zu hoch sind, und es heißt jene Anklage weiter nichts, als Rupp habe ihm das zu thun nicht übrig gelassen, was Rupp eben selbst gethan habe, denn solche Tadler, wie der unsrige, sind in der Welt immer mit dem Unglück geschlagen, daß sie hintennach denselben Einfall *auch* haben, den der Andere bereits *ausgeführt* hat.

An demjenigen, was ich oben die Selbstbesinnung der Königsberger genannt, kann man überhaupt aufs Neue erleben, daß es eine Grenze für jeglichen Uebermuth giebt. — Wenn die Männer der absoluten Verneinung, die Leutchen, welche mit Sophistik auf ihr Nichts wie auf ein großes Vermögen zur That hinweisen, überall in Deutschland so viel Glück haben wie bei uns — und sie haben es gewiß — so darf man nicht mehr besorgt seyn, daß ferner noch durch bloße Schwätzer den gehaltvolleren Bestrebungen der Nation Hindernisse erwachsen. Es ist merkwürdig, mit welchem Scharfblick das schlichte Bürgerbewußtseyn der Königsberger den Phrasenmachern auf den eigentlichen Seelengrund gekommen ist; so daß diese sich trotz aller schönen Worte bereits um allen Credit geschwatzt und geschriftstellert haben. Wenn es für den gesunden Glau-

ben, wie für jeden Menſchen, der denkt, einen tiefen Sinn enthält, daß Gott die Welt aus Nichts geſchaffen habe, ſo war ſchon von vorn herein gar nicht zu begreifen, oder auch nur anzunehmen, daß diejenigen etwas leiſten würden, welche mit der offenbaren Nichtigkeit in kirchlichen wie politiſchen Dingen bereits begannen, und nun dennoch von dieſem Subjekt des Nichts etwas ausſagten. Aus dem abſtrakten Nichts freilich wird Nichts. Das unendliche Nichts jener Sophiſtik, die völlige Impotenz, die nicht einmal mehr das Bedürfniß hat, ſich einen Inhalt auch nur zuführen zu laſſen, geſchweige, ihn ſelbſt hervorzubringen, dieſer Rigorismus einer That, die nur zerſtören, nicht aufbauen kann, gab ſich auch in der Rupp'ſchen Angelegenheit ſehr naiv aber conſequent zu erkennen. Man machte es Rupp und ſeiner Gemeinde zum Vorwurf, daß ſie noch zuſammenkämen, ſich zu erbauen; wer aber noch der Erbauung (und nicht vielmehr des Niederreißens) bedürftig ſey, der ſey eben kein freier Mann und entbehre aller Mündigkeit. Als wenn die vernünftige Erbauung in der Religion etwas anderes wäre, als eben Produktion, als Arbeit, wenn hier auch Arbeit mit Feier verbunden, und als wenn man ſich noch irgendwie geiſtig oder lebendig verhalten könne — ohne der phyſiſchen Trägheit oder der Schwärmerei des Nihilismus zu verfallen — als indem man Thätigkeit übt, das heißt in der Religion doch Erbauung! So wirren ſich die Vorſtellungen in einander, wenn man ſich einmal bloß auf ſeine eigene Weisheit verläßt. Siehe da, die modernen Apoſtel der That ſind plötzlich wieder diejenigen geworden, welche in religiöſen Dingen den Quietismus oder gar den Vandalismus wollen, wenn ſie darunter auch eine gegenſeitige Erleuch-

tung verstehen sollten, von der wir nur fürchten, daß bei solchen Windlichtern in einander schwirbelnder Meinungen leicht auch das Gehirn selbst in Gefahr kommen könnte.

III.

Ich gehe zum zweiten Punkt meines Themas über. Ich bemerkte in meinem vorigen Schreiben, daß Rupp selbst in der letzten Zeit hinlänglich thätig gewesen sey, um etwas seinem Ruhm zu schmälern und den Tadel der Besonnenen auf sich zu ziehen. Ich hoffe, Rupp werde durch den trefflichen Kern seines Wesens, das wieder einzubringen wissen, was er eingebüßt hat, wie denn zunächst an dem Zurücktreten des bloßen Ruhmes auch noch nichts gelegen ist. Rupp gehört sicher zu den tüchtigen Naturen, die da wissen, daß die unerschütterliche Größe des Menschen von etwas ganz anderem abhängt, als vom veränderlichen Barometerstande des Beifalls. Auch das ist gewiß, daß das Individuum, wenn es nur, indem es handelt, zugleich über sich hinaus ist, noch sehr ruhig dabei bleiben kann, wenn seine Handlungen des Irrthums überwiesen werden. Denn irgendwie muß sich doch der Mensch bestimmen, und also beschränken, auf die Gefahr des Irrthums hin, indem er handelt. Die Möglichkeit der Beschränkung aber ist unendlich. Nichts indessen ist schwieriger, als, indem man bereits die Consequenzen seines Ausgangspunktes erfährt, auch noch jede einzelne derselben mit scharfem, selbstlosem Blicke begleiten, prüfen, die eine oder die andere von ihnen als irrig erkennen, und nun über sie und sich eine solche Macht ausüben, daß man nicht allein sie selbst tilgt, sondern sich auch durch diese Ausmerzung

zu einem neuen Ausgangspunkte erhebt. Die Tilgung einer einzigen solchen Consequenz ist vielleicht das Größte, was die menschliche Freiheit vermag. Es ist ein vernichtender und schöpferischer Akt zugleich.

Rupp erlebte eine der Consequenzen seines Ausgangspunktes, als er zum Deputirten Königsbergs für die Gustav-Adolph-Sitzung in Berlin gewählt wurde. Er folgte dieser Wahl. Diese Folge in ihrer ganzen Bedeutung zu beurtheilen, wie sie eine Consequenz in Rupp's Entwickelung ist, steht mir nicht zu, und Keinem, außer Rupp. Das aber ist gewiß, regte sich in Rupp selbst, bei seiner Folgeleistung jener Wahl, irgend etwas, was ihn die an sich wichtige Angelegenheit mit seinen eigenen Gemeindebestrebungen vermischen hieß; beabsichtigte er, wenn auch nur still in sich, bei dieser Gelegenheit durch das Mißlingen seines Zweckes als Deputirter dem Gedeihen der freien Gemeinde Vorschub zu leisten; wünschte er schon von vorn herein im Geheimen, in Berlin abgewiesen zu werden; kurz machte er im Sinne derer, denen der Zweck das Mittel heiligt, eine Demonstration aus seiner Sache; so hätte er dafür besser gethan, das Urtheil der Menge zu verachten, und sich selbst den Beweis jener Macht zu geben, von der ich oben sprach, d. h. die ganze Consequenz der Wahl zum Deputirten abzulehnen. Aber, wie gesagt: ich richte nicht, Rupp hat das mit sich selbst auszumachen. —

Inzwischen wurde Rupp in der That abgewiesen. Dieß ging wie ein Lauffeuer durch alle Tagesblätter. Rupp's sogenannte Freunde mehrten sich, in und außer Königsberg, von Stunde zu Stunde. Aber auch die Gemeinde, die er gestiftet, erhielt bei uns, der Zahl nach, äußerst bedeutenden Zuwachs.

Ich fürchte indeſſen ſehr, dieß Geräuſchvolle, dieſer Eclat, der der Maſſe erwünſcht war, dieſer Tumult, wo es ſich um die freie Verkündigung des ſelbſtſtändig aufgefaßten Evangeliums handelte — die ihm ja geſtattet war — hat Rupp's Angelegenheit mehr geſchadet, als genützt, und wenn Rupp ſelbſt bis dahin auch noch gerechtfertigt daſteht, ſo hat es ihr dennoch geſchadet, denn Rupp wurde von jener nicht unterdrückten Conſequenz an in eine Reihe ganz neuer Folgerungen und Folgen geriſſen, die weder weiſe, noch auch immer richtig ſind, und die ſeiner Sache bei den Beſonnenen offenbar nachtheilig geweſen.

Rupp wird von jetzt ab, ſtatt ſeine Gegner mit Bejahungen deſſen, was er des Neuen erkannt hat, zu ſchlagen, immer mehr ein Mann der Verneinung. Er feindet an, wo er ausſöhnen, er reißt nieder, wo er aufbauen, er reizt auf, wo er zu ſich erheben ſollte. Statt Theſen auf Theſen hinzuſtellen und ſie dem Volke auszulegen, verbrennt er am 10. December 1846, in einer feierlichen Sitzung, bei künſtlicher Beleuchtung, in einem Vortrage die ſchon **verbrannte Bannbulle** Leo's X., und ſtellt ſich durch einen ſolchen reformatoriſchen Pleonasmus, ſeiner ſonſtigen Größe unwürdig, jenen Männern des Nichts, die wir oben bekämpft haben, faſt gleich, indem auch er und noch dazu eine nur allegoriſche Vernichtung vollzieht. Und doch! Man könnte dieſe Exequien, nicht einmal Luther's, ſondern nur der Aſche eines päpſtlichen Papiers gelten laſſen, aber Rupp wird noch denſelben Abend ſelbſt päpſtlich. Er ſchleudert, gegenüber den Zuhörern, einen furchtbaren Bannblitz auf die Conſiſtorialkirche, einen Blitz, dem jetzt auch die Bulle einer Zeitſchrift gefolgt iſt. Nur auf den Trümmern der Conſiſtorialkirche, meint Rupp in jenem Banne, könne die allein

wahre Kirche, die der freien Gemeinden, gegründet werden. — Sollte aber der, der da weiß, wozu er berufen ist, sollte der, welcher weiß, die alte Kirche fällt, auch nur Zeit haben, die bloße Versicherung einer That zu geben, statt der That? Die evangelische Kirche hat mit Recht dagegen zu protestiren, daß sie nur das sey, wofür sie Rupp mit einem Spitznamen ausgiebt, Consistorialkirche. Was würde wohl Rupp zu einer solchen Kleinlichkeit der Auffassung des Christenthums sagen, wenn man diesem nicht zutraute, daß es innerhalb seiner auch noch Raum habe für das Leben einer Rupp'schen Gemeinde, und nun, statt der letzten, spottweise auch nur von einer Sekte der modernen Nazarener sprechen wollte? Was Du nicht willst, daß es Dir geschehe, das thue Du Andern auch nicht! —

Je mehr Rupp seiner sonstigen trefflichen Eigenschaften wegen Hochschätzung verdient, desto mehr muß man fürchten, daß er sich durch dergleichen Erklärungen gerade bei den Besonnenen Königsbergs, bei denen, welche ihn in der That aufrichtig schätzen, bei denen, welche die entschiedensten Gegner einer todten Orthodoxie sind, und doch wissen, was sie am Christenthum, aber freilich auch, was sie an der Philosophie haben, in den Verdacht der Schwäche und eines fanatischen Eifers bringen wird. Das Letztere führt mich auf einen neuen Punkt.

Rupp hat schon zu wiederholten Malen auch gegen die Philosophie seinen Eifer walten lassen, wenigstens gegen eine gewisse Philosophie, womit offenbar die Hegel'sche und ihr Nachtrab gemeint ist. Rupp hat sich dagegen verwahrt, daß er irgendwie Zusammenhang oder gar Sympathieen mit ihr

habe oder auch nur früher gehabt. Ob das Letzte, was z. B. Feuerbach betrifft (denn es wird bei Rupp auch so im Bausch und Bogen von Jungdeutschen gesprochen), stets der Fall gewesen sey, das möchte ich stark bezweifeln. Aber warum überhaupt in Rupp's Stellung solche Versicherungen geben, die wieder keine Thaten sind, Versicherungen, die noch dazu wie Verdächtigungen aussehen? Auch Rupp fängt an von der That, die der Philosophie entgegengesetzt werden solle, zu sprechen, ohne zu thun. Weiß Rupp nicht, indem er so spricht, daß er gerade dadurch eine starke Verwandtschaft mit den hohlsten Worthelden der Jungdeutschen einem Uebelwollenden zu erkennen geben könnte? und daß er also nichts Neues sagt, indem ja auch jene Helden längst auf die That (ohne That) hingewiesen haben? Und dann, was die neuere Philosophie betrifft, so ist es nicht einmal wahr, daß sie thatlos gewesen sey. Wie würde es Rupp und seiner Gemeinde ergehen, wenn nicht überhaupt die Philosophie in Deutschland und namentlich auch in Preußen, seit Kant, Veränderung auf Veränderung bewirkt hätte. Dergleichen Aeußerungen, wie Rupp sie nun schon öfter gegen die Philosophie hat hören lassen, sind Reden der Unkunde oder der Böswilligkeit. Die letzte traue ich Rupp nicht zu. Was bleibt also übrig? —

Und nun Versicherung auf Versicherung, womit Rupp die Besonnenen ordentlich wie mit Absicht herausfordert, ja Versicherungen, die an Eitelkeit grenzen. Auch die Tonart, in welcher Rupp seine Versicherungen auszudrücken anfängt, in denen man ihn nicht wiedererkennt, machen außerhalb der freien Gemeinde viele seiner Verehrer in Königsberg, zu denen auch ich mit aller Aufrichtigkeit gehöre, besorgt, Rupp könnte

seinen Beruf verfehlen. Es ist — soll ich es offen heraus sagen — etwas Schwärmetisches in jener Tonart.

Das Gefährliche an der Schwärmerei ist dieses, daß sie unvermerkter als andere Uebel Denjenigen beschleicht, der über viele hinausragt, und der eben selbst gegen die Schwärmerei anderer Richtungen in die Schranken tritt, indem sich um ihn ein Anhang bildet. Auch das macht die Schwärmerei zu einer Krankheit, gegen welche man doppelt auf seiner Hut seyn muß, daß sie einen lokalen Zug und demnach auch eine lokale Wiederkehr in ganz anderer Gestalt hat.

Es ist ein großer Mangel an einigen der neueren Darstellungen der Königsberger kirchlich-religiösen Zustände, daß uns deren Verfasser nicht bis an den Heerd all' dieser krankhaften Phänomene geführt haben, auf dem schon vor einigen Jahren mystisch-religiöse Elixire gebrauet wurden; daß uns jene Verfasser nicht nachweisen, wie die Schönherr-Ebelsche Theosophie das religiöse Leben in Königsberg, der todten Orthodoxie gegenüber, man möchte sagen, atmosphärisch inficirt hat, so daß, wenn gegenwärtig der Luftstrom auch in eine andere Richtung übergesprungen, doch Gefahr vorhanden ist, daß das Unwetter von der rationalistischen Windseite nun eben so ungestüm und verheerend hereinbreche, wie früher von der pietistischen. Ich gestehe, ich habe geglaubt und glaube es noch zum Theil, Rupp sey der Mann, dieses unaufhörliche Kommen und Gehen krankhaft-extremer Elemente im Religiösen unter den Königsbergern abzuleiten, diesen doppelt gefährlichen Krawall auf kirchlichem Boden durch eine großartige Wiedergeburt des Gemeindelebens aus der Totalidee und Persönlichkeit Christi, und nicht aus einer bloßen Privatansicht über Jesus

von Nazareth, unmöglich zu machen; aber — ich werde bekümmert, und viele werden es mit mir, ich könnte mich getäuscht haben.

Das, was einer jener mißliebigen Gegner Rupp's, welcher tief unter Rupp steht, an diesem für Schwärmerei erklärt, das ist nichts Schwärmerisches an Rupp, sondern es ist vielmehr etwas Ehrenwerthes. Es ist das die heilige Ueberzeugung in Rupp, daß das Christenthum auf Grundlagen beruhe, die man nie durch bloße Einfälle der Verneinung wegschaffen werde, aber auch auf Grundlagen, um die man sich zu kümmern habe, die man nicht so gleichgültig ignoriren dürfe, sondern nach denen man sein Leben einrichten solle. Indessen etwas anderes zeigt sich in Rupp neuerdings als eine Hinneigung zur Schwärmerei, nämlich daß er nur eine Seite aus der Geschichte und dem ganzen Wesen des Christenthums willkürlich herausnimmt, die ethische; daß er diese „nur aus der Individualität" ableitet, die noch nie so erkannt worden sey als von ihm, und daß er vollends, indem er sagt, „das Christenthum sei ein neues Lebensprinzip," meint, er habe Wunder was Unerhörtes gesagt, was Niemand vor ihm gewußt. Welcher Einsichtsvolle hätte denn je bezweifelt, daß das Christenthum ein neues Lebensprincip sey? Aber es ist bereits viel mehr als das vom Christenthum, und zwar der Wahrheit gemäß, gesagt worden. Und weil eben Rupp zum Ausgangspunkt für das Christenthum nur die Individualität nimmt, so kommt in so viele seiner neueren Behauptungen etwas Unsicheres, Zufälliges, ja selbst im Ausdruck etwas Abenteuerliches, wie es wohl Leuten begegnet, die sich für Propheten halten, ohne es zu seyn. Ich führe in meinem Nächsten eine Belegstelle an.

IV.

Rupp läßt sich in seinem neuesten literarischen Unternehmen („Die freie evangelische Kirche, in Verbindung mit Gleichgesinnten. Herausgegeben von Julius Rupp. Erstes Heft. Altenburg, H. A. Pierer, 1847.") zur Ausbreitung seiner Gemeindeangelegenheit folgendermaßen hören: „Die Zeit „ist erfüllt, das Gottesreich ist nahe herbeigekommen; von jetzt „ab wird Jesus von Nazareth der Erlöser der Völker sein ... „Wir gehen von der Behauptung aus, daß Niemand von „denen, welche gegenwärtig in Deutschland das Wort führen, „Jesus von Nazareth wirklich erkannt hat. Es ist hier eine „neue, durchaus neue Arbeit zu beginnen."

Obwohl die Besonnenen unter den Königsbergern Rupp Dank wissen, daß er in den angeführten Worten eine Hauptthese für das, was er will, aufstellt, so ist doch auch diese These eigentlich wieder nur eine Versicherung. Insofern könnte man diesen Prophetenton, den Rupp auch hier anschlägt, wohl gelten lassen, als dieser Ton nur an das erste Auftreten Christi selbst erinnern soll. So daß die Zeit jetzt, wie in jedem Augenblicke, erfüllt sey, seitdem sie überhaupt erfüllt worden ist, und das Ewige sich der Menschheit als ein Gegenwärtiges offenbart hat. Aber, ich fürchte sehr, daß im Hintergrunde jener Verkündigung Rupp's, dem Verkündiger selbst unbewußt, vielmehr der Sinn liege, dieses bestimmte Individuum, Rupp, sey so sehr ein fortgesetzter Jesus von Nazareth, nicht wie alle Menschen Nachfolger Jesu seyn sollen, sondern aus besonderer Mission, daß das Gottesreich in Rupp wieder auf eine ganz unerhörte Weise herbeigekommen sey. Und das wäre allerdings schon die Ausgestaltung der Schwärmerei.

Es ist nämlich ein merkwürdiger Zug in der Entwickelung des religiösen Lebens, wie er auch in der Ebel'schen Lehre hervortritt, daß sich unter Separatisten leicht die Meinung bildet, es gebe eine traditionelle Inkarnation, von Geschlecht zu Geschlecht, in auserlesenen Familien. Das Haupt einer Sekte, bei gewisser Neigung zum Mystischen und bei einer gewissen Verachtung der Zucht durch das Denken (Rupp fängt an, sehr mißliebig der Wissenschaft Stillschweigen zu gebieten) findet den Gedanken, es selbst sey ganz besonders erwählt, anfangs vermessen und fast sinnlos. Dann aber, wenn die Anhängen sich mehren, findet es ihn schon nicht mehr unmöglich, jedoch unwahrscheinlich, jedenfalls in Demuth zu verläugnen. Zuletzt aber, wenn sich solcher Glaube in den Mitgliedern selbst als Bedürfniß, ja als Ueberzeugung kund giebt, findet es ihn unvermeidlich. Möchte Rupp, der es werth wäre, seiner werth zu bleiben, dieser Gefahr, die ihm droht, und die in obigen Worten bereits Stimme hat, glücklich entgehen! Wir erlebten sonst den traurigen Beleg, daß auch das Extrem der Verständigkeit wieder in's Extrem der Phantastik überschlägt.

Aber Rupp sagt weiter in jener Stelle: „von jetzt ab wird Jesus von Nazareth der Erlöser der Völker seyn." — Ich erschrecke vor diesem: von jetzt ab. Dieses von jetzt ab ist die ganz gewöhnliche Wendung, welche derjenige nimmt, der so weit gekommen ist, zu wähnen, er, oder seine Lehre, oder die Lehre seiner Schule habe eine so außerordentliche Wichtigkeit, daß von jetzt ab das ganze Gesetz der Geschichte ein anderes werde. Mit dieser Phrase von jetzt ab gesteht man häufig eine Ekstase ein. Man denke nur daran, als jener bekannte Rausch in der Hegel'schen Schule ausbrach, in dem die

Betheiligten die Ruder des dialektischen Dreischlags zu Trophäen erhoben und behaupteten, die Fahrt sey von jetzt ab beendet, von jetzt ab sey die Philosophie als System fertig und das Universum umschifft. Oder man denke nur an die Proklamationen des jungen Deutschlands, von jetzt ab sey die Sinnlichkeit in ihre Rechte gesetzt, von jetzt ab die Prüderie als eines der Hauptlaster erwiesen, während die Stimmführer sich's damals wohl nicht träumen ließen, daß sie, ungeachtet des compakten Sinnlichen, doch nur deutsche Luftschlösser bauten, aus denen Laube nachher französische Luftschlösser machte. Man denke an dergleichen, und man wird wissen, was solche von jetzt ab, wie leider auch Rupp sie verkündet, für eine Bedeutung haben.

Also erst, „von jetzt ab" wird Jesus von Nazareth der Erlöser der Völker seyn? Warum denn? — Weil Rupp diese Entdeckung erst jetzt gemacht hat. — So daß also Jesus es vor Rupp nicht gewesen? — Nein. — —

So soll denn die neue, unerhörte Weisheit darin bestehen, daß die Wirksamkeit Jesu erst mit der Entdeckung Rupp's beginnt. Die Entdeckung aber ist die: Jesus und nicht Christus ist der Erlöser der Welt. — Die Wissenschaft aber, die bis dahin noch immer das Leben unendlich gefördert hat, und die auf festerem Grunde beruht, als diejenigen meinen, welche dem Gelehrtenstolz nun plötzlich wieder den Prophetenstolz entgegen setzen, die Wissenschaft ist viel weiter als Rupp, ungeachtet seiner vielseitigen, scientifischen Bildung, meint. Die Wissenschaft weiß es, daß Rupp die Erlösung in ihrer wahrhaften Tiefe, in ihrem eigentlichen Quell nicht erkannt

hat, so lange er unermüdet darin so viel sucht, Jesus von Nazareth und nicht Christus als den Erlöser zu verkünden.

Nun aber gar die letzte jener Rupp'schen Versicherungen: „Wir gehen von der Behauptung (!) aus, daß Niemand von „denen, welche gegenwärtig in Deutschland das Wort führen, „Jesus von Nazareth wirklich erkannt hat." — Ja wohl eine Behauptung und nichts weiter als eine Behauptung, und noch dazu eine Behauptung sehr inhumaner Art. Der Nachweis der Sache wäre auch wieder besser gewesen. Wer sind denn nun die, welche gegenwärtig in Deutschland das Wort führen? Schwerlich wird doch Rupp bloß die Schreier darunter verstehen, die Leute welche eben nur Worte machen, und sich nur durch die Unverschämtheit auszeichnen, mit der sie dieselben ausposaunen? Denn einmal wird sich hoffentlich Rupp mit solchen Lärmschlägern nicht vergleichen wollen, und er hätte ihrer also gar nicht zu erwähnen, und dann auch ist ihnen wohl überhaupt nie so etwas zuzuschreiben, was man irgendwie Erkenntniß nennen könnte. Also müssen wohl nach Rupp die, welche gegenwärtig in Deutschland das Wort führen, überhaupt diejenigen seyn, welche in der Gedankenverhandlung heute oben anstehen, welche gehört werden, welche durch das Wort einen Einfluß üben, oder doch wenigstens ihn üben wollen. Also es werden auch die, dem Gehalte und der Rede nach ersten Geister der deutschen Nation darunter seyn, gleichviel, ob sie als Männer der Kanzel oder des Katheders oder der Volks- der Gemeindeversammlung oder als Schriftsteller das Wort führen. Und nun unterfängt sich Rupp zu behaupten: keiner von ihnen u. s. w.? Er behauptet demnach etwas, was er nie wissen kann, und daher besser unbehauptet ließe,

er behauptet aber auch etwas, was er nicht behaupten kann, ohne eine Unbescheidenheit zu begehen, indem er wieder mit einer bloßen Versicherung öffentlich die Anderen als im Rückstande gegen ihn proklamirt, indem er nach dem, was von ihm vorausgeschickt worden, sich selbst in den Vordergrund stellt, dieses Mal nicht als gewählter Deputirter einer Stadt, sondern als selbsternannter Vertreter einer ganz neuen Entdeckung; er weis't mit eigener Hand auf sich hin, als den Heber des Schatzes, er bezeichnet selbst sich als den großen Propheten des Jahrhunderts, den Repräsentanten des neuentdeckten Christenthums oder vielmehr Jesusthums. — Wahrlich, das heißt unvorsichtig, das heißt von sich und über sich im Unklaren seyn. —

Rupp kann gar nicht wissen, ob nicht einige von denen, die jetzt in Deutschland, nach unserer Auffassung obigen Ausdrucks, das Wort führen, im Erkennen dessen, was er meint, ein Resultat erlangt haben, wogegen seine Erkenntniß eine wahre Geringfügigkeit ist. Ja, es ist sogar gewiß, ich wiederhole es, daß die wissenschaftliche Errungenschaft, die dem Leben der Kirche schon zu Gute kommen wird, ein viel tieferes und befriedigenderes Ergebniß über die unendliche Bedeutung Christi erlangt hat als das Rupp'sche. Ist dieses nun von meiner Seite zunächst allerdings auch nur wieder eine bloße Versicherung, so giebt doch die Wissenschaft den Beweis dafür, während Rupp sich immer nur auf Versicherungen als auf letzte Gründe zurückzieht, an welche er dann seine sehr schätzenswerthen, ethischen Forderungen knüpft. Dieses führt mich zu meiner letzten dießmaligen Erörterung über Rupp, die ich aber für meinen nächsten Brief aufbewahre.

V.

Wenn ich den trefflichen Mann, (von dem ich im Vorigen gesprochen) wie er sich in der letzten Zeit uns gegeben hat, tadeln mußte, und ihn nicht bloß nach meiner eigenen Auffassung, auf die nichts ankäme, sondern nach der eines großen Theiles der Königsberger tadeln mußte, so ist mir der Tadel sehr schmerzlich geworden. Aber wie könnte wahre Hochschätzung auch bestehen ohne Freisinnigkeit und Offenheit? Um so mehr ist es daher Pflicht, Dr. Rupp da die vollste Anerkennung zu zollen, wo er sie ohne Bedenken verdient. Es leidet keinen Zweifel, daß Rupp, so lange er sich von der Polemik und von bloßen Versicherungen fern hält, nicht allein durch seine sonntäglichen Vorträge, durch seine Auseinandersetzungen in den außerordentlichen Gemeindeversammlungen, sondern auch durch sein ganzes öffentliches und Familienleben, durch sein persönliches Verhalten einen Einfluß übt, welcher nicht über Einzelne, sondern über weite Kreise eine neue Weihe des Lebens bringt. Rupp ist auf's Tiefste vom Ernste der menschlichen Existenz erfaßt. Er möchte Jeden für ein würdiges Leben wecken, um ihm die ganze Freudigkeit zuzuführen, welche aus der wahrhaften Wiedergeburt hervorgeht. Aber Rupp ist weit davon entfernt, diese Erweckung des Menschen, zu dem, was er seyn soll, so mechanisch und gedankenlos zu betreiben, wie das so häufig in der sogenannten Seelsorge geschieht. Rupp construirt das Reich Gottes nicht nach einem so kleinlichen Aufrisse, daß es ihm auch nur um jenes himmlische Jerusalem zu thun seyn sollte, wie es sich in der Vorstellung des Köhlerglaubens aus sklavischen Seelen zusammen baut. Rupp geht davon aus, daß der ganze Mensch für die Religion ge-

wonnen werden müsse, daß aber der vollständige Mensch sich erst aus der Freiheit ergebe. Denselben Mann, den wir in seinem apologetischen und literarischen Verfahren unduldsam und anmaßend fanden, sehen wir in dem eigentlichen Gemeindeleben mit der größten Selbstverläugnung auftreten, so daß er innerhalb der Gemeinde jeden wie sich selbst frei gestellt wissen will, als wäre jeder Einzelne die Gemeinde, wie er es auch ist. Denn erst, meint Rupp, indem Jeder so einen Jeden anerkenne, werden auch die Früchte der Freiheit in jedem Augenblicke des Lebens zur Reife gebracht, die Wahrheit und die Liebe, und was aus beiden weiter folgt. Es müsse innerhalb eines solchen Gemeindebewußtseyns ein lebendiger Verkehr eintreten, eine Verbrüderung auf Leben und Tod, eine Association, in welcher, da der Geist der Freiheit die ganze Verbindung durchdringe, das, was wahr sey, nun auch in dem einzelnen Falle von Jedem erkannt werde, und die Liebe Aller zu Allen sich durch die That und nicht durch bloße Worte zu bewähren beginne. Man kann sagen, Rupp setzt das praktische Christenthum darein, daß es die unendliche Freiheit eines jeden Menschen und darnach dessen Würde zur Anerkennung bringt, und indem nun Jeder einem Jeden diese Anerkennung zollt, wird ein Jeder in seinem Bestehen gesichert, und zugleich in Jedem die Selbstsucht getödtet; so daß die Erlösung gegenseitig, in steter Lebendigkeit geübt, und die Nachfolge Jesu in der fortgesetzten Erlösung bestätigt wird.

Bedenkt man nun, daß Rupp das alles nicht etwa durch eine vorgeschriebene oder auch überhaupt nur irgendwie fest gewordene Askese verwirklicht, sondern daß er das freie, lebendige Wort walten läßt, welches sich, wie er dieses Wort spricht

und es auch andern gönnt, auf der Mission des Gedankens, der vielseitigeren Bildung befindet, so muß hieraus eine Belehrung aller derer zu einem menschenwürdigen Daseyn erfolgen, die früher, wie man ja die Masse und auch die Halbbildung kennt, nur als todte oder doch nur als vegetirende Glieder in der Gesellschaft existirten. Es leidet daher keinen Zweifel, daß dieses eigenthümliche Gemeindeleben, wie es durch Rupp hervorgerufen worden, nicht allein eine interessante, sondern eine für Kirche und Staat segensreiche Erscheinung ist. Denn es muß der ganzen Kirche, wie dem Staat, in dem sich dergleichen ereignet, zu Statten kommen, wenn eine große Anzahl Menschen wieder dahin gelangt, sich aus der Niedrung der Existenz zu erheben, sich nicht bloß so äußerlich mit dem Sittengesetz abzufinden, und auch im Uebrigen die Bildung nur als Mittel zum Zweck zu betrachten, sondern beide ihrer selbst wegen im Auge zu haben, und wieder dem Ideal eine Verwirklichung zuzutrauen.

Es wäre dabei allerdings zu wünschen, daß Rupp von dem Wahn abkäme, daß die Kirche sich nur in den freien Gemeinden darstelle, denn das ist schon wieder das Markten um das Mein und das Dein, woraus immer wieder die Polemik und bloße Versicherung, die despotische Lehre von der Unfehlbarkeit eines confessionellen Standpunkts und demnach eine hierarchische Gewaltsamkeit und Willkür entsteht. Wie ist es möglich, daß derselbe Mann, den wir in seinem Gemeindeleben so großartig die Freiheit in einem Jeden anerkennen sehen, dann auf einmal wieder der Meinung seyn könne, die Freiheit lasse sich innerhalb der freien Gemeinden absperren? Das ist ja schon wieder die Unfreiheit der freien Gemeinde Rupp's, daß sie nicht

einsehen will, wie sich das Leben der Religion nothwendig auch in anderen Gestalten vollbringt, und daß erst aus diesem Gestalten-Wandel fortwährend dasjenige erzeugt wird, was mehr ist als jede einzelne Gestalt, mehr aber auch als die ganze Wandelung — obwohl es aus ihr erst entspringt — nämlich: die Kirche, zu deren wahrem Fortbau doch auch die Rupp'sche Gemeinde immer nur einzelne, wenn auch lebendige Steine hinzubringt.

Aber, wie Rupp's Grundirrthum darin besteht, daß er das Christenthum, die Erlösung aus der bloßen Individualität Jesu, und nicht aus der Einzigkeit und Göttlichkeit Christi ableitet, so rächt sich dieser Fehler eben darin, daß er nun auch nur in einer erweitert individuellen Erscheinung des Gemeindelebens, oder in mehreren erweiterten Individualisirungen der Art, in den freien Gemeinden, die Kirche anerkennt. Aber jener Fehler rächt sich auch darin, daß Rupp ängstlich um die Massenhaftigkeit der Individuen bemüht ist, daß er Sorge trägt, die Zahl derselben für seine Gemeinde zu mehren, worin denn immer schon die Gefahr liegt, jenem unseligen Demonstrations-Wesen zu verfallen, welches man die unlautere Proselyten-Macherei der Modernen nennen könnte, und woraus dem Gemeindeleben nie ein Segen entspringen wird.

Sieht man indessen auch davon ab, wie man denn muß, des vielen Besseren wegen, welches in Rupp überwiegt, so wird man dieses Besseren besonders inne werden, wenn man bedenkt, was dazu gehörte, in einer Zeit vorherrschend materialistischer Tendenzen, in einer Zeit, in der eine Art Meinungs-Verwilderung in Sachen der Politik, eine Art Staats-Verbesserungs-

Manie grassirte, was dazu gehörte, in einer solchen Zeit die Menschen auch wieder für die Religion zu gewinnen, ihren Widerwillen gegen dieselbe, wenigstens ihre Gleichgültigkeit in Begeisterung umzuschaffen, und einem Jeden die sittliche Aufgabe als eine solche an's Herz zu legen, die nicht halb, sondern ganz gelöst werden müsse; so aber, daß dabei auch andere Anlagen des Geistes nicht verkommen, sondern gleichmäßig gepflegt werden, und aus allem die Mündigkeit des Geistes, auch die für außerkirchliche Verhältnisse, hervorgeht.

Und es ist nicht zu läugnen, das Angedeutete ist durch Rupp's persönliches Auftreten, durch das Beispiel, welches er durch sein eigenes Leben giebt, durch die Gewalt seiner Rede, welche in großartiger Einfachheit Mark und Bein durchdringt, geleistet worden. Aber so schamlos, so unwahr sind die Gegner des Mannes gewesen, daß sie dennoch alles Dreies bemäkelt und verlästert haben. Möglich aber auch, daß sie in Bezug auf sich selbst nicht unwahr gewesen sind, indem sie nur ihr eigenes Innere herauskehren wollten. Ich würde jene Verfälschungen hier völlig mit Stillschweigen übergehen, wenn man nicht wüßte, wie dergleichen Lügen dennoch Vorurtheile erzeugen.

Was Rupp's Persönlichkeit betrifft, so ist sie eine äußerst wohlthuende, würdige, die den Kenner sogleich den Mann in ihm gewahren läßt, der in der Tiefe des Gedankens lebt, und der allerdings Ehrfurcht hat vor dem Geheimnisse des Menschenlebens, was denn die Flachköpfe in ihm das Mystische nennen. — Wer Rupp in seinem Lebenswandel ist, von dem eigensten häuslichen Kreise bis auf die einzelnen Verhältnisse nach außen gerichtet, wo es auf den sittlichen Gehalt ankommt;

welcher Opfer er für sich fähig, um nur alle Aufmerksamkeit Anderen zuzuwenden; in welchem Grade er sich frei gemacht hat von Rücksichten auf Menschen, was deren Urtheil und Autorität betrifft, und wie er in all' dem auch Andere freizustellen sich bemüht; seine Freunde wissen es, und können nicht genug davon erzählen. — Und das alles prägt sich denn auch in seiner Rede aus, in dieser geraden, schmucklosen, immer aber inhaltvollen Rede, die sich nie zurücknimmt, die dem Gedanken immer Wort hält, eine Rede ohne Falsch, deren Rhythmus die einzelnen Worte wie schwere Metall-Tropfen niederfallen läßt, die das Unreine, das Zweideutige und Zweizüngige, das Flache und Nichtige wegschmelzen, entweder so, daß der davon getroffene Mensch unter dem Schmelz-Feuer ein Anderer wird, oder der sophistische, der in sich selbst zu vereitelt ist, als daß er sich Preis geben sollte, und nun gar der nihilistische, dessen christlicher Glaube längst verpufft ist, sich auf und davon machen. Die beiden letzten Fälle sollen in der That vorgekommen seyn. Doch — für dieses Mal sey es genug. Für meine nächsten Mittheilungen habe ich mir vorbehalten, auf Gegenstände ganz anderer Art einzugehen.

VI.

Landes- und Stadtnoth, Selbstbesinnung.

Wenn die Noth, wie man doch zu sagen pflegt, wirklich erfinderisch machte, so müßte man längst ein Mittel erfunden haben, der Noth selber ein Ende zu machen. — Sie werden es nicht unnatürlich finden, daß ich heute gerade mit diesem und mit keinem anderen Satze meinen, dieses Mal auch nur

knappen Brief beginne, denn ich schreibe ihn in einer Zeit der allgemeinen Noth, und schreibe ihn nachdem aus dem Lande der Noth schon von Alters her. Denn daß Ostpreußen ganz besonders das Land der Noth ist, wird Ihnen wohl schon lange durch die Zeitungen bekannt geworden seyn.

Auch hier in Königsberg hört man jetzt überall nur von Noth sprechen, und die Sprechenden selbst erfahren solche Noth, auch wenn sie nicht zu den Proletariern der Hand gehören. Man könnte diesen Ausbruch der äußersten Noth unter uns beinahe für eine Strafe des Himmels halten, für gewisse vorwitzige Vermuthungen. Denn wie gewisse Leute, die stets geneigt sind, Anderen nur das Uebelste zuzutrauen, vor Kurzem behaupteten, die Zusammenberufung der Stände zu einem vereinigten Landtage in Berlin sey nur ein bloßer Noth-Schuß des Staats-Schiffes, welches sich in finanzieller Gefahr befinde; so ist nun die Noth, seitdem sich der Staat seit Eröffnung der Stände auf's Glänzendste gerechtfertigt hat, unter die Vorwitzigen selbst gefahren, und sie machen jetzt selbst einen Noth-Schuß, damit der Staat ihnen einen Zuschuß mache. So ändern sich die Zeiten!

Dieselbe weise Selbstbesinnung jedoch, welche ich in meinem ersten Briefe eine kritische nannte, ist unter den Königsbergern jetzt auch in nichtkirchlichen Dingen offenbar wahrzunehmen, und vielleicht läßt sich solche Erscheinung gegenwärtig auch über Königsberg hinaus, in ganz Deutschland, nachweisen. Es ist dieses gewiß das erste günstige Resultat jenes vieljährigen Kampfes zwischen der Opposition und der Reaktion, wobei nur die stumpfe, gleichgültige Mitte mit Recht am Uebelsten

fortkommt, nämlich, auf der bisherigen Stelle bleibt. Die Einen haben sich überzeugt, daß man mit unverschämten Forderungen in der Welt nicht zum Zweck gelange; die Anderen dagegen, daß nicht Alles beim Alten bleiben dürfe, daß wie der Planet sich in jedem Augenblicke bewegt, auch das geistige Leben auf ihm stets fortrücken müsse, um nicht vor der bewußtlosen Natur in Schanden zu bestehen.

Auch darin beweisen die besseren Königsberger gegenwärtig eine zweckmäßige Besonnenheit, daß sie nicht unnützer Weise d'rein reden, sondern erst abwarten, was der Landtag für Ergebnisse herbeiführen werde.

VII.

Die städtische Ressource.

Die Königsberger wenden ihr Interesse dem Nächsten zu, was die Ihrigen und sie selbst betrifft, um mit vereinter Kraft, wenn auch nicht Abhülfe, doch Milderung der Noth zu bewirken, und über das Weitere mit einander zu berathen. Hier thut sich denn wieder unverkennbar das Große, das Einflußreiche eines tüchtigen Vereinswesens hervor. Niemand wird, ohne vielfach unterrichtet zu werden, die Versammlungen der Königsberger Bürger, die städtische Ressource, besuchen. Ich wenigstens gestehe, daß ich hier schon manche Belehrung, und dazu manchen ergötzlichen Eindruck empfangen habe. Man kommt alle Montag zusammen, Abends von 7 bis 10 Uhr. Ich werde bemüht seyn, Ihnen von dem erwähnten Institut eine specielle Anschauung zu geben.

Die städtische Ressource in Königsberg, welche ihre Sitzungen des Winters im Kneiphöfischen Junkerhofe, des Sommers

in einem öffentlichen Garten hält, besteht jetzt etwa anderthalb Jahre, und wurde, irre ich nicht, was die äußere Beschaffenheit angeht, nach Art der Breslauer eingerichtet. Dennoch darf sie sich rühmen, in ihrem wesentlichsten Theile Original zu seyn. Denn sie ist doch eigentlich die, in solidem Styl fortgesetzte, frühere Bürgergesellschaft, welche auf ministeriellen Befehl aufgehoben wurde, so daß sich dann die viel besprochenen Volksversammlungen in Böttchershöfchen daraus hervorbildeten, die im nächsten Winter in die Privatgesellschaften der Bürger übergingen, bis endlich auch diese allmählich aufhörten, und die städtische Ressource an deren Stelle trat. Sie zählt jetzt etwa 900 bis 1000 Mitglieder, welche aus selbstständigen Männern bestehen, denn eine gewisse Selbstständigkeit der Lebensstellung ist eine der Hauptbedingungen bei der Aufnahme. An der Spitze der Gesellschaft befindet sich der Vorstand, welcher auf Ordnung sieht, die Vorträge überwacht, die aufgeschriebenen der Censur unterwirft, die mündlichen, an welche sich die Debatte knüpft, vor Abschweifungen schützt, neue Beschlüsse, jedoch immer nur mit Zustimmung der Gesellschaft, faßt, und von Zeit zu Zeit eine Generalversammlung hält.

Das Lokal der städtischen Ressource ist ein sehr heiteres, geräumiges. Es besteht aus einigen Vorzimmern und einem sehr stattlichen Saale, den in der Höhe Logen umgeben, so daß es eine gar interessante Perspektive gewährt, wenn man von oben, mit einem Blick, über dieselben Köpfe hinwegsieht, deren Meinungen unten oft in so weiten Differenzen auseinander gehen. Die Königsberger Kaufmannschaft legt einen Beweis der schönsten Humanität ab, indem sie dieses Lokal den Bürgern zu den Versammlungen einräumt, denn die Tabacks-

Wolken, welche hier in kolossaler Ausdehnung entwickelt werden, dürften der Zartheit der Stuckatur nicht eben mit Zartheit entgegen kommen. Vom Katheder dirigirt der Präsident, der ein Mitglied des Vorstandes ist, den Gang der Verhandlungen, und giebt mit einem Hammerschlage das Signal zur Ruhe an; von hier aus werden auch die Vorträge gehalten, deren Ablesung vom Manuskript jedoch, da die öffentliche Meinung mit Recht gegen alle Censur ist, jetzt immer seltener vorkommt, so daß der freie Vortrag und die Debatte stets mehr Platz greifen. Die Debatte wird zunächst dadurch in Bewegung gesetzt, daß der Präsident bestimmte Fragen veröffentlicht, welche von Mitgliedern der Gesellschaft gestellt worden sind, und in dem sogenannten Fragekästen gesammelt werden. Der Präsident erkundet nun, wer der anwesenden Herren die Frage zu beantworten wünsche, worauf sich dieser oder jener erhebt, und sein Dafürhalten abgiebt, auf den dann wieder andere folgen. Religiöses und Politisches soll eigentlich nicht besprochen werden. Indessen, wo hörten denn wohl eigentlich Religion und Politik auf? So weit der Himmel blaut, gehört ja die Welt Gott, und so weit der Planet reicht, gehört die Erde irgend einem Herrn doch auch gewiß, nämlich dem Menschen.

Es ist in der That erstaunenswerth, mit wie vieler Intelligenz, aber auch mit welchem rednerischen Geschick in dieser Versammlung oft die verschiedenartigsten Gegenstände besprochen werden. Man hat einen Landtag in verjüngtem Maßstabe vor sich und um sich. Die früheren Bürgergesellschaften sind allerdings gute Vorstudien gewesen. Man hört es vielen der Redner an, sie sind geschult, und dann und wann schießt aus dem dichten Knäuel der Gesellschaft auch wohl ein völlig unge-

schulter auf, ein naturwüchsiger, und findet erst recht den allgemeinen Beifall, denn er trifft den Nagel auf den Kopf, so daß der Hammer des Präsidenten, der vom Katheder aus ihn zurecht weist, vorbeitrifft, denn er kommt zu spät.

Ungeachtet diese Ressource vielfach aus denselben Mitgliedern besteht, wie die frühere Bürgergesellschaft, so macht sie doch, bei mancher Aehnlichkeit im Einzelnen, einen ganz und gar anderen Eindruck im Ganzen, aber ebenfalls einen sehr rühmenswerthen. Der Feuergeist einer oft schwer zu bändigenden Jugendkraft, die Lyrik eines gewissen demokratischen Uebermuths war mehr der Charakter der Bürgergesellschaft. In der städtischen Ressource dagegen zeigt sich vorherrschend die Gesetztheit des Mannes, der da verständig abwägt, was das Zweckmäßigere sey, was nicht, in wie weit gewisse Forderungen gemacht, in wie weit sie verwirklicht werden könnten; jedoch so, daß das alles mit Rüstigkeit und Entschiedenheit ausgesprochen wird, und zum Zeichen, daß hier keiner an Geist gealtert hat, zuweilen doch auch der Enthusiasmus wieder das Wort ergreift, der, wo es das allgemeine Wohl gilt, in steifer, kalt reflektirter Rede aufzutreten verschmäht.

Man kann, wie es mir scheint, so weit ich nämlich die Gesellschaft kenne, unter den im Durchschnitt wiederkehrenden, wenn auch unendlich nüancirten Redeweisen drei Gattungen von Rednern unterscheiden, welche für die ganze Debatte den Ton angeben, und woraus sich in Verbindung mit dem, wie die Mehrzahl den Redenden durch einzelne Aeußerungen accompagnirt, der Charakter der Gesellschaft gestaltet. Diese drei Gattungen sind: erstens, der schlichte Handwerker, der eigentliche Kern des Bürgerstandes; zweitens, der soge-

nannte Literat, gleich viel ob dieser der Gelehrte im strengeren Sinne, oder nur in der leichteren Bedeutung des Wortes ist, wie wohl zuerst die Modernen zu diesem leichteren Gebrauche des Wortes Literat Anlaß gegeben haben: endlich, drittens, ist es der Gebildete als solcher, der Kaufmann, der Künstler, der Beamte, ohne daß der letzte zugleich Gelehrter in vorherrschendem Sinne wäre.

Es ist in der städtischen Ressource mit Recht häufig der Wunsch geäußert worden, daß doch ganz besonders die Handwerker sprechen möchten, weil gerade sie oft die vorurtheillosesten sind, und wie sich aus ihnen der gesunde Menschenverstand, die tüchtige Erfahrung auf realem Boden vernehmen läßt, so geben sie schon dadurch zur populären Bildung einen bedeutenden Beitrag, und bilden sich dabei selbst. Ungeachtet nun manchen die Ungewohnheit, öffentlich zu sprechen, zurückhält, schwindet dieses Bedenken doch mehr und mehr, und ich habe Gelegenheit gehabt, einige Männer hier zu hören, die mit tüchtigster Sachkenntniß wie aus ihrer Werkstätte heraus sprachen, welche aber zugleich dieses Besondere ihres Faches in das allgemeine Interesse und Wohl so geschickt hinüber zu leiten wußten, daß man daran glauben lernte, was es mit der Begabung des Volkes auf sich hat.

Das höchst Anziehende an solchen Sprechern ist, daß man in das derbe Element des schlichten, braven Bürgerwesens wie untergetaucht wird, und nun erquickt wieder auf die Oberfläche von so viel vertrackter Halbbildung zurückkehrt. Diese Handwerker sprechen, wie ihnen der Mund gewachsen ist, man bekommt mitunter, was das einzelne Wort betrifft, auch Eigenheiten eines oft seltenen Jargons mit in den Kauf, aber die

Waare selbst, um die es sich handelt, ist um so tüchtiger gearbeitet, sie kommt von einem, der es versteht, und Sprachschnitzer macht, aber keine Phrasen.

Ich wüßte bei den erwähnten Sprechern keinen Namen zu nennen, aber, was sollten hier auch Namen? Die Namenlosigkeit des Volkes ist keine, denn der Ausdruck Volk ist schon an sich ein Name, der ehrt. Man sagt, eine Stimme aus dem Volke hat gesprochen, und will damit unter Umständen etwas Gewichtvolleres anzeigen, als wenn man eine Notabilität citirte.

Nun, weiß man, haben wieder andere Handwerker einen unverwüstlichen Zug nicht bloß zur Beschaulichkeit, zur Theosophie, sondern auch zur Aufklärung, zu einer Masse von Büchern, ja zur eigentlichen Gelehrsamkeit. Es giebt dieses oft eine höchst eigenthümliche Verschmelzung von ganz aparter Lebenserfahrung, die ihr Naturell durchsetzt, und von Kenntnissen, Einsichten, die der allgemeinen Bildung gehören; aus beiden gestaltet sich dann eine Individualität, die dennoch in der lebenslänglichen Vereinigung so fremdartiger Elemente mit ihrem Handwerk völlig behaglich ist.

Einen solchen Sprecher, jedenfalls eine sehr originelle Erscheinung, hat auch die städtische Ressource aufzuweisen. Ich hatte Gelegenheit, ihn neulich zu hören. Mit großer Ruhe und Gemächlichkeit bestieg er das Katheder, wie einer, der da weiß, er habe seine eigenen Ueberzeugungen vorzutragen, aber es thue auch noth, daß einer sie habe, um nicht mit dem allgemeinen Strome eines vielfach verbreiteten Vorurtheils mitzuschwimmen. Dieser Mann hält es also jedenfalls, sagte ich mir, mit dem, was sie jetzt wieder Aufklärung nennen, aber auch

mit dem Grundsatz, kein Sklave der öffentlichen Meinung zu seyn. Und richtig, so war es. Der Mann schien, ungeachtet er auch heute gegen den Strom gewisser liberal-seyn-wollender Ansichten zu schwimmen beabsichtigte, des Beifalls völlig gewiß zu seyn.

Wie der große Komiker den stürmischen Applaus, den er schon so oft geerntet, gleich bei seinem Erscheinen, bevor er noch gesprochen, vernimmt, indem alle Lach-Nerven der Zuschauer als frühere Eindrücken laut vibriren, so erfuhr es der jetzt Auftretende. Es bemächtigte sich schon jetzt der Masse der Gesellschaft, so wie sie des Mannes nur ansichtig wurde, der beste Humor, der sich denn auch laut zu erkennen gab. Es schien sich eine Art dramatischer Wechselwirkung zwischen dem Sprechen auf der Rednerbühne und dem Publikum im Proscenium in Bewegung zu setzen. Man las auf jedem Gesichte die Spannung, wie er es wohl heute wieder machen werde.

Die Einzelnheiten der nun folgenden burlesken Verhandlung sind mir leider schon zurückgetreten. Unser Sprecher wollte, so viel ich mich erinnere, gegen seinen Vorgänger und die Mehrzahl der Versammlung, die Mängel, die großen Uebelstände der Jury beweisen. Es hielt anfangs schwer, auch dieses Mal gegen die öffentliche Meinung zu siegen. Aber wie erstaunt war ich, als der Redner Voltaire, Diderot, Rousseau und andere Encyklopädisten, als er Swift, und Adam Smith, das Roteck-Welkersche Staats-Lexikon und Brums Bande citirte, und dabei lustig, wieder und wieder, Funktionen seines Handwerks einmischte. Ja, es wurden jetzt von ihm französische und sogar englische Wendungen, in der Originalsprache, wenn auch stark radebrechend angeführt. Der Sprecher hielt nun ge-

schworener Gegner der Jury. Jetzt ließ er auch eine starke Feindschaft gegen die Jesuiten blicken, die er besonders studirt zu haben vorgab. Ein geographischer oder geschichtlicher Ausdruck, den er falsch ausgesprochen hatte, wurde ihm vom Publikum laut verbessert. Er nahm solche Verbesserung mit großer Ruhe und sichtbarer Heiterkeit über die so eben wieder erworbene Kenntniß auf, und fuhr fort, indem er sich der richtigen Aussprache bediente, seine Behauptungen, was die Sache selbst betraf, mit sehr buntscheckigen aber schmackhaften Ausdrücken zu erhärten.

Auf einmal aber begann eine andere Scene zu spielen. Unser Freund schien es jetzt müde zu seyn, beim Vortrage immer nur den Klepper des Akkusativs zu reiten, und setzte sich vor aller Augen mit höchster Gemächlichkeit auf den Gaul des Dativs. Es gab dieses ein tumultuarisches Ergötzen, einen ächten Komödien-Jubel. Ein immenses Lachen folgte dem Reiter, der gravitätisch auf der Rosinante seines neuen Sprachgefühls fortzog, auf dem Fuße nach, durch alle Straßen und Gassen seiner Argumentation. Ein unendliches Lachen wiederholte sich. Der Reiter lachte aufs Tapferste mit, und bekam jetzt nicht übel Lust, die Jury auch einmal von der komischen Seite zu beleuchten. Dazwischen legte er Gedanken ein, deren Wahrheit, Scharfblick, Weisheit die Zuhörer nun auch zu dem ernstlichsten Beifall zwangen. Und mit Recht! Man mußte einräumen, der Sprecher verstehe es, seinem Paradoxon, die Jury tauge nichts, während wir fast alle vom Gegentheil überzeugt waren, in einer ganz geschickten Weise aufzuhelfen, seinem Satz zu bedeutsinken, so daß er mit einem großen Beifall, besonders wegen des veranlaßten Gedudiums, entlassen wurde. In

der stolzen Ueberzeugung, seinen Gegner, einen Literaten, mit stärkster Ueberlegenheit besiegt zu haben, schritt er mit derselben großbürgerlichen Gelassenheit vom Katheder, mit der er es bestiegen hatte, indem ihm ein donnernder Refrain nachfolgte, die Jury taugt nichts! worauf er erwiederte: sie taugt auch nichts! — Und so sey es für heute genug, damit ich mein Thema morgen um so ungehinderter fortsetze.

VIII.

Die zweite Gattung von Rednern in der Gesellschaft, in die ich Sie führe, sind nach meiner früheren Andeutung die Literaten, und zwar im engeren und im weiteren Sinne des Wortes.

Ein Gelehrter von außerordentlichem Rufe, der Geheimrath Professor Lobeck, erster Philolog an hiesiger Universität, erfreute die städtische Ressource vor Kurzem mit einer Erörterung über das Gefängnißwesen der Alten, welche ich leider nicht gehört habe, und die äußerst interessant gewesen seyn soll. Unter denen, die freie Vorträge halten, sind gegenwärtig die beliebtesten Redner, — außer dem neuesten Nachwuchs, der auch mitunter Vorzügliches darbietet, und über den ich Ihnen ein ander Mal Bericht gebe — die Herren: Kosch, Wechsler, Sauter, Gottschall und Falkson.

Was den Ersten betrifft, Dr. Kosch, der zugleich Mitglied des Vorstandes ist, so verdient er denen beigezählt zu werden, welche, in all ihrem Thun und Lassen, die am Anfang hervorgehobene, weise Besonnenheit der heutigen Königsberger vertreten. Er ist derselbe, welcher sich unter andern durch einen

Bericht über die Krankheit des verstorbenen Astronomen Bessel, in einer besonderen Broschüre bekannt gemacht hat.

Herr Kosch ist eines der wirksamsten Mitglieder der städtischen Ressource. Er leitet gegenwärtig, in Abwesenheit des Bürgermeisters Herrn Sperling, Deputirten beim Berliner Landtage, regelmäßig den Gang der Vorträge und Debatten, und zeichnet sich aus durch eine große Klarheit und Popularität seiner eigenen Mittheilungen an die Gesellschaft, so wie durch den weisen Takt, mit dem er aufzumuntern und zu beschwichtigen, den Faden fortzuspinnen, und, wo es Noth thut, zu unterbrechen weiß. Herr Kosch hat eine große Sicherheit und Eleganz in der Kunst der Zusammenfassung, in dem abgerundetsten Resumé der gehaltenen Vorträge, indem er das Wesentlichste von dem, was ein Jeder gesagt hat, auf den concisesten, aber auch zugleich populärsten Ausdruck bringt. Mit derselben Leichtigkeit jedoch, mit der er jedem Einzelnen sein Recht zu Theil werden läßt, weiß er auch stets ein bestimmtes Resultat der Anwendung aus allem Vorgekommenen zu gewinnen. Er ist in hohem Grade befähigt, Alles, was er in dieser Weise entwickelt, zugleich praktisch zu machen, es auf die nächste Wirklichkeit zu beziehen, gleich weit davon entfernt, sanguinische Erwartungen zu erregen, als unnütze Besorgnisse, wobei ihm auch immer heitere Einfälle, überraschende Anspielungen und Vergleiche zu Gebote stehen.

Der glänzendste, kunstvollste Redner in der städtischen Ressource, Orator und Gladiator in Einer Person, in einem stets wechselnden, Farben schillernden Spiel der Gliedesbewegung, stets gleich geschickt im Ausweichen und Eindringen, im Reti-

der stolzen Ueberzeugung, seinen Gegner, einen Literaten, mit stärkster Ueberlegenheit besiegt zu haben, schritt er mit derselben großbürgerlichen Gelassenheit vom Katheder, mit der er es bestiegen hatte, indem ihm ein donnernder Refrain nachfolgte, die Jury taugt nichts! worauf er erwiederte: sie taugt auch nichts! — Und so sey es für heute genug, damit ich mein Thema morgen um so ungehinderter fortsetze.

VIII.

Die zweite Gattung von Rednern in der Gesellschaft, in die ich Sie führe, sind nach meiner früheren Andeutung die Literaten, und zwar im engeren und im weiteren Sinne des Wortes.

Ein Gelehrter von außerordentlichem Rufe, der Geheimrath Professor Lobeck, erster Philolog an hiesiger Universität, erfreute die städtische Ressource vor Kurzem mit einer Erörterung über das Gefängnißwesen der Alten, welche ich leider nicht gehört habe, und die äußerst interessant gewesen seyn soll. Unter denen, die freie Vorträge halten, sind gegenwärtig die beliebtesten Redner, — außer dem neuesten Nachwuchs, der auch mitunter Vorzügliches darbietet, und über den ich Ihnen ein ander Mal Bericht gebe — die Herren: Kosch, Wechsler, Sauter, Gottschall und Falkson.

Was den Ersten betrifft, Dr. Kosch, der zugleich Mitglied des Vorstandes ist, so verdient er denen beigezählt zu werden, welche, in all ihrem Thun und Lassen, die am Anfang hervorgehobene, weise Besonnenheit der heutigen Königsberger vertreten. Er ist derselbe, welcher sich unter andern durch einen

Bericht über die Krankheit des verstorbenen Astronomen Bessel, in einer besonderen Broschüre bekannt gemacht hat.

Herr Kosch ist eines der wirksamsten Mitglieder der städtischen Ressource. Er leitet gegenwärtig, in Abwesenheit des Bürgermeisters Herrn Sperling, Deputirten beim Berliner Landtage, regelmäßig den Gang der Vorträge und Debatten, und zeichnet sich aus durch eine große Klarheit und Popularität seiner eigenen Mittheilungen an die Gesellschaft, so wie durch den weisen Takt, mit dem er aufzumuntern und zu beschwichtigen, den Faden fortzuspinnen, und, wo es Noth thut, zu unterbrechen weiß. Herr Kosch hat eine große Sicherheit und Eleganz in der Kunst der Zusammenfassung, in dem abgerundetsten Resumé der gehaltenen Vorträge, indem er das Wesentlichste von dem, was ein Jeder gesagt hat, auf den concisesten, aber auch zugleich populärsten Ausdruck bringt. Mit derselben Leichtigkeit jedoch, mit der er jedem Einzelnen sein Recht zu Theil werden läßt, weiß er auch stets ein bestimmtes Resultat der Anwendung aus allem Vorgekommenen zu gewinnen. Er ist in hohem Grade befähigt, Alles, was er in dieser Weise entwickelt, zugleich praktisch zu machen, es auf die nächste Wirklichkeit zu beziehen, gleich weit davon entfernt, sanguinische Erwartungen zu erregen, als unnütze Besorgnisse, wobei ihm auch immer heitere Einfälle, überraschende Anspielungen und Vergleiche zu Gebote stehen.

Der glänzendste, kunstvollste Redner in der städtischen Ressource, Orator und Gladiator in Einer Person, in einem stets wechselnden, Farben schillernden Spiel der Gliederbewegung, stets gleich geschickt im Ausweichen und Eindringen, im Reti-

riren und Ausnehmen, auf Stich und Hieb, auf Stoß und Schlag ist.

Herr Subrektor Wechsler. Es ist nicht leicht, ihn auch nur als Redner zu beurtheilen, ohne ihm Unrecht zu thun. Er ist nicht zu treffen, auch nicht in lobender Weise, weil er ein Virtuos im Ausweichen ist. Man hat eben mit unsäglicher Mühe eine Linie auf das Papier gebracht, welche nicht ohne Glück den bürgerfreundlichen Mund-Winkel nachbildet, welchen Herr Wechsler zieht, indem er in der populärsten Weise versichert, ein Gleicher unter Gleichen zu seyn, während derselbe Redner schon wieder der stolze Akademiker ist, der in den gewähltesten Anspielungen spricht, um das profane Volk fern zu halten, und die Gefahr einer zu großen Vertraulichkeit zu schildern. Herr Wechsler, ich wiederhole es, ist gar nicht zu treffen, denn er ist nie im nächsten Augenblicke derselbe, der er im nächst vorhergehenden gewesen. Ich mache daher hier auch keineswegs darauf Anspruch, Herrn Wechsler treffen zu wollen. Ich sage nicht, Herr Wechsler hat diese Ansicht; denn er hat sie einst gehabt, aber er hat sie nicht mehr; ich sage nicht, Herr Wechsler hat den und den Grundsatz, denn er hat alle Grundsätze hinter einander; versteht sich, die besten, aber er strebt nach dem allerbesten, und ich weiß nicht, wann er ihn einst erreichen werde, um endlich, endlich in seiner oratorischen Carriere von seinen unzähligen Rede-Werken einmal auszuruhen, da doch über den Superlativ hinaus kein Jenseits mehr möglich ist. Ich beschreibe diesen gewandtesten und brillantesten aller Ressourcen-Redner daher auch nur, wie er sich gerirt, wie er seinen Gegenstand im Lauffeuer einiger Augenblicke zu behandeln pflegt, ohne daß ich sage: so denkt

Herr Wechsler über seinen Gegenstand, sondern ich sage immer nur: so schien er den einen Augenblick über ihn zu denken, den nächsten wieder so.

Herr Wechsler liebt es in hohem Grade, sein Objekt zu spalten, und auch die Theile zu spalten, und die gespaltenen Theile wieder zu spalten, so daß, wenn man dieses Objekt personificiren, ihm Leben einhauchen wollte, man sagen müßte, unser Redner verfahre grausam mit seinem Gegenstand, denn er skalpire, er spalte ihn, daß sich die Haare desselben sträuben, und jedes einzelne Härthen spalte er wieder. Und alles das thut Herr Wechsler mit den delikatesten Wendungen der Sprache, mit den zierlichsten Handbewegungen, aber auch mit kaltem Blute, mit einem feinen sardonischen Lächeln. Er sagt dann wohl zu seinen Zuhörern: meine Herren, es ist sehr schwierig, den Gegenstand, der uns beschäftigt, zu ergründen, wir müssen daher den Begriff desselben spalten; aber auch das ist sehr schwierig, meine Herren, ohne dem Leben des Gegenstandes an's Leben zu kommen; ich gestehe Ihnen, ich gehe nur mit Besorgniß, mit äußerster Behutsamkeit an dieses Wagstück; — und dabei hat Herr Wechsler die Spaltung schon wieder und wieder vorgenommen, mit einem sardonischen Lächeln vorgenommen.

Noch dazu sprach Herr Wechsler an dem einen Abende über einen Gegenstand, der ganz dazu geeignet war, ihn ins Unendliche zu zerlegen, ohne daß man aber zuletzt wußte, wie der Gegenstand eigentlich existire, was das Wahre an ihm sey. Darin zwar schien unser Redner in seiner Auseinandersetzung bekanntlich zu seyn, daß er immer nur zeigte, wie etwas an seinem Gegenstande nicht seyn könne; ich sage wieder er schien

es, denn er zeigte sogleich, daß auch das nicht möglich sey, daß nämlich das angedeutete Etwas nicht seyn sollte, denn wie wäre es wohl möglich, daß etwas zugleich nicht seyn solle.

Herr Wechsler sprach nämlich mit bewundernswürdiger Gewandtheit über die kitzliche Frage, die irgend ein Schalk durch den Fragekasten gerade ihm zugedacht hatte: „ob der Zweck die Mittel heilige.“ Hier wäre es wohl ganz einfach darauf angekommen, zur weiteren Beantwortung der Frage hervorzuheben, daß nur vier Fälle möglich seyen. Entweder man bediene sich zu guten Zwecken schlechter Mittel, oder zu schlechten Zwecken guter Mittel, oder zu schlechten Zwecken schlechter Mittel, oder zu guten Zwecken guter Mittel. Die ersten drei Fälle seyen stets verwerflich, da sie eben so moralisch schlecht, als auf die Länge hin bornirt seyen. Denn die Klugheit, die nicht bis an's Ende Stich halte, die Klugheit, welche nicht mit der strengsten Moral übereinstimme, die sey eigentlich eine Pfuscherei, ja sie sey eine ausgemachte Dummheit, und allein der letzte jener vier Fälle sey der annehmenswerthe, denn er sey der moralische und kluge zugleich. Statt dieses nun darzulegen, ging Herr Wechsler mit unendlicher Feinheit in's Minutiöse, und, ohne sich selbst je zu verwickeln, machte er doch für den Zuhörer aus seinem Gegenstand ein wahres Labyrinth, in dem sich wohl schwerlich Jemand zurecht finden konnte. Herr Wechsler verstieg sich sogar, so vielen einfachen Bürgern, gewiß meistens Protestanten, gegenüber, bis in die katholische Legende, er citirte den heiligen Crispin, der bekanntlich Leder gestohlen habe, um den Armen Schuhe daraus zu verfertigen. Herr Wechsler schnitt nun — wieder eine Art von Skalpirung dessen, was bewiesen werden sollte — dieses unschuldige Leder

des schuldigen Crispin in tausend kleine Riemchen, um, mit Ueberlistung der Zuhörer, ein prächtiges Karthago der Sophistik innerhalb dieser Riemchen zu bauen, statt dasselbe Leder zu einer Geißel zu verarbeiten, um alle Jesuiten aus dem Tempel der Moral zu verjagen. Man mußte erstaunen, wie Herr Wechsler, im Grunde ein Feind aller Sophistik, seinen Feind, die Sophisten, mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen wußte. — Offenbar hatte Herr Wechsler die vortreffliche Absicht dabei, zu zeigen, daß der Zweck nie die Mittel heilige, denn Herr Wechsler ist kein Jesuit und ist noch dazu ein strenger Moralist, ungeachtet des Geistes und der vielseitigen Kenntnisse, die er besitzt, die leider in Dingen der Moral bisweilen lax machen.

Wie Demosthenes, der große Redner von Athen, sich das Stottern vermittelst kleiner Kieselsteine abgewöhnte, so wünschten wir, aus bestem Willen, Herrn Wechsler, dem großen Redner von Königsberg, sich das Stottern ein wenig anzugewöhnen, und rathen ihm, zu solchem Zweck jedesmal ein Kieselchen in den Mund zu nehmen, um sich während der Rede zu zügeln, um nicht zu künstlich zu sprechen und dadurch nicht zu scheinen, was er nicht ist, nämlich eitel.

Aber eben weil Herr Wechsler seinen glänzenden Fehler, eine zu große Gewandtheit der Sprache, in dem Grade besitzt, so weiß oft der Geist in ihm nicht, was die Zunge thut, daß sie nämlich auf Kosten des bestimmten Inhalts nur die ausgesuchteste Pracht der Rede entfaltet. Dieser ausgezeichnete Redner hat, während er spricht, die fatale Neigung, jeden Gegenstand und jede Seite desselben in tausend Facetten auszuciseliren, er schleift alles und jedes, was er in die Hand nimmt;

er ſchleift jede Facette, damit nur eine glänzende Politur herauskomme, und doch auch der Sarkasmus noch dazu, unter einem ſpitzen Winkel, ſo daß er oft Winkelzüge machen muß, um nur seine Pointe hervorzubringen. Daher findet Herr Wechsler denn auch oft Schwierigkeiten im Inhalt, wo keine ſind, weil er die Form noch brillanter als brillant, noch ſpitzer als ſpitz haben möchte. Daher fällt er ſo oft in die Wendung (wie wenn er z. B. die etwaige Abhülfe der jetzt herrſchenden Noth in der Arbeiter-Claſſe in Betracht zieht), daß er mit einem feinen ſardoniſchen Lächeln ſagt: Meine Herren, Sie ſehen, ſo ſteht die Sache, und ſie ſteht ſchlimm, ſehr ſchlimm. Fragen Sie mich nach der Abhülfe? ich weiß keine. Fragen Sie mich was daraus werden könne? möglicherweiſe das Schlimmſte. Und das iſt dann das Reſultat einer ſtundenlangen meiſterhaften Eloquenz, meiſterhaft, was die Schönheit der Sprache betrifft. Kurz, Herr Wechsler ſchließt gewöhnlich mit einer Verlegenheit, mit dem Peſſimismus, während er an Worten und Wendungen nie in Verlegenheit iſt, und während ſeine eigentliche Weltanſicht doch der Optimismus zu ſeyn ſcheint, wenn auch ein freiſinniger. —

Der nächſte der erwähnten Männer des Wortes iſt: Herr Direktor Sauter. Er verbindet in der Methode ſeiner Auseinanderſetzungen, die oft ſehr gutführlich ſind, aber immer neue Geſichtspunkte geltend machen, Herbartſche Logik mit Peſtalozziſcher Entwickelungskunſt. Jedes ſeiner Worte athmet Wohlwollen und lebhafte Theilnahme für das Beſte des Volkes. Man hört es — und darin nähert er ſich Herrn Kaſch — deutlich ſeiner Rede an, daß er nichts von dem, was andere vor ihm geſprochen haben, unerwogen an ſich vorüberließ,

er bringt es aufs Neue, aber selbstständig in Anwendung, indem er das Lückenhafte darin ergänzt, und nun dasjenige anreiht, was ebenfalls mit in Anschlag gebracht werden muß, um die Sache nicht übers Knie zu brechen, und bloß aufs Gerathewohl mit ihr zu experimentiren.

Die eigentlich moderne Erscheinung, in einem jugendlichen, etwas kecken Auf-sich-Beruhen, als Dichter von vielen gefeiert und liebenswürdig befunden, ist in unserer Versammlung:

Herr Dr. Gottschall, Dramaturg am hiesigen Theater. Sein Organ hat jene ausländischen Accente, jene melodischen Kehltöne, welche die Königsberger in der Regel gern hören, weil ihre Mundart (wie sie selbst es empfinden) für's Ohr sich etwas plattländisch, etwas eintönig macht. Herr Gottschall giebt seinen Darstellungen im Unterschiede von Herrn Wechsler, der stets den Verstand auch im Bilde walten läßt, all' den Schmuck der Phantasie, wie ihn die Prosa nur zuläßt. Um aber seine Darstellungen nicht in den Ruf zu bringen, daß es nur hängende Gärten einer dichterisch aufgeregten Einbildungskraft seyen, so weiß er allen Gedanken einen starken Ausdruck der Sinnlichkeit zu verleihen, die er denn in das rosige Licht jungdeutscher Hoffnungen taucht. Die Gegenwart und das Diesseits sind ihm alles, daher auch im Hintergrunde seiner Aeußerungen immer der Gedanke weilt, der Mensch sey das Maß aller Dinge. Es kann nun aber allerdings seinen Darstellungen begegnen, daß mitten in diesem Fluß des freien Vortrags, mitten in dieser stolzen Fülle jugendlich schöner Sinnlichkeit plötzlich der Knochenmann eines abstrakt Hegel'schen Ausdrucks erscheint, und wie ein Spuk in der Mitte des blühenden Tages, wie ein nothdürftig zusammengefädelter Geist

ohne eigentlichen Leib umgeht; so daß die schönen Gestalten der anderen Gedanken ordentlich scheu werden, daß sie und die Zuhörer sich ansehen, und sich mit einem Schauer nach so viel Lebelust fragen: was war das?! Aber der junge, geistreiche Dichter meint wohl, das sey der Humor davon, läßt das Gespenst Gespenst seyn, und fährt ruhig fort, den Lebendigen wieder das Recht zu geben, und auf's Neue die schönen Gestalten des Lebens an dem Zuschauer und Zuhörer vorüberrauschen zu lassen. — Ein Vortrag des Herrn Gottschall, welchen ich zu meinem Bedauern nicht gehört habe, und von dem ich auch nicht zu sagen wüßte, ob er frei gewesen sey, oder vom Blatte mitgetheilt worden, über die Deputirten der Baden'schen Kammer, hat allgemeinen Beifall gefunden, und soll sich ganz besonders durch Frische der Phantasie, durch Kraft der Gestaltung und Anmuth der Sprache ausgezeichnet haben. — Endlich wäre in diesem Kreise noch:

Herr Dr. Falkson zu nennen. Auch er ist ein Redner von vieler Präcision und Sicherheit des Darstellungsvermögens. Ich möchte seine Leistungen darauf zurückführen, daß er die Adoration des Gesetzes vor den Zuhörern begeht, alles und jedes mit dem Gesetz vergleicht und darnach beurtheilt. Es versteht sich, daß er keineswegs damit so ohne alles Weitere das positive, bereits vorliegende Staats- oder Kirchengesetz meint, sondern dafür hält, es müsse dabei auch stets auf das allgemeine Natur- und Vernunftgesetz reflektirt werden. Herr Falkson hat als Redner fast immer den Eindruck auf mich gemacht, als sey er aus der Schule des Herrn Jacoby, des Verfassers der vier Fragen, hervorgegangen.

IX.

Als die dritte Gattung der erwähnten Sprecher in der städtischen Ressource bezeichnete ich den Gebildeten als solchen, d. h. denjenigen, welcher eine gewisse Durchschnittsbildung, den gebildeten Stand im Allgemeinen, repräsentirt; es ist der Kaufmann, der Künstler, der Beamte, ohne daß, wie ich sagte, der letzte zugleich Gelehrter im vorherrschenden Sinn wäre. Diese Gattung bildet unter den Sprechenden den Uebergang von dem Handwerker zu dem Literaten und umgekehrt, indem sie vorzugsweise im Besitz eines allgemein verständlichen, wahrhaft populären Ausdrucks ist.

Hier hätten nun viele auf Erwähnung Anspruch zu machen; ich begnüge mich damit, um nicht zu sehr in die Breite mich zu verlieren, nur Einen hervorzuheben, der mir unter denen, die ich gehört habe, ganz besonders zu verdeutlichen scheint, was jener Gattung eigenthümlich ist; ich meine Herrn Levin. Dieser Herr hat sich auf den vielen Reisen, die er zumal in England und Frankreich unternommen, einen schönen Schatz von Eindrücken lebendiger Sach- und Menschenbetrachtung erworben; er hat viel und glücklich beobachtet, und, was das Wichtigste für unsere Versammlung ist, er weiß es mit einem durchaus originellen Geschick englisch-solider Fabrikation dem Volke nutzbar und anschaulich zu machen, anschaulich oft bis auf den Zug des kleinsten Details.

Ich hörte von Herrn Levin eine ganze Reihe genrebildlicher Mittheilungen über London, über die dortige Sitte, über den Verkehr im öffentlichen und Privatleben, an die Gesellschaft richten, und zwar in freier Sprache. Es waren dieses in der That Darstellungen, welche alles Leisten, was man

in der angedeuteten Hinsicht nur wünschen kann, so daß sie eben so belehrten wie ergötzten. Es war in einem öffentlichen Garten, an einem duftigen, warmen Sommerabende, als Herr Levin, von der Tribüne eines Orchesters aus, mit höchster Behaglichkeit, mitten im Kreise der begierig horchenden Bürger, seine Erzählungen eröffnete, wie ein englischer Familienvater an der behaglichen Wärme des Kamins den Seinen die großen Nationalbilder von Altengland aufrollt. Die Sonne schickte eben die letzten Strahlen vom Westende des Firmaments, als wir, geführt vom Erzähler, vom Westende der unermeßlichen Themsestadt durch alle die endlosen Straßen und Plätze und Docks behaglich hindurch wandelten. Herr Levin sprach zu den Bürgern in den schlichtesten Ausdrücken, und doch wußte er alles mit einem gewissen Aplomb zu sagen: so daß man sich hier recht überzeugen konnte, wie der gesunde Menschenverstand des Empirikers, der die Dinge und die Menschen, auch in der Beschreibung, an der Handhabe des Nutzens faßt, auf ihre Zweckmäßigkeit, ihre praktische Tüchtigkeit sieht, den empfänglichen Zuhörer auch immer zugleich den tieferen Hergang der Dinge und der Menschen heraushören läßt. Während Herr Levin den Bürgern beschrieb, welch' eine Macht das Staats-Gesetz in England habe, und an dem unmittelbaren Einfluß der Zeitschrift „Punch" zeigte, welches Sittengericht die Presse daselbst ausübe; während er die Vortrefflichkeit der englischen Polizei ihnen durch das, was sie leistet, vortrefflich schilderte, so daß sie die ruhende Macht des Konstabler-Stabs ganz London unter dem Zauber der ausgesuchtesten Ordnung halten sahen; während er die Bürger zu der endlos hinter einander fort sich bewegenden Perspektive der Wagen führte, die alle zur Weltbörse der City

wollten; während er sie in den Lärm der Watvosen-Tavernen, unter all' diese noch lebendigen Shakspeare-Köche lebendig versetzte, und der Sprachen-Tumult des Hafens, die Signale aller Nationen scharf in ihr Ohr schnitten; hörten sie doch noch ein anderes Gesetz als das des bürgerlichen Tags den Stundenschlag verkünden, sie hörten durch all' den Weltlärm hindurch die Glocken der Lowkirche den Sonntag von London signalisiren, an dessen stolzer Größe die ganze Brandung des Handels und Wandels, der Lust und des Schmerzes zur tiefsten Stille sich brechen mußte.

X.

Zum Schluß meiner vielmaligen Mittheilungen über die städtische Ressource möchte ich mir nur noch erlauben, Ihnen einiges Specielle darüber zu sagen, wie das genannte Institut nach nach außen hin eine höchst wohlthuende Wirkung übt. Daß der Einfluß nach innen, auf die Mitglieder selbst, vortheilhaft sey, wird sich vielleicht schon aus dem Bisherigen ergeben. Denn welche Bildungselemente werden sich nothwendig die Bürger aneignen, indem sie einer solchen Mannichfaltigkeit einander berichtigender Vorträge beiwohnen! So daß es wünschenswerth wäre, daß in allen größeren Städten Deutschlands dergleichen gesellige Stiftungen unternommen würden.

Was nun aber die Wirkung nach außen, das vereinte Bemühen um das Wohl Anderer betrifft, so mußte man sich wahrhaft erhoben fühlen durch die edle Gesinnung, das tüchtige praktische Geschick, die Bereitwilligkeit zu eigener Beisteuer, um fremdes Elend zu heben, die sich in unserer Gesellschaft während der Debatten der letzten Wochen großartig zu erken-

nen gaben. Unter anderm vortrefflichen Vorschlägen für das Gemeinwohl ist auch die Idee einer Arbeits-Anweisungs-Anstalt in Königsberg von der städtischen Ressource zuerst aufgestellt, und ihre Verwirklichung bald möglichst gefördert worden. Dieser Gegenstand wurde neulich wieder aufgenommen. Und mit Recht. Denn, wie ich Ihnen bereits schrieb, die Noth hat jetzt in Königsberg und in der Provinz einen Umfang und eine Höhe erreicht, die gar nicht zu beschreiben sind, die sich hier aber jedem bemerkbar machen, eine Noth, die in hundert und wieder hundert abgezehrten Gestalten, bei jedem Schritte draußen, uns entgegenkommt, uns anspricht, uns verfolgt, wiederholt an unsere Thüren klopft; so daß bei der immer noch steigenden Theuerung der Lebensmittel selbst die ruhigsten Gemüther bedenklich werden.

Es ist daher weise und löblich, daß in der letzten Zeit auf die eigentliche Unterhaltung als solche in der städtischen Ressource ganz ist verzichtet, und bloß das Nützliche besprochen worden. Die Noth unserer Stadt und Provinz wurde während einer überaus gründlichen Debatte aufs Lebhafteste erwogen, ihr wahrer Thatbestand ohne Rückhalt dargelegt, und — was das Wichtigste ist — es wurden die Mittel, wenn nicht der Abhülfe, doch der Linderung nachgewiesen. Unterstützungen Einzelner durch Verabreichung hätten gar keinen Erfolg, hieß es, wo die Massen bereits darbten, und oft dem Hungertode nahe wären. Alse, man gebe den Massen Gelegenheit, etwas zu verdienen, damit sie der Unterstützung nicht bedürfen, das heißt: man schaffe ihnen Arbeit. Aber, wo ist Arbeit? Weder der weiß sie oft zu finden, welcher sie braucht, noch der weiß sie zu verschaffen, der damit dem Bedürftigen aufhelfen möchte.

Also ein Auskunfts-Bureau, ein Vermittelungs-Institut, eine Arbeits-Zuweisungs-Anstalt. Vortrefflich, aber womit sie ins Werk richten?

Kleinigkeit, fügt ein anderer, ein enthusiasmirter Redner, eine wahre Kleinigkeit! Sind wir denn so arm, meine Herren, hat unsere Gesellschaft nicht einen ziemlich ansehnlichen Fonds? Und was könnte sich unter uns Allen wohl mehr von selbst verstehen, als daß wir auf der Stelle diesen Fonds als ein Darlehn, zu dem erwähnten Zwecke, hingeben? Daß wir für dieses Jahr auf alle Vergnügungen mit Freuden verzichten, um unseren Brüdern zu helfen? Denn das, meine Herren, unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß sich so viele Menschenfreunde — wir sind die ersten unter ihnen — in unserer Stadt finden werden, um eine Beisteuer zusammen zu bringen, welche erforderlich ist, eine solche Arbeits-Zuweisungs-Anstalt nicht bloß zu gründen, sondern auch auf die Länge zu erhalten. Und gesetzt, sie fänden sich nicht in solcher Menge, diese Menschenfreunde, nun, was wäre dann weiter? Wir selbst verzichteten dann gewiß Alle mit Bereitwilligkeit, unser Darlehn zurück zu empfangen; wir schenkten es mit Freuden der Anstalt, denn wir würden schon wieder aus unserer Mitte einen neuen Fonds herbeischaffen. Und so halte ich denn dafür, daß hier gar nicht zu säumen sey, sondern ohne Aufschub ans Werk gegangen, und ein Institut, wie das vorgeschlagene, in's Leben gerufen werden müsse. —

Ich bin ganz der Meinung meines werthen Vorgängers, erwiederte ein neuer Sprecher, nur alles gute Ding braucht Zeit, und ich möchte denn doch rathen, sich nicht zu übereilen, sondern erst zuzusehen, daß man mit den guten Vorschlägen

auch zum Zweck kommen. Auch ich bin, wie gesagt, mit ganzer Seele dafür, daß wir die Summe, die unserer Gesellschaft zu Gebote steht, offeriren, aber, wie das schon der vorige Redner aussprach, aus dem allein, was wir geben, kann das nicht bestritten werden, was wir wollen, und ob und wie viele Interessenten außerdem sich noch finden, das muß doch erst erfahren werden, um darnach weiter zu handeln. Ich schlage demnach dieses vor: — Erstens werde ich ohne Verzögerung eine Liste anfertigen, in der einleitungsweis dasjenige mitgetheilt wird, was wir mit der zu gründenden Anstalt eigentlich wollen, so daß die Leser alsbald zu Unterschriften und Beiträgen aufgefordert werden. Solcher Listen werde ich mehrere in Bewegung setzen, denn die Sache muß eine so weite Ausdehnung erhalten wie möglich. Zweitens aber soll die Angelegenheit noch ausführlich in einer General-Versammlung, zu der wir bekanntlich nächstens zusammen kommen, besprochen, und bis auf das Einzelne der Ausführung reiflichst erwogen werden; unterdessen cirkuliren die Listen, wir erhalten binnen Kurzem eine bestimmte Uebersicht, wie viele Theilnehmer sich finden, und haben nun einen festen, positiven Grund gewonnen, auf dem wir weiter bauen können. —

Ein ungetheilter Beifall folgte dem Redner, und wir sehen so einer Gründung entgegen, die, wenn sie gelingt, von unberechenbarem Segen ist, und auch an anderen Orten unserer Gegend Nachahmung verdient; wenn sie nicht gelingt, doch schon als Versuch ein sprechender Beweis ist, welch ein Ehrengeist eine Gesellschaft beseelt, wie die der städtischen Ressource zu Königsberg.

Auch in den nächsten Versammlungen wurden nur Sachen

besprochen, die theils den leicht Beruhigten die große Gefahr darlegten, welche die steigende Noth herbeiführen könnte, theils aber auch den Aengstlichen und besonders den Unbilligen, denen, die aus der Unzufriedenheit ein Lebensgeschäft machen, zeigten, was alles von Staat und Stadt geschehen sey und noch geschehen werde, um die Noth zu verscheuchen, die Gefahr zu verdrängen. Besonders über den letzten Punkt sprach ein hiesiger Kaufmann mit großer Wärme, aber auch mit genauer Sachkenntniß, so wie mit der Versicherung, daß Lebensmittel im Anzuge wären, und noch mehr herbei geschafft werden würden. Er setzte jedoch auch auseinander, daß die Noth nicht in dem Maße hereingebrochen wäre, wenn gewisse Leute sie nicht verschuldet hätten. Besonders die grenzenlose Habsucht, der Wuchergeist mancher Kaufleute und Gutsbesitzer hätten veranlaßt, daß jetzt die Lebensmittel einen so unerschwinglichen Preis erreicht hätten. So daß auch dieser Redner mit Dank und herzlicher Beistimmung entlassen wurde.

Von einem Herrn aus dem Vorstande wurde der Versammlung noch besonders an's Herz gelegt, daß Noth kein Gebot kenne; daß in gewissen Zeiten, wie die unsrige, alles darauf ankomme, das Nützlichkeitsprincip mit dem Rechtsgefühl auszugleichen; daß, wie die Sache gegenwärtig stehe, Niemand bloß auf die Commune rechnen dürfe, mit der leichten Beruhigung, daß die schon das Nöthige herbeiführen und die Gefahr entfernen werde, sondern es müsse jetzt ein Jeder in seinem Kreise, so weit er nur irgend könne, der Noth zu steuern suchen. Deßhalb allerdings sey es auch wünschenswerth, daß unter den obwaltenden Umständen den Arbeitern mehr Lohn gegeben

würde; das Uebrige allerdings ſey dann vom Staate zu erwarten.

Nun erlauben Sie mir noch, bevor ich meinen Brief beende, Ihnen von einer Sache einen kleinen Bericht zu ertheilen, die heute, nach Beendigung der Debatte, unſere Geſellſchaft in eine beſonders lebhafte Bewegung ſetzte. Es wurde nämlich ein Geſchenk ausgeſtellt, welches eine gar ſeltene Miſſion hat, und die Weltweite darlegt, in welche unſere ſchlichte Bürgerreſſource hinausragt, denn der Beſtimmungsort jenes Geſchenkes iſt — Amerika. Es verhält ſich damit ſo.

Sie werden es aus den deutſchen Zeitungen entnommen haben, daß auch wir ein Schiff Europamüder, meiſtens abgehärmter Hungergeſtalten, nach der neuen Welt geſendet. Lange blieben die Nachrichten über ihr Schickſal aus. Endlich kamen ſie, und im Ganzen noch ziemlich günſtig. Unſere Landsleute hatten eine höchſt abenteuerliche Fahrt gehabt. Schon waren ihnen am Bord faſt die Lebensmittel ausgegangen. Durch Schuld des Capitains, wie man erzählt, war die Fahrt auf Umwegen um vieles verlängert worden. Uneinigkeiten mit dem Schuldigen mehrten ſich, ſo daß ſich ein Theil der Auswanderer, wenn auch nur ein kleiner, von ihm trennte. Endlich landete der Capitain mit den ihm Gebliebenen an der Mosquitoküſte, und zwar an einer engliſchen Faktorei, Namens Blewfields, unter Aufſicht des Conſuls Walker. Auch gegen dieſen edeln Mann, der den Einwanderern ſogleich Obdach und Unterhalt gewährte, nahm ſich der Führer des preußiſchen Schiffs ſehr trotzig, verweigerte ihm ſeine Papiere zur Durchſicht, drohte ſogar Thätlichkeiten anzuwenden, ſo daß gegen ihn gewaltſam eingeſchritten werden mußte. Obwohl nun Conſul

Walker, und mit Recht, ungehalten darüber war, daß ihm eine Menge Leute ohne Verpflegungsmittel zugeschickt würden, so daß er als energischer Britte sogar die kostbare Aeußerung that, die eine ganze blasirte Zeit überwiegt, er würde, wenn er ihn hier hätte, auf der Stelle den hängen lassen, der ihm diese Preußen auf den Hals geschickt, so übte er gegen die Unglücklichen doch die noblste Gastfreundschaft aus, und eben so seine treffliche Gemahlin, die sich besonders der Pflege der Kranken auf die edelste Weise annahm. Dieser edeln Dame nun wollten und mußten die Königsberger Bürger sich verbindlich zeigen. Die städtische Ressource hatte diesen Gedanken, und führte ihn mit Würde und mit Geschmack auch aus.

Es wurde nämlich von mehreren Männern der Gesellschaft sehr sinnig beschlossen, der edeln Dame ein Präsent zu übersenden, begleitet von einem Schreiben, worin ihr der Dank der Königsberger mit Herzlichkeit ausgesprochen, und mit vielen Unterschriften begleitet würde. Aber worin sollte das Geschenk bestehen?

Man konnte gewiß keinen glücklicheren Einfall haben als den, einen Bernsteinschmuck jener Dame zu widmen. Der Anwohnerin des Golf's von Mexiko, der edeln Tochter Britannia's, senden die Anwohner des baltischen Meeres, die Söhne Königsbergs, ein Geschenk, welches aus der Ostsee stammt, und welches, wenn man an die Sage der Alten denkt, die den Bernstein aus Thränen entstehen lassen, die bleibende Rührung des Dankes der zarten, fürsorglichen Weiblichkeit auch jenseit des Weltmeeres auf's Sprechendste ausdrückt.

Dieser schön gearbeitete Bernsteinschmuck war nun, sauber

in einem Glaskasten ausgebreitet, heute Abend den Augen der Bürger in der städtischen Ressource zu genugsamem Betrachten übergeben. Das Geschenk wurde, damit Alle es besser sehen könnten, auf das Katheder gestellt, und Schaulustige aller Art zogen nun in derselben Richtung an diesem Ort vorüber, um das Präsent sich noch recht in die Seele zu prägen, ihren Frauen zu Haus davon zu erzählen, die allerdings heute vor allem gern mit von der Gesellschaft gewesen wären, da es sich heut' ja um einen Schmuck handelte. Während die Einen nun sahen und urtheilten, besorgten die Anderen ihre Unterschriften. Und so wünschen wir noch besonders aus ganzem Herzen, daß besagter Bernsteinschmuck glücklich den Ocean passire, und nicht von der eifersüchtigen Amphitrite als ihr Eigenthum oder als Contrebande eingezogen werde, sondern zum Herbste den schönen Hals schmücke, welchen einst die Nebel von Albion gebleicht haben.

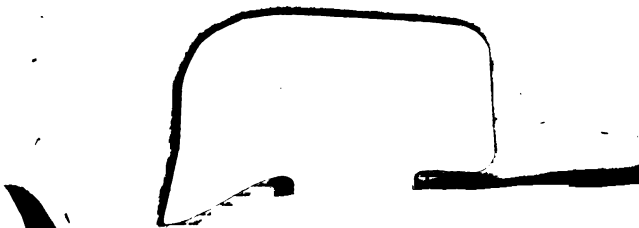
Nothwendige Verbeſſerungen.

Erſter Band.

Seite 12 Zeile 4 von oben iſt hinter Willen ein Komma zu ſetzen.
„ 13 „ 7 v. o. iſt ſeyd hinter hergefallen zu leſen.
„ 33 „ 5 von unten lies zum ſtatt um.
„ 53 „ 7 v. u. lies ein ſtatt ſein.
„ 53 „ 1 v. u. lies ſeiner ſtatt einer.
„ 62 „ 2 von oben lies mittelalterliche ſtatt mitteralterliche.
„ 65 „ 1 v. o. lies ſchwelgen ſtatt chwelgen.
„ 65 „ 2 v. o. lies tummelte ſtatt ſtummelte.
„ 67 „ 11 v. o. lies prometheiſch ſtatt promethiſch.
„ 73 „ 10 von unten lies modernen ſtatt modern.
„ 76 „ 13 v. u. iſt das Komma hinter denn vor denn zu ſetzen.
„ 79 „ 12 v. u. iſt vor und ein Komma zu ſetzen.
„ 90 „ 6 v. u. iſt das Komma hinter leiſeſten zu tilgen.
„ 91 „ 1 v. u. iſt das Komma hinter Gott zu tilgen.
„ 93 „ 3 von oben iſt hinter verkündet ein Punkt zu ſetzen.
„ 93 „ 12 v. o. iſt hinter Weihe ein Komma zu ſetzen.
„ 101 „ 6 von unten lies Proceß ſtatt Peroß.
„ 102 „ 15 v. u. lies fort ſtatt ſort.
„ 134 „ 4 v. u. lies ſeinen ſtatt ſeinem.
„ 136 „ 7 von oben iſt hinter Syſtems ein Komma zu ſetzen.
„ 142 „ 2 v. o. lies ſeine ſtatt eine.
„ 154 „ 15 von unten iſt hinter Identität ein Komma zu ſetzen.
„ 156 „ 12 von oben lies wolle ſtatt wollte.
„ 168 „ 5 v. o. lies exiſtirt ſtatt exiſtir.
„ 168 „ 6 v. o. lies einer ſtatt ei n.
„ 169 „ 2 von unten iſt hinter ſelbſt ein Komma zu ſetzen.
„ 182 „ 2 von oben lies daß ſtatt das.
„ 188 „ 13 von unten lies den man eben ſtatt den n maeben.
„ 189 „ 6 von oben iſt hinter begriffen ſtatt des Semikolons ein Komma zu ſetzen.
„ 226 „ 9 v. o. lies tilgte ſtatt lilgte.

Zweiter Band.

Seite 5 Zeile 2 von unten ist ein Komma hinter Verkleinerung zu setzen.
„ 5 „ 1 v. u. ist ein Komma hinter Nachahmung zu setzen.
„ 8 „ 5 v. u. lies eigenthümliche statt eigenthümliche.
„ 24 „ 11 v. u. setze man hinter bezweckt einen Punkt statt des Kolons.
„ 24 „ 9 v. u. ist hinter hält ein Komma statt des Semikolons zu setzen.
„ 29 „ 10 v. u. lies übernehmen statt nehmen.
„ 29 „ 9 v. u. lies Geist statt Ge st.
„ 29 „ 5 v. u. lies Pancratius statt Paneratius.
„ 78 „ 7 und 8 von oben lies beleben statt belegen.
„ 99 „ 9 v. o. lies Carikatur statt Carricatur und carikirt statt cartkirt.
„ 117 „ 11 von unten ist hinter Gedankeneinfälle ein Komma zu setzen.
„ 170 „ 10 v. u. lies selbst statt elbst.
„ 195 unten, in der Anmerkung, lies besseren statt beseren.
„ 221 „ 14 von unten lies Ideal statt Jedeal.
„ 249 „ 9 v. u. lies ankomme statt ankomne.

789091

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY